Deutsche Geschichten

in Prosa und Poesie

den beßten Geschichtschreibern nacherzählt und den deutschen Dichtern entnommen

von

Friedrich Krumbacher,
Lehrer an der höheren Töchterschule zu Nürnberg.

Nürnberg.
Verlag der Friedr. Korn'schen Buchhandlung.
1853.

Druck der Sebald'schen Officin in Nürnberg.

Vorrede.

Ein lebendiges Anschauen des Menschenlebens durch die verschiedenen Jahrhunderte in einzelnen Charakterbildern: das ist das Ziel des ersten geschichtlichen Unterrichts. Systematische Reihenfolge und wissenschaftliche Vollständigkeit muß daher einem ersten Lernbuche für die Geschichte ferne bleiben. Die einzelnen Charaktere müssen wie Heldengestalten lebendig vor der Seele des Kindes stehen; sie müssen Fleisch und Blut gewinnen und, wie theure Verwandte und Freunde, von ihnen geachtet nnd geliebt, oder bei einzelnen abschreckenden Beispielen verachtet werden. So wird allgemeine wie nationale Volksbildung durch den ersten Geschichtsunterricht gefördert.

Was vorliegenden Erzählungen von diesen Erfordernissen abgeht, muß der Lehrer durch mündliche lebendige Darstellung ersetzen; sie sind nur zur Wiederholung des Gesagten den Kindern in die Hände zu geben; sie sind gleichsam nur die Gerippe, um welche der Lehrer seine Helden bildet und formt, ein Handbuch für den Lehrer bilden sie nicht.

Der belebende Einfluß der Poesie auf Kinderherzen ist zu allgemein anerkannt, als daß wir nicht bei jedem Unterrichtsge-

genstande, der Gelegenheit bietet, schon frühe die Kinder in den reichen Schatz unserer Dichter einführen sollten. Manche der hier beigegebenen Poesien finden in der vorausgehenden prosaischen Erzählung eine erklärende Einleitung, die das Ganze anschaulicher, verständlicher und die Kinder für die poetische Form empfänglicher macht; so manche werden zum Auswendiglernen, andere zum freien mündlichen wie schriftlichen Nacherzählen geeignet gefunden werden.

So weit ich die Literatur der Geschichte für die Hand der Schüler kenne, glaube ich der Jugend, und somit auch meinen Collegen und Freunden, keine unwillkommene Gabe gebracht zu haben.

Krumbacher.

1.

Das deutsche Land vor 2000 Jahren.

Wenn man sich einen Begriff von dem Zustande des alten Deutschlands in jenen Zeiten machen will, so vertilge man in Gedanken vom Rhein bis zur Weichsel, von den Alpen bis zur Nord- und Ostsee alle Städte und Dörfer, alle mit einiger Bequemlichkeit versehene Wohnungen, alle Gärten und Aecker, alle Spuren des einfachsten Anbaues und bedecke den Landstrich mit ungeheuren Wäldern und weitverbreiteten Sümpfen und Morästen. Ein kalter, nebliger, bewölkter Himmel liegt über dem düstern Walde, und das zusammenhängende Laubdach der Eichen und Buchen läßt den milden Sonnenstrahl nicht durchdringen; daher der Boden feucht, sumpfig, bedeckt mit üppigen, ungenießbaren Schlingkräutern und Sumpfgewächsen. Acht Monate lang fehlt den Bäumen das Laub, sechs Monate hindurch stehen die Flüsse gefesselt vom Eis und schlummert die Keimkraft der Erde unter der dichten, weitverbreiteten Schneehülle. Auerochs, Rennthier und Elennthier erfreuen sich dieses düstern Himmelsstriches, Bär und Wolf gefallen sich wohl in der Wälder Nacht. Große Heerden von Pferden, Ochsen, Kühen, Schafen und Ziegen, stark und dauerhaft, werden von den Menschen, die hordenweise von Stelle zu Stelle ziehen, als nützliche Hausthiere gehalten; dazu gehören ferner zahme Gänse und Hühner. Der Hund diente zur Jagd und begleitete den Menschen sogar zur Schlacht; die Flüsse und Seen gaben reiche Beute an Fischen; der Rheinlachs wurde als Leckerbissen auf die Tafeln der reichen Römer gebracht. Bienen gab es in großer Menge.

Unter den Bäumen war es besonders die majestätische Eiche, die weithin den Boden mit ihren Wurzeln überzog, welche, wenn sie Hindernisse fanden, gerade aufstiegen, sich überbogen und die Erde wieder berührten, so daß sie Thore bildeten, hoch und weit genug für den Durchmarsch eines ganzen Geschwaders von Reitern. Von deutschen Rettigen spricht der Römer Plinius, die so groß, wie ein kleines Kind geworden sein sollen. Wo etwas Getreide gebaut wurde,

war es Gerste, woraus die Deutschen schon damals Bier brauten; Hafer diente zu Brod. Gras wucherte in reichlicher Fülle.

Daß die Eingeweide seiner Berge Gold und Silber bargen, das kümmerte den Deutschen wenig; er verstand nicht die Kunst, Schachte zu öffnen und Metalle zu sondern; Eisen war sparsam in seinem Besitze. Allgemein aber ward das Salz geachtet, woran noch jetzt im deutschen Vaterlande kein Mangel ist.

Noch etwas fand man schon damals, und fast ausschließlich in Deutschland — den Bernstein, den das Meer bei starken West- und Nordwinden freiwillig dem Menschen zuwarf, der es aber weniger achtete, als seine Eicheln. Der Asiate aber wog es mit Gold auf, und wir finden es bei Völkern als Gegenstand des Putzes genannt, als sie kaum aus dem Dunkel der Fabelwelt herausgetreten waren.

Es ist den Römern nicht zu verdenken, wenn sie unser Vaterland damals mit Schaudern betraten. Sie, die an einen fast nie getrübten, dunkelblauen Himmel, an das milde Klima und den Genuß lieblicher Südfrüchte, an das lachende Grün ihrer freundlichen Thäler gewöhnt waren, empfing hier ein bergiges, rauhes, sumpfiges Land, dessen trostlose Stille nur hie und da von dem Brüllen des Auerochsen oder dem Geschrei des einsamen Moorhuhns unterbrochen wurde.

Und wie ein Garten Gottes steht unser Deutschland jetzt da mit seinen Aeckern und Weinbergen, mit seinen Dörfern und Städten; ausgerottet sind jene fast undurchdringlichen Wälder, ausgetrocknet die Sümpfe, vertilgt der Ur, verjagt Bär und Wolf, der köstliche Obstbaum beschattet die Wiese, und manches fremde Samenkorn wuchert hier so gut, wie im heimischen Boden. Menschenfleiß, deutscher Fleiß hat dieses Land so verwandelt.

2.

Das deutsche Volk vor 2000 Jahren.

Der Name Deutsche wird von Deut, d. h. Volk, Leute, abgeleitet, und der Name Germanen, der den Deutschen von den Galliern gegeben wurde, bedeutet so viel als Wehrmann oder Kriegsmann. Zu dieser Benennung hat die Furcht Veranlassung gegeben, und es war demnach ein Ehrenname, den sich die Deutschen gar wohl konnten gefallen lassen. Germanien war also das Land der Krieger, das

Heldenland. Die Deutschen waren damals von bedeutender Größe; Männer von 7 Fuß Höhe waren gewöhnlich, ja Teutobach, der Anführer eines deutschen Stammes, den Marius besiegte, überragte die Siegeszeichen, die man beim Triumphzuge in Rom vor ihm hertrug. Die Körperfarbe war weißer, als sie jetzt ist, weil den dichten Wald, den der deutsche Jäger und Hirte dem Aufenthalte auf freiem, besonntem Acker weit vorzog, selten ein Sonnenstrahl durchdrang. Die Deutschen hatten damals fast alle blaue Augen und sehr blonde, gelbliche, fast röthliche Haare, die an beiden Seiten des Kopfes herabfielen und gekräuselt auf den Schultern ruhten. Sie hielten viel auf ihre Haare; sie galten für unverletzlich, und der Verlust derselben war die größte Schmach. Die Modesucht der Römerinen gab diesen Haaren noch mehr Werth, denn bald wollte keine Römerin von Rang und Vermögen ihre natürlichen dunkeln Haare sehen lassen, alle wollten mit blonden prangen.

An Körperstärke kam den Deutschen kein anderes Volk bei; ihr schlanker Wuchs, ihre gewölbte Stirne, ihr längliches Gesicht, ihre breiten Schultern, nervigen Arme und schlanken, kräftigen Beine fanden selbst die Römer schön. Ihre ganze Lebensweise, vom zartesten Kindesalter an, bezweckte Abhärtung. Kaum geboren, wurde das Kind im Fluß oder Bach gebadet, ging unbedeckt und unbeschützt gegen Regen und Wind. Sobald der Knabe heranwuchs, war Jagd seine Lieblingsbeschäftigung; das war die Schule seiner kriegerischen Bahn, die Wiege seines Muthes. Der Kampf auf Leben und Tod mit dem Ur oder mit Bären und Wölfen war des Jünglings Ruhm und Ehre. Im Springen, Laufen und Schwimmen übertraf nicht leicht ein anderes Volk das deutsche jener Zeit.

Dabei ging der Mann halbnackt; sein einziges Kleidungsstück war eine Art Mantel aus Fellen, am liebsten aus Rennthierfellen. Die Füße waren bloß, oder mit Sohlen, die mit Riemen befestiget waren, versehen; der gewöhnlich unbedeckte Kopf wurde im Kriege durch eine Sturmhaube geschützt, die oft aus dem Kopfe eines erlegten Wildes verfertiget war, woran man noch die Hörner eines Urs oder Rennthieres oder Hirsches prangen sahe. Die Frauenkleidung war von der männlichen wenig verschieden, bis durch die Bekanntschaft mit den Römern auch bei den deutschen Frauen die Putzsucht Nahrung fand. Sie wußten bald ihre einfachen Mäntel mit Purpurstreifen zu verschönern, bald nahmen sie Leinwand und andere Stoffe zu ihren Kleidungsstücken, bald trugen sie Halsketten und Armbänder.

Die Deutschen hatten keine schönen, nicht einmal bequeme Wohnungen; eine Höhle, ein Dach aus Aesten und Gesträuchen geflochten, ein hohler Baumstamm: mehr als dies brauchte der deutsche Jäger nicht. Der Hirte und Ackerbauer hatte eine ebenso einfache Wohnung, die, wenn ihm der Weideplatz oder das Stück Ackerland bei derselben nicht mehr genügte, ebenso leicht abgebrochen war, als er sie erbauet hatte. Es wurden im Vierecke Stämme in den Boden eingelassen, Balken über Balken eingefügt, die Zwischenräume mit Baumästen durchflochten und dann mit Lehm überzogen. Das Dach erhielt seine Bedeckung von Schilf. Man ließ eine Oeffnung zum Eingang und an den Wänden einige Luft- und Lichtlöcher. An den Wänden lief eine vom Boden nur etwas abstehende Bank umher, worauf die Bewohner saßen und schliefen. In der Mitte der Hütte wurde auf dem Boden Feuer unterhalten; um dasselbe hergelagert, wurde das Mahl verzehrt.

Ihre Nahrung bestand aus dem Fleische des erlegten Wildes, aus Waldbeeren und Wurzeln, nach den ersten Schritten der Kultur aus Milch und Fleisch gezähmter Thiere, aus dünnen Kuchen, von Hafer gebacken, aus Brei und Klößen. Dabei tranken sie Bier, aus Gerste gebraut, das sie sich aus ihren Trinkhörnern oder aus den Schädeln erschlagener Feinde gar trefflich schmecken ließen.

3.

Die alten Deutschen im Kriege.

Mit den Waffen in der Hand hatten sich die Deutschen ihre Wohnsitze errungen, und stets in Gefahr, wieder verdrängt zu werden, war Krieg ihre Hauptbeschäftigung, ihre Lust, ihr ganzes Leben. Die Jagd war ihre Vorübung, ihr Kriegsspiel.

Die altdeutschen Krieger trugen weder Panzer noch Helm; die Streitaxt war die Hauptwaffe; außerdem findet man bei ihnen Lanzen, Wurfspieße und Schwerter, auch Bogen und Pfeile; jeder trug einen langen, sehr schmalen Schild von Holz, mit Leder überzogen; ihre Fahnen oder Standarten waren lange Stangen mit Thierbildern. Eine Art von Trommel und Trompete gab das Zeichen zum Angriff. Hierauf stimmten sie den Schlachtgesang an. Aus leisem Gemurmel, das sich stets steigender und verstärkter erhob, wurde ein wildes Getöse, das bald, den brandenden Wogen gleich, mit Donnergebrüll da-

her brauste, die Kampfwuth anzufachen und, wo nöthig, zu verzweifelndem Widerstande anzuspornen.

Hatten sie Reiterei, so war das Fußvolk zwischen die Reiter vertheilt, die ohne Sattel zu Pferde saßen, den Schild zur Bedeckung, den Wurfspieß zum Angriff. Bald drangen sie vor, bald wichen sie zurück, um den Feind zu täuschen und zu locken, und war die Entscheidung zu ihren Gunsten ausgefallen, sahen sie den Feind fliehen, dann füllte ungemeßner Siegesjubel die Lüfte weit umher; wurden sie aber geschlagen, dann verkündete auch weithin ein fürchterliches Jammergeschrei ihr Unglück.

In der Regel blieben Weiber und Kinder vom Kampfe fern; doch hielten sie sich in der heimathlichen Hütte nicht sicher, dann zogen sie mit den Männern, und Treue, Muth und Todesverachtung war der deutschen Frauen höchste Pflicht. In den hitzigsten Kampf wagten sie sich, um die Streitenden mit Speise und Trank zu erquicken, die Verwundeten zu verbinden, die Wankenden durch muthigen Zuruf anzufeuern, die Fliehenden durch Verzweiflung und Thränen zum Stehen zu bringen. Den deutschen Frauen ist es öfter als einmal gelungen, durch Ausbrüche der Verzweiflung durchbrochene Schlachtordnungen wieder herzustellen und den Sieg zu sichern, der sie vor der Sklaverei bewahrte und dem Vaterlande die Freiheit erhielt. Wichen dennoch die deutschen Krieger, weder die Thränen der Kinder, noch das Flehen ihrer Frauen achtend, so vertheidigten die Weiber die Wagenburg nicht blos gegen den verfolgenden Feind, auch gegen Männer, Väter, Brüder und Söhne fechtend. Sie fürchteten nichts so sehr, als den Jammer der Knechtschaft, sie ertrugen sie kaum; ihre Trauer verwandelte sich in Raserei, ihr Heldenmuth wich der Verzweiflung, und sie tödteten oft ihre Kinder und sich selbst, um der Sklaverei grausamer Feinde zu entgehen.

Die Römer ehrten die Kriegserfahrenheit und den Muth der Germanen hoch. Sobald sie einzelne Völkerstämme auf ihre Seite gebracht hatten, so suchten sie dieselben durch Auszeichnungen und Belohnungen aller Art zu vermögen, unter ihren Fahnen zu dienen. Schon Augustus hatte eine deutsche Leibwache, und Titus rief den stolzen Juden zu, die sich gegen Rom empört hatten: Trotzt nicht auf eure Kraft; in meinem Heere sind Germanen!

Die meisten Kriege der Deutschen waren solche, die sie zur Vertheidigung ihres Vaterlandes führten; da eilten schnell Alle zum Schutze herbei. Zuweilen waren sie auch der angreifende Theil, fielen

in das Gebiet des Nachbars ein und raubten und plünderten. Dazu hatten sie eine Art besoldeter Kriegsleute, Gefolge genannt, die zum Lohne Waffen, Nahrung und Antheil an der Beute erhielten. Aber auch diese besoldeten Krieger waren lauter Freie; der Knecht konnte nie wehrhaft werden und keine Waffen tragen. Das schöne Recht, für Volk und Vaterland zu streiten, gebührte nur dem edlen, freien Mann.

Der gefallenen Helden warteten in Walhalla fröhliche Trinkgelage und Lustgefechte; auf Erden ehrten sie Heldengesänge, zur Harfe der Barden gesungen.

4.

Sitten und Gebräuche der alten Deutschen.

Die alten Germanen werden uns als große Gastmahl- und Trunkfreunde geschildert. War der Hausherr nicht durch Krieg oder Jagd beschäftiget, so saß er in der Hütte mit einigen Freunden, um fröhlich zu schmausen und zu zechen, oder er besuchte seine Freunde in gleicher Absicht. Sie trennten sich selten vor Abend; nur ein Bad, im Winter ein warmes, im Sommer ein kaltes im Freien, unterbrach diese Gelage. In der Hütte lagen die Bären- und Wolfsfelle ausgebreitet, und auf diese lagerten sich die fröhlichen Zecher; die Schüsseln standen in der Mitte des Kreises, die Finger vertraten die Stelle der Messer und Gabeln, die Trinkhörner wurden fleißig geleert; Knaben warteten bei den Gastmahlen auf. Die Frauen wurden nicht zugelassen.

Bei solchen Gastmahlen wurden die wichtigsten Sachen verhandelt, über Krieg und Frieden der einzelnen Stämme entschieden, Rüstungen besprochen und eheliche Verbindungen geschlossen. Da wurde aber auch mit den Würfeln leidenschaftlich um Hab und Gut gespielt, ja oft der Güter höchstes, die Freiheit, eingesetzt.

Mitleid mit dem Elend Anderer und Gastfreiheit im ausgedehntesten Sinne des Wortes finden wir bei den alten Germanen. Jeder Hausherr nahm den Fremden mit Freuden in seine Hütte auf, reichte ihm reichlich Speise und Trank und beschirmte ihn in jeder Gefahr; er sorgte für den Fremden, wie für ein Glied seiner Familie, und beim Abschiede reichte er ihm Geschenke.

Die Ehen wurden bei unsern Vorfahren so heilig gehalten, daß

selten ein Treubruch vorkam. Der Frau lag die ganze Sorge für das Hauswesen ob; sie spann, webte, stand der Feldarbeit und der Heerde vor, pflegte die Kleinen und theilte, wenn es galt, auch sogar die Mühen und Gefahren weiter Heereszüge und blutiger Schlachten. Die Braut brachte kein Vermögen in die Ehe mit, erbte auch nichts von den Gütern des Vaters; diese gehörten den Söhnen. Der Mann überreichte der Braut Geschenke: ein Gespann Ochsen, ein gezäumtes Pferd, Wurfspieß, Schwert und Schild.

Die alten Deutschen dichteten und sangen. Ihre Gottheiten und Helden, Krieg und Jagd waren die vorzüglichsten Gegenstände altdeutscher Gesänge. Leider sind sie in den Wäldern verhallt, und keine Spur von ihnen ist bis zu uns gedrungen. Kunstlos und wild war der Tanz; mit den Waffen in der Hand ahmten die Jünglinge die Wendungen und Stellungen der Jäger und Krieger nach; selbst ihr Tanz war Vorübung zur Schlacht. Ihre Feste, religiöse wie bürgerliche, wußten sie nicht besser als mit Trinkgelagen und Kampfspielen zu begehen.

So lange unsere Väter den alten einfachen Sitten und Gebräuchen treu blieben, waren sie wenig von Krankheiten heimgesucht; man heilte sich durch einfache Hausmittel; auch ist der Aberglaube dabei selten unthätig gewesen. Den Tod in der Schlacht hielt Jeder für ehrenvoll und wünschenswerth. Sie verbrannten die Leichname, wohl auch die Waffen und das Lieblingsroß des Verstorbenen; die Asche wurde in eine Urne von Thon gesammelt, ein großer Erdhügel über dem Aschenkruge aufgeworfen, und derselbe mit Steinen, reihenweise geordnet, höher oder niedriger, je nach dem Ansehen des Verstorbenen, umgeben. Oft wurde noch ein Kreis von Bäumen um diese Grabstätte gepflanzt, und von Freunden und Verwandten auf diesen Hügeln geschmaust, so wie zweimal vierzehn Nächte die Wittwe ihre Klagen dort erneuern mußte. Dergleichen Grabstätten findet man noch viele in ganz Deutschland, und da man Anfangs die Gebeine der Pferde für Menschenknochen hielt, so glaubte man da ein Riesengeschlecht begraben, und nannte ein solches Grab ein Hünen- oder Riesengrab.

5.

Die Verfassung der Deutschen vor 2000 Jahren.

Jedes Familienhaupt war über seine Person, seine Familienglieder und sein Besitzthum unumschränkter Herr und Gebieter. In seinem Hofbezirke war der Vater König und Priester. Nie störte ihn ein Höherer in der Ausübung dieser Gewalt. Sein Gehöft war ihm eine Freistätte, wo ihn selbst die Gesetze nicht erreichen konnten. Würde er selbst des höchsten Verbrechens — Verrätherei und Untreue gegen den Staat — beschuldiget, und wollte er nicht vor öffentlicher Versammlung erscheinen, um sich zu rechtfertigen, so konnte ihn kein Richter aus dem Hause holen lassen; er mußte das Haus des Widerspenstigen anzünden lassen, um ihn aus seiner Freistätte zu vertreiben.

Der Familienvater besaß unumschränkte Gewalt über seine Leibeigenen; er konnte sie sogar ohne Frage tödten; er konnte sie aber auch nach vielen treu geleisteten Diensten der Dienstbarkeit entlassen; er konnte ihnen erlauben, zu heirathen und einen eigenen Hausstand zu bilden. — Wurde einem der Hausgenossen ein Unrecht zugefügt, so rächte es der Hausvater. Angethane Beleidigungen selbst zu rächen, das hielt der alte Germane für eines seiner größten Vorrechte. In einem Freien war die ganze Familie beleidiget; sie verband sich nun fester zur Rache; konnte diese zu Lebzeiten des Vaters nicht ausgeführt werden, so mußte der Sohn oder Erbe des Gutes schwören, sein vermeintliches Recht zu verfolgen und nicht eher zu ruhen, bis er Rache an dem Beleidiger genommen habe.

Zwischen den Mannen eines jeden Bezirks bestand eine Vereinigung zur gemeinschaftlichen Nutzung und zur Vertheidigung. Um die Zeit des Vollmondes trat die Markgenossenschaft zusammen; der Richter der Mark oder des Gaues, der Gaugraf, führte den Vorsitz, hörte die Klagen und sprach Recht. Mit Tagesanbruch versammelte man sich unter freiem Himmel; Keiner erschien ohne Waffen. Konnte wegen Mangel an Geständniß kein Urtheil gefällt werden, so mußte der Zweikampf als Gottesurtheil entscheiden.

Bei diesen Versammlungen wurde viel geschmaust und gezecht. Wenn die großen Trinkhörner recht geläufig von Hand zu Hand gingen, da erwogen die alten Germanen erst recht gründlich des Staates Wohlfahrt; das Herz trat da auf die Zunge. Doch verschoben sie

weise einen wichtigen Beschluß bis zum anderen Morgen. Da wurde die Sache noch einmal, kalt und nüchtern, überlegt, berathen und alsdann erst ein Urtheil gefällt, welches die Kraft eines Gesetzes erhielt. — Wie der Familienvater in seinem eigenen Hause Vergehen und Verbrechen richtete und strafte, darum kümmerte sich, wie schon gesagt, der Staat nicht im geringsten; aber Verbrechen des Freien gegen den Freien, gegen den Staat und gegen die Gottheit, darüber erkannte das Volk. Die Todesstrafe konnte nur der Priester erkennen; Landesverräther und Niederträchtige, die zu dem Feinde übergegangen waren, knüpfte man auf; Feige wurden in einen Sumpf versenkt; wer seinen Schild, ohne verwundet zu sein, in der Schlacht verlor, der wurde für ehrlos erklärt, für unfähig, in der Volksversammlung zu erscheinen oder an Festen Theil zu nehmen. Das war für den Deutschen die fürchterlichste Strafe; die meisten, über welche sie ausgesprochen wurde, gingen freiwillig in den Tod.

So wie die Familienhäupter gegen die Markgenossenschaft, so verhielt sich diese gegen die ganze Nation. Jede Markgenossenschaft war für sich frei, selbstständig und unumschränkt, aber mit den übrigen zur Gemeinschaft der höheren Nationalanliegen, vorzüglich der Vertheidigung verbunden. Was aber bei aller Freiheit und Selbstständigkeit der Einzelnen, wie der Gemeinden, das Ganze zusammenhielt: das war ihre natürliche Unverdorbenheit, ihre ungeschwächte Kraft, ihr fester Wille, ihr schlichter Verstand. Kulturstand und Sitten wirken mehr, als der Zwang gegebener Gesetze.

6.

Die Religion der alten Deutschen.

Unsere Voreltern hatten würdigere Vorstellungen von der Gottheit, als man bei ähnlichen heidnischen und rohen Nationen je gefunden hat. Die allbelebende Sonne und das wohlthätige Feuer, denen sie Licht und Wärme, das Gedeihen ihrer Saaten und so manche andere Annehmlichkeiten des Lebens verdankten, waren Gegenstände ihrer Verehrung. Aus demselben Grunde verehrten sie den Mond und die Erde. Den Gott aller Götter nannten sie Odin, den Gott des Krieges Wodan, die Göttin der Liebe Freya; Thor hieß ihr Donnergott, Braga der Gott der Weisheit, Balder der Gott der Beredsamkeit, und so hatten sie noch mehrere andere.

Diese Götter verehrten sie nicht in Tempeln; sie machten sich von ihnen auch keine Bilder, sondern im Schatten ehrwürdiger Eichen, im Dunkel heiliger Haine standen ihre Altäre; hier beugten sie sich vor dem unsichtbaren unbegreiflichen Wesen, hier brachten sie ihre Opfer. Wenn im Kriege Gefangene gemacht wurden, so schlachteten sie als Dank und zur Ehre der Götter einen Theil der Gefangenen auf ihren Altären.

Wie alle ungebildeten Völker hatten sie ein großes Verlangen, die Zukunft zu erforschen. Wollten sie wissen, wie ein Krieg oder eine andere wichtige Unternehmung ausfallen werde, so zogen sie das Loos, beobachteten den Flug und das Geschrei der Vögel oder das Schnauben und Wiehern der Pferde. Man hielt hiezu besondere weiße Rosse, die man als Mitwisser der Gottheit für heilig hielt, sie auf öffentliche Kosten fütterte und in den gottgeweihten Hainen zur Ehre der Götter und als Verkündiger ihres Willens unterhielt. Die Wahrsagerinen deuteten unter andern auch aus dem Wirbel des Wassers die Zukunft.

Die alten Deutschen glaubten auch an ein zukünftiges Leben und nannten den Ort der Seligen, wo vornehmlich ihre gefallenen Helden in Freude und Wonne schwelgten — Walhalla. Wie ihre Vergnügungen auf der Erde waren, so dachten sie sich ihre Freuden in Walhalla. Da gab es Lustgefechte und Spiele aller Art, da wurde gezecht und aus den Hirnschädeln erschlagener Feinde köstliches Doppelbier getrunken.

Vor allem bewahrte der Norden lange den Glauben der Väter. Auf dem lieblichsten Eilande der Ostsee, der Insel Rügen, liegt, von bemoosten Hügeln umgeben, im Schatten riesiger Buchen, die den heiligen Hain bildeten, der Herthasee und an seinem nördlichen Ufer die Herthaburg, der Sitz der Göttin Hertha, der Geberin alles Segens im Felde und Walde. Tiefe Stille herrschte im heiligen Haine, dessen Innerstes nur des Priesters Fuß betrat; selbst der gewaltige Ur, das riesige Elenn und der grimmige Bär schienen scheu zurückzuweichen vor dem heiligen Ort, dem des Menschen Fuß nur in tiefster Ehrfurcht sich nahte.

Wenn der wiederkehrende Lenz die erstarrte Erde mit seinen wärmenden Strahlen begrüßte, und die schlummernden Kräfte der Natur von ihrem langen Winterschlafe erwachten, da nahten sich ganze Schaaren von Menschen in stiller Erwartung dem heiligen Hain, um das Frühlingsfest zu feiern. Die Priester bespannten den Wagen der

Hertha, schmückten ihn mit köstlichen Teppichen und fuhren die herabgekommene Göttin, unsichtbar dem Volke und nur den Geweihten bemerkbar, auf der Insel umher. Dann überließ man sich der Freude, man hielt Mahlzeiten, trank aus dem Horn des Urs, tanzte zwischen aufgestellten Schwertern, unterhielt sich durch das beliebte Würfelspiel, lauschte dem Gesange der Barden. War der Umzug der Göttin vollendet, so badete man Wagen und Teppiche in dem geheimnißvollen See; und die Sklaven, welche man dabei gebrauchte, kehrten nie zurück; der See verschlang sie. Daher entstand denn ein geheimes Grauen und eine heilige Scheu vor Dem, das nur schauen durften, welche starben. Noch zeigt man auf der Insel Rügen den heiligen Hain, wo einst die freien Deutschen sich zum Frühlingsfeste der Mutter Erde versammelten, und die Priester ihren Umzug hielten; noch ruht dort der Herthasee zwischen bemoosten Hügeln, noch fassen heilige Schauer den Fremdling bei den umgestürzten Altären und Opfersteinen der Vorzeit und bei den großartigen Wundern der Natur. Tausend Schritte davon sieht man das offene Meer und die herrliche Stubbenkammer und den Königsstuhl mit seinen erhabenen Pfeilern.

7.

Hermann, der Befreier Deutschlands.

Rom selbst sollte einen seiner mächtigsten Feinde und den Retter deutscher Freiheit groß ziehen. Hermann, der Sohn eines Cheruskerfürsten, war schon als Kind mit mehreren anderen Geiseln nach Rom gekommen und lernte dort die römische Kriegskunst, zugleich aber auch den Haß gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes. Ein vier und zwanzig jähriger Jüngling, tapfer und beredt, schlanker Gestalt und edlen Gesichtes, kam er zurück nach Deutschland und vereinigte bald Alle, die das Schmachvolle des römischen Joches fühlten, zu einem Bündnisse gegen die Fremdlinge. Quintilius Varus, der römische Statthalter, der sich gegen die armen Deutschen die härtesten Bedrückungen erlaubte, schenkte dem Hermann unbegränztes Vertrauen; er ahnete nicht, welch ein Löwe hier schlummerte, der ihn zu vernichten nur die Gelegenheit erwartete. Hermanns ungetreuer Schwiegervater Segest, Fürst der Katten, dessen schöne Tochter Thusnelde Hermann geraubt hatte, weil sie ihm der Vater nicht zur Gemahlin geben wollte, bemühte sich umsonst, Quintilius Varus die Augen zu öffnen; er ver-

langte vergebens, daß Varus den Hermann und die andern Häuptlinge gefangen nehmen sollte; der Jüngling hatte sich zu fest in sein Vertrauen gesetzt, und in vermessener Sicherheit lebte Varus dahin.

Da brach an der Ems eine Empörung gegen die Römer aus, und Varus zog eiligst mit seinen Legionen dorthin, um die Ruhe wieder herzustellen. Hermann führte mit den deutschen Hülfsvölkern die Nachhut. Als Varus in dem jetzigen Fürstenthum Lippe in ein Thal, mit waldigen Bergen umgeben, vorgerückt war, wurden die Römer von den Deutschen plötzlich von allen Seiten angegriffen; denn Hermann mit seinem Nachtrabe fiel auch von hinten über sie her und richtete eine schreckliche und schmachvolle Niederlage unter ihnen an. Die ganze Natur schien sich mit den Deutschen gegen die Römer verschworen zu haben; der Regen goß in Strömen, alle Gewässer waren angeschwollen; auf dem sumpfigen Boden sanken die schwerbepackten Römer ein; Bogen und Pfeile wurden von dem drei Tage lang anhaltenden Regen unbrauchbar, der dichteste Wald mit seinen uralten Stämmen und seinem mächtigen Gestrüpp versperrte den Flüchtigen den Weg. Varus ließ alles überflüssige Gepäck verbrennen, er ließ seine Soldaten sich verschanzen, sie wehrten sich drei Tage wie Verzweifelte; aber vergebens, der Vertilgungskampf wurde von den Deutschen mit allzugroßer Entschlossenheit und Begeisterung geführt; von allen Gauen strömten sie in Waffen herbei; Segests Sohn selbst, Segimund mit Namen, der eine Priesterwürde bekleidete, zerriß seine Priesterbinde und eilte mit dem Schwerte seinem Volke zu Hülfe. Endlich am dritten Tage war den Römern jeder Ausweg versperrt; mit dem Rauschen des Regens und dem Geheul des Sturmes mischte sich der erneuerte Schlachtruf der Deutschen; dort Weheruf und Jammergeschrei, hier Schlachtgesang und Siegesruf. Die Römer warfen die Waffen weg oder gaben sich mit eigener Hand den Tod, und auch Varus, der Gefangenschaft mehr fürchtete, als den Tod, stürzte sich in sein Schwert. Nur Wenige entkamen, um die Trauerbotschaft nach Rom zu bringen. Als der Kaiser Augustus dies vernahm, rief er händeringend aus: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!" Zum Zeichen der äußersten Bekümmerniß ließ er sich mehrere Monate lang Haupthaar und Bart wachsen, und das sonst so stolze Rom theilte den Kummer seines Herrschers, denn es glaubte schon die gefürchteten Deutschen vor seinen Thoren.

Das ist die berühmte Hermannsschlacht im Teutoburger Wald im Jahre 9 nach Christi Geburt. Wem deutsches Blut in den Adern

rinnt, dem schlägt das Herz höher bei dieser Geschichte. Ohne Hermanns Muth und Hingebung hätten wir fremde Sitten, fremde Sprache, und der Name „Deutschland" wäre vielleicht aus dem Bunde europäischer Länder gestrichen. — Aber hört das schmähliche Ende, welches die Zerrissenheit Deutschlands, der Neid und die Mißgunst seiner Fürsten dem Helden Hermann bereiteten. In den Jahren der schönsten Manneskraft, mit dem ewigen Lorbeer des Ruhmes um seine Schläfe, konnten ihn seine eigenen Verwandten, seine Bundesgenossen und Freunde, weil sie seine Ueberlegenheit fühlten und seine Macht fürchteten, mit meuchelmörderischer Hand niederstoßen! Die unglückliche Thusnelda war schon früher in die Hände der Römer gefallen, und thränenlos, mit starrem Blicke, von unbeschreiblichem Jammer das Herz zerrissen, kehrte sie der deutschen Erde den Rücken und folgte ihren tiefgehaßten Feinden in die Gefangenschaft nach Rom.

8.

Althessische Sage.

Im Scharfenstein gen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Wie Hufschlag und wie Schwerterklang hörst du's tief drinnen beben;
Das rauscht so dumpf, das klirrt so schwer und rüttelt an den Pforten,
Bis daß der Berg sich kreißend hebt und aufthut aller Orten.

Dann stürzen aus den Klüften flugs viel wimmelnde Gesellen,
Die sich bei bleichem Mondenlicht in lange Reihen stellen;
Die Tuba klingt, es blitzt der Helm, die Mäntel weh'n im Winde.
Und um den Führer sammelt sich das bleiche Heer geschwinde.

Fort brausen sie in's nahe Thal, daß helle Funken springen,
Sie tummeln sich, sie hetzen sich, wie auf des Sturmes Schwingen:
„Ins Vaterland! Zum Tiberstrand! die Stunde hat geschlagen;
Und wenn's uns heute nicht gelingt, so woll'n wir's nimmer wagen."

Der Scharfenstein, der weiß die Mär' aus alten Römertagen,
Da ward an seinem steilen Fuß die beßte Schlacht geschlagen,
Da mußt' die Erde purpurroth gar viel des Blutes trinken,
Und Roma's Adler sieggewohnt in deutschen Staub versinken.

Barbaren hier, Barbaren dort, wie Pilze aufgeschossen!
Von Feind' und Felsen allerseit die Römer eingeschlossen!
Hei! flogen da die Hiebe nicht und stürzten nicht die Glieder!
Wie Aehren in dem Waizenfeld mäht sie die Sense nieder.

Da warf sich in der höchsten Noth mit flehender Gebärde
Der Imperator, stolz zu Roß, hernieder an die Erde:
„So rette du, du beßter Gott, du größter, uns von Schande!
Berg, nimm uns auf, ein freies Grab in dem Barbarenlande!"

Und ihm zur Rechten donnerts laut, es blitzt aus Jovis Brauen,
Im Nu zerspaltet sich der Berg, entsetzlich anzuschauen,
Verschlungen ist so Freund wie Feind in dunklen Felsenrissen,
Und drüben sieht man starr und stumm den Scharfenstein sich schließen.

Doch unten gegen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Dann müssen aus geborstner Gruft die Römer sich erheben;
Den Weg gen Süden ziehn sie hin, ein langes Heer von Leichen,
Sie zieh'n und können nimmermehr der Reise Ziel erreichen.

Und bei dem ersten Hahnenschrei, da kehrt von allen Orten
Der Zug zurück zum Scharfenstein und rüttelt an den Pforten.
Die öffnen sich, wie dazumal, mit Tosen und mit Flammen,
Und thun sich ob dem letzten Mann ganz todtenstill zusammen.

F. Dingelstedt.

9.

Die Völkerwanderung.

Eine Reihe von Heerfahrten verschiedener Völker fielen in die römischen Provinzen ein und unterwarfen sich diese. Diese Bewegung, einzig in ihrer Art, mit Recht eine Revolution zu nennen, fing von dem Eismeere an und erstreckte sich bis zu dem atlantischen Ocean; erst im nördlichen Afrika fand sie ihre Gränze. Sie dauerte von 375 bis 568, also fast 2 Jahrhunderte. Zuerst verließen die Hunnen, ein wildes, kriegerisches Volk im nordöstlichen Asien, ihre Wohnsitze. Es waren Leute mit schwarzem, struppigem Haar, schmutzig gelber Gesichtsfarbe, breitschulterig und klein von Leibe. Von ihren Pferden waren sie fast unzertrennlich; sie aßen, tranken und schliefen darauf. Ihre schmutzigen Weiber und Kinder führten sie auf Karren mit sich. So jagten sie durch die Welt, von Land zu Land, raubten, sengten, mordeten, und jagten die Völker vor sich her, wie ein Wolf die Heerde. Zuerst stießen sie auf die Alanen und Westgothen, welche an dem Dniester, der Donau und der Weichsel wohnten. Diese verbanden sich mit den in Ungarn wohnenden Vandalen und durchzogen Germanien; von da drangen sie über den Rhein nach Gallien, das sie gräß-

lich verwüsteten, und setzten sich endlich in Spanien fest. Die Vandalen gingen nach Afrika über, und ihr berühmter König Genserich errichtete da ein Reich, das nach 105 Jahren des Kaisers Justinian großer Feldherr Belisar zerstörte. Die Hunnen fielen endlich unter ihrem König Attila in Italien ein und bedrohten Rom. Noch gefährlichere Feinde für die Römer waren die Gothen, die erste und mächtigste unter den germanischen Völkerschaften, welche wahrscheinlich zuerst an der Ostsee ihre Wohnungen hatten. Sie belagerten unter ihrem Könige Alarich Rom zu verschiedenen Malen, eroberten und plünderten es. Rom, das so manches Jahrhundert die ganze gebildete Welt beherrscht hatte, erlag diesen Barbaren; ja Odoaker, ein Feldherr der Heruler und Rugier, wurde Beherrscher von ganz Italien.

Die in Deutschland zurückgebliebenen Völker waren auch stets auf Wanderung. Die Sachsen, die vorher in Holstein gewohnt hatten, gingen über die Elbe und besetzten den Theil des Landes, welchen die Franken verlassen hatten, die über den Rhein gegangen waren, um sich in Gallien festzusetzen. Nebst den Sachsen waren jetzt Friesen, Thüringer, Schwaben und Bayern die Hauptvölker Deutschlands.

Doch welches waren die Ursachen dieser mächtigen Bewegungen durch ganz Europa? Ueberhäufte Bevölkerung, der Andrang anderer Völkerschwärme, besonders aber der lockende Reiz der schönen südlicheren Provinzen.

Und welches waren die Folgen dieser totalen Umwälzungen? Durch die Vermischung der neuen Ankömmlinge mit den alten Einwohnern entstanden ganz neue Nationen; durch die Verpflanzung der fremden Wörter und Ausdrücke in die bisher gewöhnliche Sprache entstanden die neuern Sprachen, die italienische, französische, spanische ꝛc.; die fremden Völker, meist Heiden, lernten das Christenthum kennen und wärmten sich an den Strahlen des himmlischen Lichtes, das ihnen allmählich aufging. Freilich machten sie nur langsam Fortschritte in der Cultur. Als Leute, die sich blos mit den Waffen beschäftigten, verachteten sie Künste und Wissenschaften, die zwar schon vor der Völkerwanderung in Verfall gerathen waren, durch sie aber gänzlich sanken. Nur den Geistlichen blieben noch spärliche Kenntnisse übrig. Die schönen Denkmäler alter Kunst wurden größtentheils zerstört; man nennt dieses Zeitalter das barbarische.

10.

Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.
Und den Fluß hinauf, hinunter, zieh'n die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes beßten Todten.
Allzu früh und fern der Heimath mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.
Und am Ufer des Busento reih'ten sie sich um die Wette;
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung auf dem Pferde.
Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweitenmale ward der Fluß herbeigezogen;
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
Und es sang ein Chor von Männern: Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!
Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

Graf von Platen.

11.

Das fränkische Reich.

Unter allen deutschen Stämmen war der der Franken der gewandteste und unternehmendste. Sie wohnten in Westphalen, drangen von da über den Rhein und breiteten ihr Reich bis an das Gestade der Nordsee aus. Ein junger, kriegslustiger und mächtig aufstrebender König dieses deutschen Volksstammes, Namens Chlodwig, überfiel unvermuthet den römischen Statthalter in Gallien, schlug ihn und setzte sich so in Paris fest. Darauf vermählte er sich mit Chlothilde, der Nichte des zu Lyon herrschenden burgundischen Königs Gundebald, die schon Christin war, und alle ihre Beredsamkeit aufbot, ihren jungen Gemahl zu bekehren. Er gab ihr lange kein Gehör, bis ein Krieg mit den Alemannen ausbrach, worin er im Gedränge des heißen Kampfes gelobte, ein Christ zu werden, wenn er über sie siegen werde. Dies gelang ihm in der Schlacht bei Zülpich (zwischen

Bonn und Aachen) und mit 3000 Edlen seines Gefolges ließ er sich zu Rheims taufen und als christlichen König der Franken salben. Man sieht noch heute in der Domkirche zu Rheims das Oelfläschchen, das, mit heiligem Oele gefüllt, eine Taube vom Himmel herab zu dieser heiligen Handlung brachte. Ob das Christenthum auf sein wildes Gemüth Einfluß geübt hat, mag man daraus ersehen, daß er sechs, mit ihm verwandte fränkische Fürsten durch schändliche Gewaltthaten aus dem Wege räumen ließ, ja einen davon mit eigener Hand erschlug; daß er einen Sohn zum Vatermord, einen Heerführer durch Bestechung mit einem falschen Schmucke zur Untreue verleitete; und das Alles nur, um sein Reich zu vergrößern und seine Macht zu erweitern. So gründete Chlodwig durch List, Raub und Mord das fränkische Reich. Auf solchem Beginnen konnte der Segen des Himmels nicht ruhen. Seine Nachfolger zeichneten sich durch unmenschliche Grausamkeiten und wilde Barbarei aus, die mehr als Grauen und Abscheu erregen. Die letzten Sprößlinge aus seinem Geschlechte waren weichliche Menschen, ohne alle geistige, sittliche und körperliche Kraft. So kam es, daß ihre ersten Minister — Majordomus — unumschränkt regierten, und daß Pipin von Herstall, ein tapferer und kluger Mann, die Majordomuswürde in seiner Familie erblich machte. Sein Sohn Karl Martel erwarb sich unvergänglichen Ruhm dadurch, daß er die Araber oder Mauren, welche über die Pyrenäen in's Herz von Frankreich eingedrungen waren, in einer siebentägigen Schlacht so auf's Haupt schlug, daß sie nach Spanien zurückwichen. Davon erhielt er den Beinamen Martel oder Hammer, weil er so wacker auf die Feinde losgeschlagen hatte. Sein Sohn Pipin der Kleine oder der Kurze machte endlich einen Versuch, den Scheinkönig Childerich III. vom Throne zu stoßen und sich selbst die Königskrone aufzusetzen. Zu diesem Ende sandte er Abgeordnete nach Rom und ließ den Papst Zacharias fragen, ob derjenige, welcher schwach und kraftlos die Königskrone trage, oder derjenige, welcher allein und unumschränkt die Regierung führe, den Königstitel in Anspruch nehmen könne. — Pipin, der bisher das Christenthum so thätig befördert hatte und dem Papste durch den Erzbischof Bonifacius empfohlen war, wußte im Voraus, daß die Antwort zu seinen Gunsten ausfallen würde. In einer Versammlung der fränkischen Großen machte er den Bescheid des Papstes bekannt, ließ sich zum Könige wählen und ausrufen, und Childerich nebst seinem Sohne ließ er in ein Kloster stecken.

Zum Dank für den wichtigen Dienst, den ihm der Papst Zacharias geleistet hatte, nahm sich Pipin seiner sehr eifrig gegen die Lombarden an, entriß diesen den größten Theil des Exarchats und schenkte es als einen Beweis der Erkenntlichkeit dem römischen Stuhle. Dadurch legte er den Grund zum Kirchenstaate.

12.

Pipin der Kurze.

„Der Stärkste soll König der Starken sein,
Der Größte Herrscher der Großen!
Nicht ziemt's, daß Jenem, so schwach und klein,
Die mächtigen Recken Gehorsam weih'n;
Zu Childerich sei er verstoßen!"

So murmelt's frecher und frecher im Heer,
So höhnen die kecken Vasallen.
„O seht auf die Franken, ihr Völker, her,
Der Kleine, der Kurze, ihr Fürst ist er,
Wohl wird's euch herrlich gefallen!

Seht, wenn er reitet auf mächtigem Gaul,
Ein Aefflein auf hohem Kameele,
Reicht just sein Helmbusch dem Marschall an's Maul;
Doch ist er auch klein, so ist er nicht faul
Zu trotzigem, stolzem Befehle."

Und wohl vernimmt's der wackre Pipin,
Bemerkt, wie die Grollenden flüstern,
Mit Murren folgend gen Welschland zieh'n,
Ihm säumig gehorchen und frevelhaft kühn
Sich mürrischer täglich verdüstern.

Und stark im Geiste, gewaltig und klug,
Erwägt er's mit weisen Gedanken.
„„Sei heut' des Weges, der Mühen genug,
Gehemmt der Schaaren gewaltiger Zug!
Errichtet zum Fechtspiel die Schranken!

Herbei gebracht der gewaltige Leu!
Den Kämpfer will ich ihm stellen! —""
Wohl seltsam scheint die Bestellung und neu,
Und mit Neugier murmeln, es murmeln mit Scheu
Die trotzigen, stolzen Gesellen.

Rings wird der Platz mit Gittern umhegt,
Dahinter die Sitze der Ritter,
Erhaben des Königs Balcon. — Da frägt
Wohl Jeder, zu Unmuth und Sorgen erregt:
„Wie schwach doch, wie schwankend das Gitter!

Ein Ruck mit der mächt'gen Tatz', und es fällt,
Und das Ungethüm sitzt uns im Nacken.
Doch der dort oben, der winzige Held,
Wohl hat er sich trefflich sicher gestellt,
Zu schau'n, wie die Krallen uns packen!"

Und der Leu wird gebracht im vergitterten Haus,
An der Schranke geöffnet das Pförtchen.
Und der Thiere König, er schreitet heraus,
Und die Ritter erfaßt nun Schrecken und Graus,
Und keiner redet ein Wörtchen.

Doch zweifelnd sieht sich der Löwe befrei'n
Und reckt in der Freiheit die Glieder.
Er schreitet getrost in die Schranken hinein,
Und zeigt der Zähne gewaltige Reih'n,
Laut gähnend, und strecket sich nieder.

Vom Balcon ruft Pipin mit donnerndem Laut:
„„Ihr männlichen, trotzigen Krieger,
Da schauet ein Kampfspiel, ein würdiges, schaut!
Wer sich zu messen mit diesem getraut,
Den nenn' ich den ersten der Sieger.""

Und ein Zischeln, ein Murmeln, ein Murren erklingt,
Dumpf nur im Beginnen und leise,
Bald, wie wenn stärker und stärker beschwingt,
Mit wogenden Fluthen die Windsbraut ringt,
So sauset's und brauset's im Kreise.

Und kecklich empor tritt Gerhard von Stern,
Der frechste der frechen Kumpane;
„Der Vortanz verbleibe dem König und Herrn!
Auf, tanze denn Hoheit, wir lassen dir's gern,
Herab von dem sichern Altane!"

„„So sei's!"" spricht Pipin, und sich schwingend im Satz
Springt der Kurze, doch markig und sehnig,
Vom Balcon herab auf den sandigen Platz:
„„Auf, Bruder Leu, auf, wetze die Tatz'!
Auf, König, dich fordert ein König!""

Und schlägt ihn mit flacher Kling' auf den Bug
Und erregt ihm den Grimm in der Seele.
Auf schnellt der Leu, wuthschäumend, im Flug,
Doch dringt, eh' die Tatze, die zuckende, schlug,
Das Schwert durch den Rachen zur Kehle.

Und das Blut entsprudelt dem grausigen Schlund
Und über sich stürzt er, und wendet
Drei-, viermal die Augen rollend im Rund,
Drei-, viermal geißelt der Schweif den Grund,
Und streckt sich und zuckt und verendet.

Stolz schaut der König im Kreise herum,
Und die Ritter athmen beklommen.
Sie blicken zu Boden erstaunt und stumm,
Und der Hohe dreht still verachtend sich um —
Kein Murren ward weiter vernommen.

K. Streckfuß.

13.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen.

Schon über 600 Jahre nach Christi Geburt waren verflossen, und noch war in unserm deutschen Vaterlande die Sonne des Evangeliums nicht aufgegangen, noch beteten sie hier ihre alten Götter an und brachten ihnen Opfer, noch war Rohheit und Grausamkeit nicht gemildert oder verdrängt durch das Wort der Liebe, das Jesus einst lehrete. Zwar hatte es in den von den Römern angelegten Städten am Rhein und an der Donau einzelne christliche Gemeinden gegeben, aber die Völkerwanderung hatte sie zerstört. Da kamen von England und Irland her fromme, begeisterte Männer, die freiwillig allen Bequemlichkeiten des Lebens entsagten und allen Beschwerden sich freudig unterzogen, die ein unstätes Leben unter den rohen Völkern mit sich brachte. So bekehrte Willibrod und sein Begleiter Wulfram die heidnischen Friesen, der heilige Emmeran durchzog Bayern, wo er sich besonders in Regensburg niederließ, und der heilige Kilian reis'te durch Franken und setzte sich in Würzburg fest.

Der berühmteste aber von allen diesen Glaubensboten war der englische Mönch Winfried oder Bonifacius, d. h. Wohlthäter. Diesen Namen verdient er mit vollem Rechte, denn er lehrte nicht nur

das Christenthum, sondern er gründete Bisthümer, Kirchen, Klöster und Schulen, und erwarb sich um Verbreitung von höherer Bildung und Sittlichkeit hohe Verdienste.

In Thüringen kam einst Bonifacius an den Ort Geismar, wo eine uralte Eiche stand, die dem Donnergotte geweihet war. Hier pflegten die Einwohner zu beten und zu opfern, und es mußte dem Bonifacius sehr daran gelegen sein, diesen Baum zu fällen und den Leuten dadurch die Richtigkeit ihres Glaubens zu zeigen. Allein da fand sich Keiner, der den Muth hatte, die Axt zu schwingen, um ihn umzuhauen. Da griff der Apostel selbst zum Beil und ließ nicht nach, bis der heilige Baum fiel. Zitternd standen die Heiden umher und glaubten, jeden Augenblick müsse ein Blitz durch die Lüfte zucken und den Frevler zerschmettern. Die Eiche fiel und Bonifacius blieb unverletzt. Durch diese muthige That stieg der Glaube an ihn, die Götter verloren ihr Ansehen, und Viele ließen sich taufen. Aus dem Holze der Eiche baute Bonifacius ein Kirchlein, dem heiligen Petrus zu Ehren, wie er überhaupt in ganz Thüringen viele Kirchen und Klöster anlegte.

Die Mönche in den Klöstern wurden damals zu großem Fleiße angehalten. Sie mußten lesen, schreiben, beten und singen. Sie schrieben die Legenden der Heiligen, die Geschichte der Länder und Völker; und da die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, so mußten sie diese Werke öfters abschreiben, damit sie verbreitet werden konnten. Auch rotteten sie theilweise die Wälder aus und machten den Boden urbar und zum Ackerbau geschickt. Sie waren damals ein wahrer Segen für das deutsche Land, denn durch sie wurde es lichter auf dem deutschen Boden, wie in den Köpfen der Menschen.

Der Papst, den Bonifacius auch einst in Rom besuchte, sahe gar wohl ein, wie durch den Eifer des heiligen Mannes die Herrschaft des römischen Stuhles sich vergrößerte, und belohnte seine Verdienste, indem er ihn zum Erzbischof von Mainz und zum Oberhaupt der deutschen Geistlichkeit ernannte. In Mainz hielt er sich aber nicht immer auf, denn er mußte stets, vom heiligen Eifer getrieben, umherreisen. Zuletzt unternahm er noch eine Bekehrungsreise zu den heidschen Friesen, die ihn mitten unter dem Messelesen, in der einen Hand das Evangelienbuch, in der andern das Crucifix haltend,

sammt allen seinen Begleitern erschlugen. Sein Leichnam wurde nach Mainz und endlich nach Fulda gebracht, wo man jetzt auf einem freien Platze sein Grabmal siehet.

14.

Legende vom heiligen Bonifacius.

An kühler Waldesstelle
Saß Bonifacius;
Es rollte Well' auf Welle
Vor ihm der Ohrefluß.

Ihn hungert auf der Reise,
Und er bedurfte Ruh:
„Bereite schnell mir Speise!"
Rief er dem Diener zu.

Der Diener aber wandte
Kleinmüthig seinen Blick:
„Ach! seufzt er, warum sandte
Gott solches Mißgeschick?

Das, was ich mitgenommen,
Ist alles aufgezehrt;
Kein Beerlein zu bekommen,
Wohin der Blick sich kehrt."

Da winkt ihm zu der Fromme:
„Mein Lieber, decke frisch,
Damit uns Speise komme
Auf diesen Stein, den Tisch.

Der reichlich konnte schicken
Einst in der Wüste Brod,
Der wird auch mich erquicken
Mit Speise in der Noth."

Und als nach seinem Worte
Der Diener schnell gethan,
Da schwebte zu dem Orte
Ein Adler schnell heran.

Der trug in seinen Krallen
Laut schreiend einen Fisch,
Und ließ ihn niederfallen
Auf den gedeckten Tisch.

Des Frommen Auge glühte,
Sobald er dies geschaut;
Hoch pries er Gottes Güte,
Auf die er fest gebaut.

Der Diener schürte Flammen,
Und sott den Fisch sogleich;
Dann speis'ten sie zusammen
Und sättigten sich reich.

A. Bube.

15.

Sankt Sebald, der Apostel der Nürnberger.

Sebaldus war nach der Sage der Sohn eines dänischen Königs und studirte auf der hohen Schule zu Paris, von wo er mit großer Gelehrsamkeit heimkehrte. Sechzehn Jahre brachte er fern vom Vaterlande theils auf Reisen, theils in öden, einsamen Wäldern zu,

um sich auf den großen Beruf, den er sich gewählt hatte, vorzubereiten. Er wollte nämlich Apostel des Christenthums werden, und, gleich dem heiligen Bonifacius, Mühen und Gefahren nicht scheuen, allen Bequemlichkeiten des Lebens, ja selbst dem Throne entsagen, um die heilige Lehre seines Herrn über die Erde verbreiten zu helfen. Seine bekümmerten Eltern hatten ihm mit schwerem Herzen Lebewohl gesagt, und der Papst in Rom ihm mit Freuden seinen Segen ertheilt, und so kam er, ohngefähr im Jahre 860, nach Nürnberg. Hier lehrte er durch Wort und That und machte sich hochverdient um die Stadt. Die Sage erzählt von ihm gar viele Wunder, die er gethan haben soll. Einst hatte ein Bauer seine Ochsen verloren, und er irrte bis in die späte Nacht umher, sie zu suchen. Da kam er zufällig zu Sankt Sebald und bat ihn inständig, ihm wieder zu seinen Ochsen zu verhelfen. Sebald machte nun des Bauern Finger so leuchtend, daß er wie am hellen Tage sah und seine Thiere bald darauf wieder fand. — Ein Rademacher in Nürnberg, bei dem der Heilige öfters einkehrte, war ein so armer Mann, daß ihm oft das Holz fehlte, um im Winter sein Stübchen zu heizen. Einmal, da die Kälte sehr groß war, griff Sebald zum Fenster hinaus, brach die Eiszapfen vom Dache ab und schürte damit ein lustiges Feuer an. — Da, wo in Nürnberg jetzt die schöne, große Sebalduskirche steht, war damals ein Sumpf, der rings umher die Luft verpestete. Sebald ermahnte die Nürnberger öfters, ihn auszutrocknen, aber vergebens. Er verordnete deßhalb in seinem Testamente, daß man ihn nach seinem Tode auf einen mit seinen Ochsen bespannten Wagen legen und die Thiere ohne Führer frei laufen lassen solle; wo sie stehen blieben, da wolle er begraben sein. Man that, als er gestorben war, wie er verlangt hatte, und die Thiere blieben an dem Sumpfe stehen. Sebald hatte sie nämlich öfters heimlich dahingeführt und sie daselbst gut und reichlich gefüttert. Die Nürnberger wollten ihren Heiligen doch nicht in den Sumpf begraben, und sahen sich genöthigt, den Sumpf abzuzapfen. Es wurde an dieser Stelle eine Kapelle und später eine große Kirche erbaut, worin die Gebeine des heiligen Sebaldus ruhen. —

Selbst nach dem Tode verrichtete er noch Wunder. Einst opferte eine fromme Person drei Kuchen und legte sie auf den Altar der Kapelle. Nach einiger Zeit kamen drei lustige Bursche des Weges daher, traten in die Kapelle, sahen die Kuchen liegen und sagten: „Der heilige Sebald scheint nicht sehr hungrig zu sein, weil er die Kuchen so lange ungegessen liegen läßt; wir haben bessern Appetit.“ Mit die-

sen Worten wollten sie hineinbeißen; aber plötzlich waren die Kuchen zu Stein verwandelt. Es wird noch jetzt einer dieser versteinerten Kuchen in der Sebalduskirche gezeigt. — Ein junger Mönch ging zu seinem Sarge, nahm den Leichnam beim Barte und sagte: „Ei, du sauberer Heiliger, du hast auch viele Menschen in deinem Leben betrogen.“ Plötzlich hub der Todte die rechte Hand auf und gab dem Frevler eine so tüchtige Ohrfeige, daß das Auge heraushing. Dieser jammerte und schrie, kniete nieder und bat reumüthig um Verzeihung. Der versöhnte Todte richtete sich auf und setzte ihm sein ausgeschlagenes Auge wieder ein.

Im sechzehnten Jahrhundert setzten die Nürnberger ihrem Heiligen ein Denkmal, das als eines der schönsten Monumente vaterländischer Kunst gilt und ein Gegenstand hoher Bewunderung ist. Das Grabmal, mit den Bildsäulen der zwölf Apostel geschmückt, umschließt den mit Silberblech überzogenen Sarg, und ist aus 120 Centnern Metall von Peter Vischer gegossen.

16.

Karl der Große.

Pipin, König der Franken, hatte 2 Söhne, Karl und Karlmann, die ihm zu Aachen, oder wie Einige melden, zu Ingelheim am Rhein geboren wurden. Sie wuchsen beide ohne allen Unterricht auf; denn man war damals der Meinung, Schreiben und Lesen wäre nur den Mönchen nöthig. Desto mehr wurden sie in den Waffen geübt, und die Jagd war schon im Knabenalter ihre Lieblings- und Hauptbeschäftigung. Als der Vater starb, theilten sich die beiden Söhne in das große Reich, und da schon nach zwei Jahren Karlmann auch mit Tod abging, so war Karl Alleinherrscher. Er war ein schöner Mann, von großem, starkem Körperbaue, mit großen, hellen Augen, die meist freundlich und wohlwollend umherblickten, aber wenn er zürnte, flammenden Blitzen glichen. Seine Nase war etwas groß, seine Gesichtsfarbe gesund, und schwarzes, langwallendes Haar zierte sein Haupt. Er war ein trefflicher Reiter, ein gewandter Schwimmer, ein muthiger Jäger und keiner seiner Zeitgenossen übertraf ihn an Stärke; denn er hob einen gewaffneten Ritter mit einer Hand von der Erde empor, zerbrach Hufeisen wie Brod, und die Sage erzählt, daß er

einst einen Saracenen bis auf den Sattelknopf gespalten hätte. Mit diesen ausgezeichneten körperlichen Eigenschaften verband er hohe geistige Vorzüge, so daß er, wie vielleicht nie ein Herrscher, den Beinamen „der Große" mit vollstem Rechte verdiente. Er war ein großer Freund und Beschützer der Wissenschaften und Künste, und unterhielt sich gerne mit Gelehrten in lateinischer, griechischer und vor Allem in deutscher Sprache, die er als die Sprache seines Vaterlandes besonders liebte. Erst später als König holte er nach, was in der Jugend an ihm versäumt worden war. Er lernte Lesen und Schreiben, er dichtete selbst Lieder, sammelte die bereits vorhandenen Gesänge, die im Munde des Volkes lebten, verfaßte selbst eine deutsche Grammatik und gab den Monaten deutsche Namen. Auf das ernstlichste sorgte Karl für gute Schulen und versäumte nicht, dieselben selbst zu besuchen und aufmerksam dem Unterrichte beizuwohnen. Einst stellte er die geschickten Schüler zu seiner Rechten und die ungeschickten zu seiner Linken, und da er fand, daß rechts meist Söhne armer Eltern, links die Söhne seiner Hofleute und der Vornehmen standen, so sprach er zu den Fleißigen: „Ich freue mich, meine Söhne, daß ihr meinen Ermahnungen und Befehlen nachkommt; fahrt fort, so fleißig zu sein, und zu seiner Zeit soll euch mein Lohn nicht fehlen. Ihr aber — und hier wandte er sich zürnend zu den Trägen — ihr feinen Püppchen, die ihr euch reich und vornehm dünkt und des Wissens nicht nöthig zu haben meinet, ihr faulen, unnützen Buben, ich sage euch, bei Gott! euer Adel und eure hübschen Gesichter gelten nichts bei mir; von mir habt ihr nichts Gutes zu erwarten, wenn ihr nicht umkehrt und durch verdoppelten Fleiß wieder gut macht, was ihr bisher versäumtet!" Welchen Eindruck mag diese Rede gemacht haben!

Für seine eigenen Kinder nahm er den englischen Mönch Alcuin als Lehrer an, wie er überhaupt ein treuer, liebevoller, besorgter Vater und Gatte war. Nirgends fühlte er sich wohler, als bei seinen Kindern; die Söhne mußten ihn nach ihren Studien auf die Jagd begleiten, die Töchter Wolle spinnen. Bei Tische mußten sie ihm Heldenlieder vorsingen und Geschichten lesen, und er konnte nicht ruhig und vergnügt sein, wenn er eines seiner lieben Kinder vermißte.

Gegen Arme und Kranke war Karl überaus wohlthätig; er erbaute Krankenhäuser, unterstützte und beschirmte die Pilgrime, die nach Rom oder nach dem heiligen Lande wallfahrteten, und Wittwen und Waisen standen unter seinem besondern Schutze. Von Prunk

und Pracht war Karl kein Freund. Seine Kleidung war höchst einfach; ausländische Tracht haßte er. Einst nahm er Viele seiner Hofleute, die in ausländische, kostbare Stoffe gekleidet waren, bei dem heftigsten Regenwetter mit auf die Jagd; es ging durch Morast und Dorngestrüpp, so daß sie mit durchnäßten und zerrissenen Kleidern heimkehrten. Dann mußten sie sich mit ihm zum Mahle setzen und er trocknete am Kamin seinen Schafpelz, den er ihnen nachher mit den Worten zeigte: „Ihr närrischen Leute, mich kostet mein Pelz eine Kleinigkeit, und eure goldgewirkten Kleider verschlingen fast euer väterliches Erbe!“ Nur wenn er fremden Gesandten Audienz gab, erschien er im glänzenden Kleide, die Schuhe und das Schwert mit Edelsteinen besetzt und auf dem Haupte eine goldne Krone; gewöhnlich aber ging er in Wamms und Beinkleidern von Leinwand, die seine Frau und Töchter selbst gesponnen und gewebt hatten, im Winter ein Otter- oder auch Schaffell über Schulter und Brust. In Mainz nahm er einst einem Domherrn den Gold- und Seidenhut vom Kopf und ermahnte ihn mit sehr ernstlichen Worten, den pfäffischen Hochmuth doch abzulegen.

17.

Karl des Großen Kriege und Tod.

Mehr als einmal zog Karl das Schwert für das Evangelium, namentlich gegen die heidnischen Sachsen, einem freien tapfern Volksstamme, im heutigen Westphalen und Niedersachsen wohnend. Aber die blutige Schrift des Schwertes überzeugt nicht, und so mußte Karl 33 Jahre lang streiten, und am Ende war die Unterwerfung doch keine freudige. Sein übergroßer Religionseifer hieß ihn hier auch Grausamkeiten begehen, die seinem milden Charakter sonst fremd waren. Er ergrimmte über die wiederholten Empörungen der Sachsen so sehr, daß er 4500 Gefangenen die Köpfe abschlagen und die anderen mit Gewalt in die Flüsse treiben ließ, damit sie getauft würden. Dagegen schwuren die Sachsen den Franken blutige Rache, und auf dem Brocken, dem höchsten Punkte des Harzgebirges, mußten alle gefangenen Feinde dem Gotte Wodan zu Ehren ihr Leben verbluten. Endlich, nachdem Karl 10,000 sächsische Familien nach Süden verpflanzt, viele Städte, Burgen und Bischofssitze, wie Magdeburg, Halle, Bremen, Münster, Osnabrück ꝛc. angelegt hatte, gelang es ihm, die angebetete Irmensäule zu Paderborn umzustürzen, die Götzenopfer zu verdrängen und den christlichen Religionslehren Eingang zu verschaffen. Der

tapfere Herzog und Heerführer der Sachsen, Wittekind, sträubte sich am längsten, die Taufe zu empfangen. Einst schlich er sich in Bettlertracht in's königliche Lager an der Elbe, um den gefürchteten Karl recht in der Nähe betrachten zu können. Karl bemerkte ihn sogleich, denn der Blick seines Auges, die stolze Haltung und ein gekrümmter Finger an der rechten Hand, die er eben ausstreckte, verriethen ihn. „Du bist nicht der, der du scheinen willst!" sprach Karl zu ihm. „Ich bin ein Fürst, wie du! antwortete Wittekind, ich bin der Herzog der Sachsen!" Darauf unterredete sich Karl lange mit ihm, und seine Milde und Freundlichkeit nahmen Wittekind so sehr ein, daß dieser sich bereit erklärte, die Taufe zu empfangen. Die Sage erzählt, der Fürst habe in seinem Wappen ein schwarzes Roß geführt, das er nach der Taufe in ein weißes verwandelte; daher soll in dem braunschweigischen und hannoverschen Landeswappen das weiße Roß stammen.

Der Geistlichkeit war Karl besonders zugethan, konnte aber nicht leiden, wenn sie sich mit unnützen Grübeleien beschäftigte; er verbot ihr auch, auf die Jagd zu gehen und Waffen zu tragen. Keinen Tag versäumte er den Gottesdienst zu besuchen, und kniete andächtig neben dem Geringsten seines Volkes in Demuth nieder, seine irdische Hoheit vergessend. Den Kirchengesang verbesserte Karl sehr und ließ aus Italien geschickte Sänger kommen, die seine Franken in dieser Kunst unterrichten mußten. Bei jeder Gelegenheit erfreuten sich die Kirchen und ihre Diener der Unterstützung und der Freigebigkeit des Kaisers. So zog Karl auf die Bitten des Papstes Leo III. unverweilt nach Rom, um dort die Empörer zu züchtigen, die sich nicht entblödet hatten, den heiligen Vater bei einer Prozession zu prügeln und ins Gefängniß zu schleppen. Bei diesem Besuche des mächtigen Kaisers in Rom, als er am Weihnachtstage 800 vor dem Hauptaltare der Kirche kniete, trat der Papst herzu, setzte ihm eine goldene Krone auf das Haupt und salbte ihn zum römischen Kaiser. Seit dieser Zeit pflegten die deutschen Könige auch den Titel eines römischen Kaisers zu führen.

Karl hielt sich nie an einem bestimmten Orte auf, weil seine Geschäfte und Kriege ihm dies nicht gestatteten, und weil es überhaupt damals nicht Sitte war, daß Könige eine bestimmte Residenz hatten. Doch verweilte er am liebsten in Ingelheim bei Mainz, von welchem Orte man jetzt nur noch weitläufige Trümmer sieht, so wie auch zu Aachen, wo er die Bäder erweiterte und überbaute, und wo er eine herrliche Kirche errichtete, die Papst Leo selbst einweihete.

Seinen Namen trugen diese echt deutschen Sitten, diese Einfachheit, Güte, Frömmigkeit und noch mehr der Siegesruhm seiner Waffen weit über die Gränzen seines großen Reiches hinaus, das sich von Ebro in Spanien bis zur Raab in Ungarn, von der Tiber in Rom bis zur Eyder in Dänemark erstreckte.

Gesandtschaften kamen sogar von Bagdad in Asien, die kostbare seidene Stoffe, Balsam, Rosenöl, ein Schachspiel und — was vorzüglich Aufmerksamkeit erregte — eine Uhr als Geschenk mitbrachten. Auch die Mauren in Spanien schickten Gesandte und baten um Schutz gegen ihre Feinde. So war Karl der Große nicht blos von seinen Unterthanen, sondern auch von den fernsten Nationen hochgeehrt und bewundert. Karl bezwang auch den Longobarden König Desiderius, schickte ihn in ein Kloster und vereinigte die Lombardei mit seinem großen Reiche, nachdem er sich zuvor in Pavia mit der eisernen Krone zum König von Italien hatte krönen lassen.

Auch die Araber in Spanien unterwarf er zum Theil seinem Scepter; aber auf dem Rückwege wurde sein Nachtrab in den Engpässen der pyrenäischen Gebirge plötzlich von feindlichen Völkern angefallen, und der berühmte Feldherr Karls, Roland, dessen fabelhafte Abenteuer der italienische Dichter Ariost besungen hat, kam mit vielen Tausenden seines Heeres um.

Als Karl im 72sten Jahre seines Lebens den Tod herbeikommen fühlte, berief er eine große Versammlung nach Aachen. Er stellte hier den Großen des Reiches seinen Sohn und Nachfolger Ludwig vor, ermahnte sie, ihm treu zu bleiben, und ermunterte seinen Sohn, Gott zu fürchten und zu lieben, für die Kirche zu sorgen, sein Volk zu lieben wie seine Kinder, den Armen Trost zu verschaffen, getreue und gottesfürchtige Beamte anzustellen, und sich selbst vor Gott und Menschen unsträflich zu erhalten. „Willst du das Alles erfüllen, mein lieber Sohn?" fragte zuletzt der gerührte Greis, und Ludwig versprach es mit Thränen. „Nun wohl, schloß Karl, so setze dir selbst die Krone auf, und stets erinnere sie dich an dein Versprechen." — Am 28. Januar 814 starb Karl ruhig und gefaßt, mit auf der Brust gefalteten Händen und den Worten: „Herr, in deine Hände befehl' ich meinen Geist!"

18.

Wittekind.

Da kaum die Hügel matt erhellte
Der morgenrothe, lichte Schein,
Wer schleicht sich in die Zelte
Des Frankenlagers ein?
Mit Schritten leise, leise,
Wie Späherschritte sind,
Verfolgt er die geheime Reise:
Das ist der Sachse Wittekind.

Schon focht er wider muth'ge Franken
Durch langer Jahre blut'gen Streit,
Und grollte sonder Wanken
Dem Herrn der Christenheit;
Nun schlich er kühn und schnelle
Zum Feinde sich bei Nacht,
Vertauschend seine Heldenfelle
Mit einer feigen Bettlertracht.

Da fühlt er plötzlich sich umrungen
Von Melodieen sanft und weich;
Gesungen wird, geklungen
Wird um ihn her zugleich;
Verwundert eilt er weiter,
Durchzieht das rüst'ge Heer,
Da sieht er Beter statt der Streiter,
Das Kreuz als ihre ganze Wehr.

Weihnachten war herangekommen,
Der heil'ge Morgen war erglüht,
Und innig schwoll des frommen,
Des großen Karl Gemüth;
Zum hohen Tempelbaue
Ließ wölben er sein Zelt,
Daß er im Land der Heiden schaue
Die Glorie der Christenwelt.

Hoch über'm Altar prangt und raget
Ein blauer, golddurchwirkter Thron,
Drauf sitzt die reine Mageb,
Und ihr im Schoß der Sohn.
Hell schimmert rings das schöne,
Das heilige Geräth,
Und alle Farben, alle Töne
Begrüßen sich mit Majestät

Schon kniete brünstig, still andächtig
Der Kaiser vor dem Hochaltar,
Mit Grafenkronen prächtig
Um ihn die Heldenschaar;
Schon fällt vom Spiel der Lichter
Ein rosenfarb'ner Schein
Auf ihre klaren Angesichter,
Da tritt der Heide keck hinein.

Er staunt, als er die stolzen Paire
Mit Karl, auf ihren Knien, erkennt,
Damit sie himmlisch nähre
Das ew'ge Sacrament;
Doch staunt er deß nicht minder,
Da sich kein Priester fand,
Und sieh! es kamen Engelkinder
Im blüthenweißen Lichtgewand.

Sie boten zum Versöhnungsmahle
Die Hostie dem Kaiser dar,
Die auf smaragdner Schale
Sie trugen wunderbar.
Und Jubel füllt die Seelen,
Empfahend Brod und Wein,
Es dringt ein Lied aus tausend Kehlen
Vom göttlichen Zugegensein.

Der Sachse steht betäubt, er faltet
Die Hände fromm, sein Aug' ist naß,
Das hohe Wunder spaltet
Den heidnisch argen Haß.

Hin eilt er, wo der Haufe
Mit frohem Blick ihn mißt:
„Gib, Karl, dem Wittekind die Taufe,
Daß er umarme dich als Christ!"

Graf v. Platen.

19.

Frankfurt am Main.

Die beßten seiner Helden, sie lagen in Sachsen todt,
Da floh Carolus Magnus, der Kaiser, in großer Noth.
„Laßt eine Furt uns suchen längshin am schönen Main!"
O weh, da liegt ein Nebel, der Feind ist hinterdrein.
Nun betete Kaiser Carolus auf den Knieen an seinem Speer,
Da theilte sich der Nebel, eine Hirschin ging daher,
Die führte ihre Jungen hinüber zum anderen Strand.
So machte Gott den Franken die rechte Furt bekannt.
Hinüber zogen Alle, wie Israel durch's Meer,
Die Sachsen aber fanden im Nebel die Furt nicht mehr.
Da schlug der Kaiser Carol mit seinem Speer den Sand:
„Die Stätte sei hinfüro der Franken Furt genannt."
Er kam dann bald zurücke mit neuer Heeresmacht,
Damit er der Sachsen Lande zu seinem Reich gemacht.
Doch dort am Main erpranget nun eine werthe Stadt,
Die reich ist aller Güter und edle Bürger hat.
Es ward da mancher Kaiser gekrönt mit Carols Kron',
Und feierlich gesetzet auf goldgestickten Thron.
Da briet man ganze Rinder, es strömte der Fülle Horn,
Es schöpfte jeder Arme sich Wein aus reichem Born.
Im Römer füllte dem Kaiser der Erzschenk den Pokal,
Mit Kaiserbildern wurden bedeckt alle Wände im Saal.
Bedeckt sind alle Wände bis an den letzten Saum,
Kein neuer Herrscher fände zu seinem Bildniß Raum.
Der erste deutsche Kaiser gab Namen dieser Stadt,
Die auch den letzten Kaiser in ihr gekrönet hat.

Kopsch.

20.

Kaiser Karl im Desenberge.

Hört, Wunder will ich melden
Aus einer alten Mär'.
Noch lebt mit seinen Helden
Carol der Kaiser hehr.

Wohl in dem Desenberge
Ruht er von Siegen aus,
Und zaubermächt'ge Zwerge
Bewachen ihm das Haus.

Da ruh'n auch in den Hallen
Seine Treuen, lang gereiht,
In trunknen Schlaf verfallen,
Von schwerem Bann gefei't.

Rings blanke Wehr im Kreise
Lockt schimmernd wie zum Krieg;
Sie aber athmen leise
Und träumen Streit und Sieg.

Und Karl am Felsentische,
Das Haupt vom Arm gestützt,
Im Antlitz Jugendfrische,
Inmitt' der Halle sitzt.

Lang fällt in weißen Wellen
Hernieder Bart und Haar;
Mit seinen Heergesellen
Harrt er schon manches Jahr.

Oft ist's, als ob sie spüren
Des Lebens neuen Tag;
Dann geht ein freudig Rühren
Entlang das Felsgemach.

Aufsteh'n all' die Genossen,
Ergreifen Schild und Speer;
Doch bleibt der Blick geschlossen,
Die Seele schlummert schwer.

Dem Kaiser nur erhellet
Sich Aug' und Geist zumal,
Er ruft, daß weit es gellet:
„Sagt, Zwerge, die Jahreszahl!"

Er horcht, und Dunkel wieder
Umschattet sein Gesicht.
„Legt, Kämpen, legt euch nieder!
Die Zahl ist unsre nicht!"

Mit dumpfem Rasseln gleiten
Zu Boden Mann an Mann;
Sie schlafen und warten der Zeiten,
Die lösen ihren Bann.

Und er sitzt wieder am Tische
Mit weißem Bart und Haar,
Der Kaiser, voll Jugendfrische
Das Antlitz wunderbar.

Franz Oebeke.

21.

Eginhard und Emma.

Kaiser Karl hatte eine Tochter, die hieß Emma, und einen Geheimschreiber, der hieß Eginhard. Dies war ein junger, talentvoller Deutscher und ein besonderer Liebling des Kaisers. Auch Emma

ehrte und schätzte den jungen Geheimschreiber über alles und unterhielt sich gerne stundenlang mit ihm; Kunst und Wissenschaft sind noch mehr, als eine einnehmende Gestalt, Empfehlungsbriefe bei den Gebildeten. Als sie einmal lange bei einander gesessen waren und im süßen Geplauder Alles um sich her vergessen hatten, siehe da war die Nacht eingebrochen, und — was noch mehr als dies — es war inzwischen Schnee gefallen. Wie sollte Eginhard über den mit Schnee bedeckten Hof kommen, ohne daß man an seinen Fußtritten erkennen konnte, wer die Kaisertochter besucht hatte? Doch die listige Emma wußte sich zu helfen. Sie nahm Eginhard auf die Schultern und trug ihn über den Schloßhof, damit man am andern Morgen nur Mädchentritte sehen möchte. Aber — o Unglück! — Kaiser Karl konnte gerade in dieser Nacht nicht schlafen, und weil es eine schöne, helle Winternacht war, so öffnete er das Fenster und schaute in die sternenhelle Nacht hinaus. Welch' seltsame Reiterei kommt da ganz mäuschenstill über den Schloßhof? Er erkennt gar bald sein liebes Töchterchen und den wackern Geheimschreiber und schnaubt Anfangs Rache gegen den Zudringlichen, dem es nicht genug war, sich in dem Herzen des Vaters festgesetzt zu haben, der auch, wie es schien, im Herzen der Tochter sich ein Plätzchen errungen hatte.

Eine lange, schwere Nacht der Ueberlegung und des inneren Kampfes schlich für Karl dahin, und kaum war der Morgen angebrochen, so ließ er Eginhard und Emma vor sich kommen. Zitternd hörten sie aus seinem Munde, daß er sie belauscht und ein ungeladener Zuschauer jener nächtlichen Scene gewesen war. Sie stürzten ihm zu Füßen, und Emma umfaßte seine Kniee. Da hob er sie Beide auf, legte ihre zitternden Hände in einander und gab ihnen seinen väterlichen Segen. —

Lange lebten sie auf dem Schlosse zu Ingelheim, bis nach Jahren, man weiß nicht wodurch, Eginhard den Zorn des Kaisers reizte, der ihn mit seiner Tochter von seinem Angesichte verbannte.

Da zogen sie in die weite Welt hinaus und kamen an den Main, wo der Spessart und der Odenwald sich die Hände reichen, und da lebten sie schlecht und recht, bauten den Acker, legten sich ein Gärtchen an, und Eginhard, obgleich des edlen Waidwerks ungewohnt, ging mit Spieß und Bogen auf die Jagd; denn die Noth ist die größte Lehrerin der Menschen. Da begab es sich, daß der Kaiser auf der Jagd sich hieher verirrte und ganz allein, von den Seinigen ge-

trennt, in dem freundlichen Häuschen am Main einsprach. Seine Tochter Emma erkannte ihn gleich, und ihr Herz schlug freudig bewegt; aber er erkannte sie nicht. Da Eginhard nicht zu Hause war, so zog sie selbst das Roß in den Stall und machte sich dann viel in der Küche zu schaffen; denn sie weinte und wollte es doch nicht gerne sehen lassen. Da saß nun der Kaiser allein mit seinen Gedanken, und die Gedanken führten ihn hinaus in den Wald zu den Hirschen und wild Schweinen, von da zu seinem Gefolge und von seinem Gefolge auf sein kaiserliches Schloß zu Ingelheim. Hier zählte er seine Söhne und Töchter, und da fehlte seine Tochter Emma, und er seufzte. Indem trat Emma herein und brachte einen schönen Eierkuchen, wie sie ihn ehemals im väterlichen Schlosse gebacken hatte. Da überfielen den Kaiser süße Erinnerungen, und die Thränen rollten ihm in den Bart. Als dies Emma sah, fiel sie ihm zu Füßen, und dem Kaiser gingen die Augen auf, und das war das Beßte, was er an diesem Tage erjagt hatte.

Später erbaute er an dieser Stelle eine Stadt und sagte: „Selig sei die Stadt genannt, wo ich meine Tochter wieder fand!“ Daher heißt dieser Ort Seligenstadt bis auf den heutigen Tag, und in der Kirche daselbst liegen Beide begraben, Eginhard und Emma, in Einem Grabe, unter Einem Stein.

22.

Ludwig der Fromme.

Ludwig soll ein frommer, gutmüthiger Mann gewesen sein, der die Geistlichkeit noch freigebiger beschenkte, als sein Vater Karl, gerne und oft Andachtsübungen anstellte, und für die Bekehrung der nordischen Völker, besonders der Dänen, eifrigst besorgt war. Doch ist ein frommer Sinn nicht die vornehmste der Tugenden eines Herrschers Viele Menschen gehorchen nicht, wo sie nicht fürchten; und so kann Frömmigkeit und Liebe — Undank und Uebermuth erzeugen, wie Ludwigs Geschichte lehrt. Die Liebe zu seinen Söhnen ging in Schwachheit über; er hatte ihnen schon zu Lebzeiten eigene Reiche übergeben; aber schlecht lohnten diese unnatürlichen Söhne die Liebe des Vaters.

Lothar, der älteste, erhielt den Kaisertitel, Pipin — Aquitanien und Ludwig — Bayern. Diese Theilung mißfiel einem Enkel Karl des Großen, Namens Bernhard, der von seinem Großvater zum König von Italien — jedoch unter Ludwigs Oberhoheit — ernannt worden war, und er erhob sich gegen seinen Oheim. Dieser wußte den unbedachtsamen Bernhard in sein Lager zu locken unter dem Vorwande, einen annehmbaren Vergleich mit ihm zu schließen, nahm ihn aber sogleich gefangen und ließ ihm bald darauf beide Augen ausstechen, so daß der Unglückliche nach dreien Tagen eines qualvollen Todes starb.

Ludwig hatte sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Irmengard eine zweite erkoren, die schöne Judith, welche ihm einen Sohn — Karl den Kahlen — gebar. Obgleich Ludwig bei seiner Vermählung die erste Theilung seiner Länder bestätiget hatte, so wünschte der zärtlich liebende Vater doch zu sehr, seinem Sohne aus zweiter Ehe auch ein genügendes Erbtheil zu geben, so daß er sich zu der unverzeihlichen Thorheit hinreißen ließ, auf Unkosten der älteren Söhne eine zweite Theilung vorzunehmen. Diese Herrschsüchtigen, welche ihren Vater wohl nie so geliebt hatten, als er sie, griffen zu den Waffen, nahmen Ludwig gefangen und schickten Judith und Karl den Kahlen in ein Kloster.

Doch kurz ist die Eintracht der Bösen. Die Brüder entzweite bald der Neid und die Mißgunst, und Lothar wurde von beiden Brüdern gezwungen, den Vater frei zu lassen. Dieser ging aber immer noch mit dem Gedanken um, seinem jüngsten Sohn Karl einen Antheil an der Regierung zu sichern, und so kam es zu einem zweiten Kriege. Der Papst Gregor eilte selbst zur Niederschlagung dieser verbrecherischen Fehde herbei; doch trat er nicht als Wortführer des Rechtes, sondern des Frevels auf, und brachte es bald dahin, daß der größte Theil der Armee Ludwigs zu seinen Söhnen überging. Dies geschah in der Gegend von Basel im obern Elsaß, und das Feld wird zum Denkmal der schändlichen That das Lügenfeld genannt. „Verlasset mich! geht! rief Ludwig seinen Soldaten zu; ich will nicht, daß Einer von euch wegen mir nur ein Glied, vielweniger sein Leben verlieren soll." So wurde der gutmüthige, schwache Vater zum zweitenmal der Gefangene seiner unnatürlichen Söhne, die ihn des Reiches entsetzten und, um den Frevel zu vollenden, zur feierlichen Kirchen-

buße nöthigten. Er mußte seine kaiserliche Kleidung und sein Wehrgehänge ablegen, ein Büßerkleid anziehen, auf einem Sacke ausgestreckt, das öffentliche Bekenntniß ablegen, daß er der Mörder seines Neffen, ein Meineidiger und Friedensstörer sei, und noch ein langes Verzeichniß seiner Sünden mit lauter Stimme ablesen. —

Ludwig der Deutsche zerfiel bald darauf mit seinen Brüdern und nahm sich vor, den Vater wieder auf den Thron zu heben. Es glückte ihm. Von neuem glänzte die Krone auf Ludwigs Haupte. Aber unbelehrt durch die herbsten Erfahrungen, theilte er auf's neue zu Gunsten seines Lieblings Karl, und Ludwig der Deutsche, der ihm so wichtige Dienste geleistet hatte, wurde durch die Willkür und Schwäche seines Vaters so verkürzt, daß er zum drittenmal die Waffen gegen seinen Vater ergriff. Der Kummer über solchen Krieg beschleunigte des greisen Ludwigs Tod. Er sprach in seiner letzten Stunde mit tiefer Wehmuth: „Sagt meinem Sohne, daß er mir das Herz gebrochen, daß ich ihm aber verzeihe!" So starb ein Monarch, der keine ärgern Feinde hatte, als seine Kinder. Während der Arme in seiner Hütte den letzten Trost hat, daß ihm die Seinigen in wehmuthsvoller Dankbarkeit die Augen schließen, starb Ludwig fern von seinen Kindern, ohne Trost, ein jammerwerthes Opfer seiner Schwäche.

Doch diese Brüder, welche aus Herrschsucht die Hand gegen den Vater erhoben, wie hätten sie dessen Erbe friedlich theilen mögen? Lothar hätte gar zu gerne die ungetheilte Herrschaft an sich gerissen; aber die jüngern Brüder stritten vereint wider den Stolzen, und nachdem hunderttausend Franken als Opfer des Bruderzwistes gefallen waren, wurde der Vertrag zu Verdün geschlossen, welcher das große Reich fortan in 3 selbstständige Theile trennte und eine Hauptepoche in der Geschichte Deutschlands, Italiens und Frankreichs bildet.

Das Unrecht, wodurch der Großhofmeister Pipin einst zum fränkischen Throne gelangte, rächte die Alles vergeltende Nemesis an seinen Nachkommen. Verarmt, geblendet, in Klöstern, in Hütten, als Flüchtlinge, als Bettler, als Vater- und Brudermörder, selbst im Glanze ihrer Kronen verhaßt oder verspottet, starben Söhne, Enkel und Urenkel des unglückseligen Geschlechtes der Carolinger.

23.

Das Lügenfeld.

Bei Thann, da grünen Triften, voll reicher Wiesenflur,
Und lustig rauscht dazwischen die himmelblaue Thur;
Doch öde liegt inmitten der blüthenreichen Welt
In meilenweiter Strecke das brache Lügenfeld.

Da sprießen keine Saaten, da schallt kein Vogellied,
Und Farrenkräuter wuchern hervor aus schwarzem Ried,
Der Bauersmann sich kreuzet und flüchtet schnell vorbei;
Ein Fluch hat längst getroffen die bange Wüstenei.

Einst hatte sich da drüben ein Wandersmann verirrt,
Da dröhnt es durch die Wildniß, ein Eisenharnisch klirrt,
Und aus den dichten Sträuchern und aus dem tiefen Moor,
Da rasselt wilden Schrittes ein Kriegesmann hervor.

„Was rief dich, Unglücksel'ger, in diese Wildniß her?
Was trieb dich, uns zu wecken aus Träumen tief und schwer?
Da drunten in den Höhlen, in meilenweitem Gang,
Da schlafen ganze Heere viel hundert Jahre lang.

Verruchter Söhne Frevel, geschworner Treue Bruch
Hat längst auf uns geladen des Himmels Rachespruch!
Vernimm die grause Kunde — du stehst an selber Statt,
Wo Ludewig den Frommen sein Heer verrathen hat.

Wir schlossen dichte Reihen bis an die Berge fern,
Gerüstet ihn zu schirmen, den kaiserlichen Herrn;
Da zog in blanken Waffen der Söhne Schaar heran,
Vom dumpfen Rauschen dröhnte der weite Rasenplan.

So stürmten sie herüber, die freveln Brüder vorn,
In ihren Fäusten Schwerter, in ihren Blicken Zorn!
Durch unser Lager schlüpfte der tückische Lothar,
Und bot uns blanke Münzen und glatte Thaler dar.

Der heil'ge Vater selber hat uns den Sinn bethört:
Es gelte keine Treue, die man dem Sünder schwört!
So schlich er durch die Reihen, und streute schlimme Saat,
Bis Alle wir verblendet uns fügten dem Verrath.

Drauf schlugen die Verruchten des alten Vaters Hand, —
Er bot sie schon zum Frieden — in schweres Eisenband,
Sie rissen ihm die Krone vom Haupte silberweiß,
Und führten ihn von hinnen, den weltverlass'nen Greis.

Und Ludewig der Fromme das Aug' -gen Himmel schlug:
„„Ist denn geschworne Treue und Kindesliebe Trug?
Weh, falsche Söldnerschaaren, so falsch und so verrucht!
Weh dir, o Lügenstätte, ihr seid fortan verflucht!"".

Der Himmel hat vollzogen des Greises Rachewort,
Die Bäche sind vertrocknet, der Anger liegt verdorrt,
Und keine Saaten sprießen, es schallt kein Vogellied,
Nur Farrenkräuter schießen hervor aus schwarzem Ried.

Und in den Höhlen drunten, in meilenweitem Gang,
Da schlafen unsre Schaaren viel hundert Jahre lang,
Da schlafen auch die Brüder, die freveln Söhne drei,
Verrostet sind die Schwerter, verstummt das Siegsgeschrei.

Fleuch, Wandersmann, von hinnen, und sag' es aller Welt,
Weß Fluch in diesen Gauen uns tief im Schlummer hält." —
Der Wandersmann sich kreuzet und thut zur selben Stund'
Im Thanner Münster drüben die Märe beichtend kund.

Stöber.

24.

Ludwig des Frommen Tod.

Es kommt ein Schiff geschwommen
Herab den stolzen Rhein,
Die weißen Segel wallen
Im goldnen Mittagsschein;
Umgeben von Getreuen
Ruht drinn, gebettet weich,
Der fromme Kaiser Ludwig,
So krank und todesbleich.

„Legt an, legt an, ihr Schiffer,
Bei dieser stillen Au,
Da weh'n durch schatt'ge Bäume
Die Lüfte mild und lau;
Da rasseln keine Schwerter,
Da tönt kein Schlachtgesang
Mir vom Verrath der Söhne
Mit fürchterlichem Klang.

„Und auf dem grünen Rasen,
Ihr Treuen, spannt mein Zelt,
Auf daß in Frieden ruhe
Der Herrscher einer Welt.

Schon rauscht des Rheines Welle
Ein sanftes Schlummerlied,
Und leichter wird sich schließen
Mein Auge, trüb' und müd."

Es sprach's der kranke Kaiser,
Da wird erfüllt sein Wort,
Man trägt ihn auf ein Lager
Am kleinen Inselport.
Wie blaß sind seine Wangen,
Wie todesmatt sein Blick,
Er richtet ihn voll Trauer
Nach Ingelheim zurück.

Und auf den Zinnen leuchtet
Der letzte Abendstrahl,
Die hundert Säulen schimmern
Am stolzen Kaisersaal;
Da fühlt der fromme Ludwig,
Daß seine Stunde schlägt,
Er betet lang und leise,
Und sagt von Schmerz bewegt:

„Seht, wie der Glanz der Säulen
Verschwunden ist in Nacht, —
Bald wird auch so vergehen
Der Carolinger Macht! —
Sagt meinen fernen Söhnen,
In Wehr und Waffen wild,
Daß sie dies Herz gebrochen,
Zu weich und vatermild.

„Doch will es gern vergeben,
Vergessen muß es bald
Der Erde Lust und Schmerzen,
Haß, Liebe und Gewalt
Ihr Ritter, nehmt die Krone,
Umglänzt von flücht'gem Schein,
Lothar soll sie empfangen,
Er wird nun Kaiser sein.

„Und bringt ihm auch den Zepter,
Zu schwer oft meiner Hand,
Bringt ihm den Purpurmantel,
Mir g'nügt ein Sterbgewand;
Denn nun zum dritten Male
Vom stolzen Kaiserthron,
Doch ach! in's Grab hernieder
Steigt, großer Karl! dein Sohn.

„Aus — aus —" sein Auge sinket,
Umhüllt von Todesnacht,
Er hat den Kampf bestanden,
Er hat den Sieg vollbracht.
Doch um die Königsleiche
Knie'n traurig und voll Schmerz
Die Ritter zum Gebete
Für das gebrochne Herz.

Adelheid v. Stolterfoth.

25.

Heinrich I.

Man nennt diesen Kaiser den Vogelsteller oder den Finkler, weil er große Lust am Vogelfang hatte und eben Finken fing, als man ihm die deutsche Krone überbrachte. Aber er konnte mehr, als Vögel fangen, und er sollte eigentlich Heinrich der Große heißen.

Damals war eine traurige Zeit für Deutschland. Von Osten kamen die wilden Ungarn auf ihren schnellen Pferden herbei, plünderten und raubten, sengten und brennten, schleppten Weiber und Kinder, die sie mit den Haaren zusammenbanden, in die Gefangenschaft, und waren auf ihren flüchtigen Rossen verschwunden, bis die langsamen Deutschen sich zum vereinigten Widerstande erhoben. Von Norden drangen die Wenden ein und machten es ebenso. Was that der weise, bedächtige Heinrich? Vor allem schloß er mit den Ungarn einen neunjährigen Waffenstillstand und bezahlte jährlich einen großen Tribut, um Zeit zu gewinnen, seine Deutschen geschickt zu machen, diesen mächtigen Feinden die Spitze zu bieten. Nun begann in ganz Deutschland ein reges, thätiges Leben. Da wurden Häuser gebaut und eine Menge derselben, die in der Nähe beisammen standen, mit Mauern und Gräben umgeben zum Schutze vor den Feinden. Da übte man sich in den Waffen, lernte in geschlossenen Gliedern marschiren, schnelle Schwenkungen ausführen, in guter Ordnung anrücken und sich zurückziehen. Da wurden allenthalben ritterliche Spiele getrieben und die alte Lust zum Kriege in den Deutschen wieder geweckt und genährt.

Zwar wollte den Deutschen das Leben in den engen Mauern der Burgen und Städte nicht gefallen; sie sagten: „Sollen wir uns lebendig begraben lassen? „Aber Heinrich befahl, daß immer der Neunte der Landbewohner, den das Loos treffen würde, ein Bürger, d. h. ein Bewohner der Städte werden sollte, und gab diesen Bürgern viele Vorrechte, die namentlich darin bestanden, daß dieselben den Edelleuten und Klöstern nicht mehr als Leibeigene dienen mußten und keine Zehnten zu zahlen hatten. Diese trieben nun mancherlei Handwerke und Künste; die Landleute kamen und kauften ein, und so begann der Handel, der in der Folge immer bedeutender und einträglicher wurde.

Als der neunjährige Waffenstillstand mit den Ungarn zu Ende war, sahe Heinrich zu seiner großen Freude den gesunkenen Muth seiner Deutschen so belebt, daß er es wagen durfte, die Abgesandten der Ungarn mit Schimpf und Schande zurückzuschicken. Er warf ihnen einen räudigen Hund vor die Füße und sagte: „Diese Abgabe sollt ihr künftig empfangen, aber keine andere!“ Racheschnaubend brachen zahllose Reiterschaaren in Ungarn auf und fielen mit Mord, Brand und Verwüstung in Sachsen ein. Schnell sammelte Heinrich seine Schaaren bei Merseburg und entflammte sie mit den Worten: „Krie-

ger! sehet, dort glühet der Himmel blutig roth. Eure Habe ist's, die dort auflodert. Was sucht ihr, wenn ihr umkehret und fliehet? Eure Hütten? Sie liegen in Asche. Eure Weiber? Sie sind gefangen. Eure Kinder? Sie sind ermordet. Euern Gott? Seine Altäre sind umgestürzt. Brüder, der Tag der Vergeltung ist gekommen! Seid Männer und betet zu Dem dort oben, der Hülfe sendet in der Stunde der Noth!" — Und Gott sandte Hülfe. Mit dem Feldgeschrei: Sieg oder Tod! stürzten sie sich auf die Feinde und schlugen die wilden Horden dermaßen, daß sie, so lange Heinrich lebte, nicht mehr das deutsche Land betraten.

Schon vorher hatte Heinrich auch die Wenden zur Ruhe gebracht. Mitten im Winter, wo sie glaubten durch ihre Sümpfe sicher zu sein, nahte er sich ihrer Hauptstadt Brennabor. Es kam nämlich unvermuthet ein starker Frost, und Heinrich marschirte auf dem Eise gegen die feindliche Stadt und eroberte sie.

Wohl einem gesunkenen Volke und einem zerrütteten Lande, das einen solchen Herrscher erhält, wie Heinrich der Vogler war!

26.

Heinrich der Vogelsteller.

Herr Heinrich sitzt am Vogelherd recht froh und wohlgemuth,
Aus tausend Perlen blinkt und blitzt der Morgenröthe Gluth.
In Wies' und Feld, in Wald und Au, horch! welch' ein süßer Schall,
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag, der süßen Nachtigall!
Herr Heinrich schaut so fröhlich drein: „Wie schön ist heut die Welt!
Was gilt's, heut' gibt's 'nen guten Fang!" er lugt zum Himmelszelt.
Er lauscht und streicht sich von der Stirn das blondgelockte Haar;
„Ei doch! was sprengt denn dort herauf für eine Reiterschaar?"
Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt, es naht der Waffen Klang,
„Daß Gott! die Herr'n verderben mir den ganzen Vogelfang!"
„Ei nun, was gibts?" — Es hält der Troß vor'm Herzog plötzlich an;
Herr Heinrich tritt hervor uud spricht: „Wen sucht ihr, Herr'n? sagt an!"
Da schwenken sie die Fähnlein bunt und jauchzen: „Unsern Herrn!
„Hoch lebe Kaiser Heinrich! hoch des Sachsenlandes Stern!"
Dies rufend knie'n sie vor ihn hin und huldigen ihm still,
Und rufen, als er staunend fragt: „'s ist deutschen Reiches Will'!"

Da blickt Herr Heinrich tiefbewegt hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabst mir einen guten Fang! — Herr Gott, wie dir's gefällt!"

J. N. Vogl.

27.

Heinrich der Städteerbauer.

Es kamen aus fernem Osten
Die Ungarn geritten daher,
In deutsche Lande sie drangen,
Ein hoch aufschäumendes Meer.

Was half dir, mein wackerer Heinrich,
Dein königlich tapferer Muth?
Die Deutschen, sie mußten bezahlen
Den wilden Barbaren Tribut.

Drauf flossen die schrecklichen Wogen
In's alte Bette zurück,
Der König sahe sie weichen
Mit drohend zornigem Blick.

Er sprach: „Wohlan denn! ich baue
Einen großen und starken Wall,
Daran sich möge zerschellen
Der Fluthen tosender Schwall."

Und hurtig hat er geleget
An's Werk die kräftige Hand;
Bald waren die Dämme gezogen
Durch's ganze germanische Land.

Die Dämme? das waren die Städte,
Von freien Bürgern bewacht.
Die Bürger wußten zu bergen
Des Vaterlands Reichthum und Macht.

Sie lernten auf's Roß sich schwingen,
Behende führen das Schwert,

Und kämpfen wie tapfere Ritter
Für das Haus und den eigenen Herd.

Bald war die Ebbe vorüber,
Die Fluth zurücke nun kam,
Da brach sich die stürmische Welle
Am festgegründeten Damm.

Bei Merseburg an der Saale
Schlug Heinrich die blutige Schlacht;
Die deutsche Bürgerwehr streckte
Zu Boden die ung'rische Macht.

Und weit und breit durch die Lande
Ertönte der Siegesruf
Von Heinrich, dem Städteerbauer,
Der Burgen und Bürger erschuf.

A. G.

28.

Der ehrenvolle Tribut.

1.

Wer steht dort auf der Zinne, die Stirne trüb und kraus,
Und schaut mit finst'ren Blicken in's deutsche Land hinaus?
Er steht in tiefem Sinnen, greift bald nach seinem Schwert,
Bald hält die Faust er drohend dem Osten zugekehrt.

Von seinem Haupte leuchtet weithin die goldne Kron' —
Sie mag ihm heute dünken wie schneidend bittrer Hohn.
Von seinen Schultern wallet ein goldner Mantel weit —
Wie mag ihn heute drücken dies goldne Ehrenkleid!

Das ist ein deutscher Kaiser! Ein ächter deutscher Held!
Er ist der Fürsten Erster wohl in der ganzen Welt. —
Und heute hat Tribut er den Hunnen zugesagt
Und hat der deutschen Ehre die Schmach zu thun gewagt!

2.

Neun Jahre sind verflossen im raschen Lauf der Zeit,
Und wieder schaut der Kaiser hin auf die Lande weit;
Es glänzt sein klares Auge, er hat die Hand am Schwert,
Das blinkt im Sonnenglanze, dem Osten zugekehrt.

Viel tausend Männer blicken vertrauend zu ihm auf,
Viel tausend deutsche Helden, bereit zum Siegeslauf!
Sie tummeln ihre Rosse, sie schwingen Schwert und Speer —
Heut gilt es zu vernichten der Hunnen zahllos Heer!

Heut soll der Hunne büßen den frechen Uebermuth,
Er soll den Frevel sühnen mit seinem beßten Blut!
Heut gilt es zu beweisen, daß makellos und rein
Noch Deutschlands Ehre strahlet mit ungetrübtem Schein! —

Und von dem blut'gen Felde, von Leichen unzählbar
Schwang sich im Siegesjubel der stolze deutsche Aar.
Weit fliegt die Siegeskunde, bis in das fernste Land:
Wie Deutschland weiß zu wahren der Ehre heilig Pfand!

29.

Drahomira.

Zu der Zeit, da Brennabor in die Hände Heinrich des Voglers fiel, lebte die Wendenfürstin Drahomira, als Gemahlin des Herzogs Wratislav in Böhmen. Mit Kummer bemerkte sie, wie unter ihren Verwandten das Christenthum immermehr Eingang gewann. Sie wirkte öffentlich und im Verborgenen für ihre Götter, und Mancher, welcher gegen ihre Warnung sich taufen ließ, mußte es mit dem Leben bezahlen. Nach dem Tode ihres Gemahls ergriff sie selbst die Zügel der Regierung, und Verfolgungen aller Art, Verbannung und Tod traf nun die Christen in ihrem Reiche. Besonders aufmerksam beachtete sie alle Schritte ihrer beiden Söhne, die sich zu den sanften Lehren des Christenthums hinneigten, und als sie erfuhr, daß sie sich öfter nach dem nahen Kloster schlichen, und daß sie daselbst von ihrer

Großmutter Ludmilla im Christenthume unterwiesen wurden, da sann sie auf blutige Rache. Sie schickte Meuchelmörder in's Kloster und ließ Ludmilla grausam erwürgen. Die Christen, darüber aufs höchste erbittert, brachten es dahin, daß Drahomira verbannt wurde. Leicht hätte sie sich auf dem Throne erhalten können, denn ihr Anhang war groß; allein ihr Herz zog sie in's theure Heimathland, nach Brennabor, die geliebte Vaterstadt, die gefallen und dem Könige Heinrich unterthan geworden war.

„Auch dort sind unsere Götter in Gefahr; auch dort will man des Volkes Freiheit untergraben; was soll ich hier in Böhmen? Auf, nach Brennabor!" rief sie aus. An der Spitze eines stattlichen Zuges wandte sie sich der Heimath zu. Wer sie sah, blieb verwundert stehen. Ein goldner Helm, unter welchem eine Fülle dunkler Locken hervorquoll, zierte ihr Haupt; von den Schultern hing der fürstliche Purpurmantel herab; das feurige Auge blitzte Muth und Kraft.

Endlich erglänzten in der Abendsonne die Zinnen der Burg ihrer Väter und auf dem Harlunger Berge die Thürme der christlichen Kirche, welche Heinrich hatte erbauen lassen. „Ha! rief Drahomira, so ist es wirklich wahr, was ich vernommen? Was ist aus dir geworden, freies Volk der Wenden! Könnt ihr die Ketten tragen, welche Christen euch schmiedeten? O ihr Götter, höret mich, rächet die Schmach eures Hügels und stehet mir bei, daß ich die Rache vollbringe!"

Traurig begrüßt sie den Bruder. Der erzählt ihr, wie das Alles gekommen. Sie schwört auf dem Grabe ihres Vaters, nimmer zu ruhen und zu rasten, bis in den Gauen der Wenden die letzte Spur des neuen Glaubens vertilgt sei; dann durcheilt sie die nahen Provinzen und ruft von ihrem Rosse in die Versammlungen der Männer: „Auf! schärfet die Lanzen! Wetzet die Schwerter! Wollt ihr Christensklaven sein? Seht, schon haben sie unsre Festungen inne, schon bauen sie neue, schon fordern sie Tribut von euch und den Zehnten eurer Felder für ihre Lügenpriester! Schaaret euch um mich, und die Götter werden uns beistehen!" Freudig bewegt schwangen sie die Waffen. Die Posaunen wurden geblasen, und von der Elbe bis zur Oder folgte jeder Wende dem Rufe zur Schlacht. Mit Erbitterung warfen sie sich auf die sächsischen Besatzungen, verjagten oder tödteten sie; die christlichen Priester verbluteten auf den Altären des Rhadigast und Triglav, und bald war das Land von den Feinden ringsum gesäubert.

Mit Entzücken sah dies Drahomira. Sie hatte ihr Gelübde gelöst; die Götter waren versöhnt, und freudig kehrte sie ihrem Heimathlande den Rücken, um wieder nach Böhmen zurückzukehren, wo ihr Sohn Wenzeslav, der dort regierte, ihre Gegenwart wünschte. — Eines Abends kam sie in die Nähe von Prag. Dort erhob sich am Rande des Waldes eine Kapelle, und das Glöcklein ertönte soeben durch die stille Flur, um die Landleute, welche ihr Tagewerk vollbracht hatten, zum Gebete zu rufen. „Verdammter Lügentempel, rief Drahomira zornentbrannt, daß du versänkest vor meinen Augen in den finstern Schlund der Erde! Doch ich, ich will euch vernichten, und euren falschen Priestern schrecklich lohnen!“ Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so bäumten sich die Pferde, schnaubten und schäumten und standen wie festgebannt, ohne auf das Toben und Fluchen, noch auf die Schläge ihres Lenkers zu achten. Mit kräftiger Hand entreißt ihm die Fürstin die Zügel; aber in demselben Augenblicke läßt sich ein dumpfer Donner unter der Erde vernehmen, die Erde bebt, sie berstet, und furchtbar gähnend öffnet sich der Abgrund und verschlingt Drahomira sammt Roß und Wagen. Also erzählt die christliche Sage von dem Ende der Wendenfürstin.

Wenn schon die Frauen eine solche Anhänglichkeit an ihre alten Götter, einen solchen Haß gegen ihre christlichen Nachbarn, einen solchen Muth in Gefahren bethätigten, wie mächtig werden die Kämpfe Karls und Heinrichs gegen die Männer dieser deutschen Stämme gewesen sein!

30.

Kaiser Otto's Krönung.

Die Deutschen fühlten sich dem sächsischen Stamme dankbar verpflichtet, da Heinrich I. das Reich nach Innen und Außen gekräftiget hatte; daher gedachten sie auch, die Krönung seines Sohnes Otto besonders feierlich zu begehen. War der Vater nur von dem Franken- und Sachsenstamme gewählt, so erschienen dagegen bei der Krönung des Sohnes die Großen und Edlen aller Stämme deutscher Nation. In Aachen, wo der große Frankenkönig Karl so oft und gerne

weilte, in den Hallen des ehrwürdigen Domes, den er selbst erbaute, sollte Otto zum Führer und Haupt des deutschen Volkes geweihet werden. Die weiten Räume der Pfalz waren kaum hinreichend, die hohen Gäste zu fassen; denn was Deutschland Tüchtiges hatte, das ging nach Aachen, dem jungen Königssohn zu huldigen.

Man unterhielt sich von Heinrichs Großthaten und den hohen Hoffnungen, die man auf seinen Sohn setzte, da erschien dieser, ein Mann von königlicher Haltung, Ernst in den Mienen, Muth in den Blicken, Kraft in den nervigen Armen, Würde in seinem ganzen Wesen. Lautlose Stille empfing ihn; aber die bedeutsamen Blicke, die Einer dem Andern zuwarf, zeigten, mit welchem Wohlgefallen die versammelten Fürsten ihren jugendfrischen Kaiser betrachteten. Nun stieg er die Stufen des Thrones hinan, und — wie ein plötzlich erwachter Donner — brach der Jubelruf los: „Es lebe König Otto! Heil dem Sohne des großen Heinrich!" Die Großen nahten nach der Reihe ihrer Würde und schwuren in seine Hand, treu zu halten am Könige und Vaterland.

Eine zahllose Volksmenge harrte auf den Straßen und im Dome auf den feierlichen Zug, und die Geistlichkeit, angethan mit prächtigen, buntfarbigen Gewändern, hatte sich an der Pforte des Gotteshauses versammelt, den König zu empfangen. Als dieser unter dem Jubelruf des Volkes erschien, trat der ehrwürdige Erzbischof von Mainz, Hildebert, hervor und faßte des Königs rechte Hand und führte ihn in die Mitte der Kirche, wo er von dem ganzen versammelten Volke gesehen werden konnte. Dann sprach er: „Hier steht der von Gott erkorne, vom König Heinrich bezeichnete und von den Fürsten anerkannte König der Deutschen. Wenn das Volk diese Wahl billiget, so erhebe es zum Zeichen dessen die Rechte auf zum Himmel!" Jubelnd streckten Alle die Hand empor, der betäubende Zuruf: „Heil unserm König Otto! Heil seinem Geschlecht!" erfüllte die Tempelhallen, und draußen vor den Thüren wiederhallte dieser Ruf von den Tausenden, die die Mauern umjauchzten. Chöre fielen ein und sangen Psalmen; Pauken und Trompeten schmetterten dazwischen, und die Geistlichen sanken am Altare nieder, um des Himmels Segen auf den neuen Herrscher herabzuflehen.

Als der erste Sturm der Begeisterung vorüber war, führte der Erzbischof den König vor den Altar, um ihn im Angesichte Gottes mit den Zeichen seiner königlichen Macht zu schmücken. Er umgürtete ihn zuerst mit dem Reichsschwert und sprach: „Führe es zu Ehren

Christi unverzagt, zum Schrecken seiner Feinde, der Christenheit zum Heil!" Dann legte er ihm den Königsmantel an mit den Worten: „Bleibe, in den heiligen Glauben gehüllt, treu bis in den Tod!" Hierauf gab er ihm Scepter und Stab in die Hände, salbte ihn mit dem geweihten Oele, setzte ihm die Krone auf und sagte: „Herrsche als Vater über deine Unterthanen, schütze die Diener Gottes, die Wittwen und Waisen; das Oel der Barmherzigkeit gehe dir nimmer aus!" Nachdem dies geschehen war, führte er den Gesalbten auf einen Thron, der zwischen zwei Marmorsäulen aufgerichtet war, hielt ein feierliches Hochamt und ließ einen erhabenen Lobgesang anstimmen.

Da saß der vierundzwanzigjährige König; das blühende Gesicht und die hohe Stirne von blonden Locken umwallt. Er gedachte an die Thaten des unter ihm in der Gruft ruhenden Kaisers Karl. Große, erhabene Gedanken erfüllten ihn, und er gelobte im Herzen, jenes großen Vorfahren würdig zu regieren. Unendliche Macht war in seine Hand gelegt, groß war die Aufgabe, schwer die Verantwortung, die er übernommen. Aller Blicke waren auf den sinnenden König gerichtet, bis er sich endlich erhob und die Kirche verließ. Unter erneutem Beifallsruf bewegte sich der Zug in die königliche Pfalz, wo das Krönungsmahl begann. Die deutschen Herzoge hatten die Bewirthung übernommen, und rechneten es sich zur Ehre, ihm persönlich zu dienen und bei der Tafel aufzuwarten. Der Herzog Eberhard von Franken trug die Speisen auf, er war Truchseß; Hermann, Herzog in Schwaben, schenkte den Wein ein und verrichtete das Amt eines Mundschenken; Arnulf, Herzog von Bayern, sorgte für das Hoflager und das Heer; er verrichtete die Geschäfte eines Marschalls; der Herzog Giselbert von Lothringen sorgte für die königlichen Zimmer, er war Kämmerer. So entstanden die sogenannten Erzämter am kaiserlichen Hofe, die sich bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts erhielten, aber nicht mehr von den Fürsten in eigener Person, sondern von ihren Gesandten bei der Kaiserkrönung verwaltet wurden.

Lustig klangen die Gläser voll edlen Weines bei'm Lebehoch auf den König, das Reich und seine Fürsten; Trompeten schmetterten dazwischen, und von draußen herein schallte der Jubelruf des begeisterten Volkes.

Otto hatte an diesem festlichen Tage wohl kaum geahnet, welche Sorgen und Mühseligkeiten ihm diese Krone bringen würde. Seine ganze Regierung war ein Gewebe von Kriegen; er züchtigte die Dä-

nen, die seine Markgrafschaft Schleswig heimsuchten; er unterwarf sich Böhmen; er schlug die Ungarn auf dem Lechfelde, daß ihnen auf immer die Lust verging, nach Deutschland zu streifen; er hatte viele Kämpfe mit den Italienern, die seine Herrschaft lange nicht anerkennen wollten; sein eigener Bruder Heinrich und sein Sohn Ludolf hatten sich gegen ihn empört; aber alle diese Kämpfe und Trübsale dienten nur zur Verherrlichung seines Namens. Die Geschichte nennt ihn den Großen, und Magdeburg, seine vielgetreue Stadt, bewahrt seine Gebeine und hat ihm auf dem Markte ein Denkmal errichtet.

31.

Die Schlacht auf dem Lechfelde.

Otto hatte sich gerüstet, um die Slaven zu züchtigen, da traf eine Botschaft von seinem Bruder Heinrich, dem Herzoge von Bayern, ein, die Ungarn zögen in unermeßlicher Menge heran; er möge eilen, sein Reich zu retten. Alsobald wandte Otto seinen Zug nach dem südlichen Deutschland. Die Franken, die Schwaben, selbst die Böhmen säumten nicht bei so großer Gefahr, den Bayern zu Hülfe zu eilen und dem Reich.

Die Ungarn hatten, ehe der König herangekommen war, Bayern überschwemmt, das Land ausgeraubt, mit Feuer und Schwert verwüstet und geschändet. Der König nahm seine Stellung an der westlichen Seite des Lechs, unterhalb der Stadt Augsburg. Bald nach ihm traf auch Konrad, Herzog der Franken, mit seinen Schaaren ein, und als das Heer seiner ansichtig wurde, erhob es ein mächtiges Freudengeschrei, denn Konrad war ein Mann von kühnem Geiste und unermüdlicher Kraft, klug im Rath und besonnen im Handeln, zu Roß und zu Fuß gleich unwiderstehlich im Kampf, und darum allgemein geliebt, weil er überall Muster und Vorbild war. Die Ungarn, deren Stärke in der Schnelligkeit lag, erwarteten nicht den Angriff des deutschen Heeres; sie setzten über den Lech und stürzten sich plötzlich mit Ungestüm und wildem Geheul auf die Nachhut, welche die Böhmen bildeten. Ein Theil dieser Böhmen wurde gefangen genommen, und der Ueberrest in die Flucht getrieben. Dann warf sich der Feind

auf die Schwaben, und auch unter diesen entstand Bestürzung, Unordnung, Flucht. Als der König dies erfuhr, gab er sogleich dem Herzog Konrad den Befehl, seine Franken gegen die wilden Horden zu führen. Der Stand des Kampfes war bedenklich; alte Krieger, an Schlacht und Sieg gewöhnt, sahen besorgt und verzagt in das Getümmel hinein. Er aber, der kühne Fürst, wußte seine Heldenseele den Männern einzuhauchen, die seiner Leitung folgten. Er stürzte so unerwartet und so furchtbar in das räuberische Gesindel hinein, daß dasselbe zerstäubte, alle Gefangenen und sämmtliche Beute zurücklassend. Sie suchten die andere Seite des Lechs wieder zu gewinnen; hier aber wartete der König selbst ihrer, in der einen Hand das Schwert, in der andern die heilige Lanze. Nachdem er seinen Kriegern einige Worte begeistert und begeisternd zugerufen hatte, sprengte er voraus gegen den Feind, zugleich Kämpfer und Feldherr. Ihm nach seine Schaaren. Die Ungarn geriethen mitten in die deutschen Reihen hinein. Hier vergeblicher Widerstand, dort verworrene Flucht, überall Schrecken, Angst, Hülflosigkeit, Noth, Verzweiflung, ein unendliches Getümmel. Eine große Menge der Ungarn wurde niedergehauen; andere, die bis zu dem Flusse kamen, warfen sich hinein, um schwimmend das andere Ufer zu erreichen; aber Menschen und Pferde waren zu ermattet; sie fanden alle ihren Tod in den Wellen; noch andere suchten sich in den nächsten Dörfern zu verbergen; die Dörfer aber wurden angezündet, und sie fanden ihren Tod in den Flammen. Am Abend war auf der rechten Seite des Lechs Alles entschieden. Am andern Morgen ging das deutsche Heer über den Fluß, bemächtigte sich des Lagers der Ungarn vor Augsburg, verfolgte die flüchtigen Feinde und tödtete sie, so daß nur sehr wenige von ihnen entkamen, welche die Nachricht von dem erlittenen Unglücke zu ihrem Volke in die Heimath bringen konnten.

Aber auch die Deutschen hatten große Verluste erlitten; viele tapfere Männer hatten einen ruhmvollen Tod gefunden für ihr Vaterland und ihren König. Unter Allen aber wurde Niemand so allgemein beklagt, als Konrad, der tapfere Frankenherzog, dem eigentlich der Ruhm des Tages gebührte und die Palme des Siegs. Von der Hitze des gräßlichen Kampfes ermattet, öffnete er seinen Harnisch, um einen Augenblick frische Luft zu schöpfen, und in diesem Augenblicke traf ihn der Pfeil eines Ungarn in die Kehle: er sank vom Pferde und in den Tod. Diese Trauerbotschaft, welche bald das ganze Heer erfuhr, mäßigte den Jubel und mischte der Freude die Wehmuth bei.

König Otto ließ seine Leiche nach Worms bringen und daselbst mit fürstlicher Pracht zur Erde bestatten. In allen Kirchen mußte auf des Königs Befehl ein feierlicher Gottesdienst gehalten werden, um dem Herrn zu danken, von dem er den Sieg erhalten hatte.

Niemals haben die Ungarn nach dem Tage bei Augsburg gewagt, als Volk und in Masse den deutschen Boden wieder feindlich zu betreten; der Raubsinn und die Rohheit derselben minderten sich nach dieser Niederlage, und kaum war der vierte Theil eines Jahrhunderts verflossen, so beugten sich schon viele der Ungarn vor dem Kreuze, und ehe das zehnte Jahrhundert zu Ende ging, war die christliche Religion allgemein, und deutsche Einrichtungen, deutsche Eigenthümlichkeiten, deutsche Sitten waren eingezogen in dem Lande der Barbaren. So große Folgen hatte der große Tag vom Lechfelde.

32.

Der Sieg bei Augsburg.

Es wälzte sich in wilden Horden
Das Ungarheer in's Bayerland,
Und unter Kämpfen, Sengen, Morden
Vor Augsburg es gerüstet stand.
Doch nicht verließ vor Kampfes Grauen
Der Muth das tapfre deutsche Herz,
Es wandte sich in Gottvertrauen
Zu seinem Helfer himmelwärts.

Ihr Bischof, Ulerich geheißen,
Ein Gottesheld voll echtem Muth,
Er stählte ihres Schwertes Eisen
In der Begeist'rung heil'ger Gluth.
Hoch auf den Mauern blitzten helle
Das Schwert, der Panzer und der Speer,
Und mit des Blitzes Glanz und Schnelle
Zog Kaiser Otto helfend her.

Als nun aus seinem goldnen Bette
Erstieg der Sankt Laurenzi-Tag,
Das Heer in brünstigem Gebete
Vor Gott auf seinen Knieen lag.
Die Kinder selbst, die holden Kleinen,
Sie knieten in dem weiten Kreis,
Auf daß ihr Flehen und ihr Weinen
Zum Himmel dringe bang und heiß.

Und in des Kaisers Augen glühte
Der Gottesmuth, als wie ein Stern;
Mit frommem, innigem Gemüthe
Empfängt er nun den Leib des Herrn.
Dann ruft er: „Auf! zum heil'gen Streite!
Ist dornenvoll auch unsre Bahn,
Gott steht als Helfer uns zur Seite,
Er selbst führt uns zum Sieg hinan!" —

Von hohem Muthe nun durchdrungen,
Eilt kühn das Heer zur Ungarschlacht;
Da wird das deutsche Schwert geschwungen
Mit oft erprobter Heldenmacht.
Bald grüßt die Sonne sie als Sieger,
Es lösen sich der Feinde Reih'n,
Die flücht'gen, bangen Ungarkrieger,
Sie stürzen in den Lech hinein.

Der aber läßt die Beute nimmer
Aus seinem kalten Wogenarm;
Es röthet sich des Wassers Schimmer
Mit Feindesblut so frisch und warm.
Vernichtet ist mit einemmale
Das Ungarheer so stolz und wild.
Und bei des Abends goldnem Strahle
Zieht nun das Heer vom Kampfgefild.

Die tapfern Helden zu empfangen,
Thun sich jetzt Augsburgs Thore auf;
Die Freude strahlt auf Aller Wangen
Ob ihrem kühnen Siegeslauf.

Und zu des Domes heil'gen Hallen
Der Kaiser wallt mit seiner Schaar
Und fromme Dankeslieder schallen
Aus jeder Seele froh und klar.

Js. Braun.

33.

Kaiser Otto I.

Zu Quedlinburg im Dome ertönet Glockenklang,
Der Orgel Stimmen brausen zum ernsten Chorgesang;
Es sitzt der Kaiser drinnen mit seiner Ritter Macht,
Voll Andacht zu begehen die heil'ge Weihenacht.

Hoch ragt er in dem Kreise mit männlicher Gestalt,
Das Auge scharf wie Blitze, von goldnem Haar umwallt;
Man hat ihn nicht zum Scherze den Löwen nur genannt,
Schon Mancher hat empfunden die löwenstarke Hand.

Wohl ist von einem Siege er wieder heimgekehrt,
Doch nicht des Reiches Feinden hat mächtig er gewehrt,
Es ist der eigne Bruder, den seine Waffe schlug,
Der dreimal der Empörung blutrothes Banner trug.

Jetzt schweift er durch die Lande geächtet, flüchtig hin,
Das will dem edlen Kaiser gar schmerzlich in den Sinn;
Er hat die schlimme Fehde oft bitter schon beweint:
„O Heinrich, du mein Bruder, was bist du mir so feind!"

Zu Quedlinburg vom Dome ertönt die Mitternacht,
Vom Priester wird das Opfer der Messe dargebracht;
Es beugen sich die Kniee, es beugt sich jedes Herz,
Gebet in heil'ger Stunde steigt brünstig himmelwärts.

Da öffnen sich die Pforten, es tritt ein Mann herein,
Es hüllt die starken Glieder ein Büßerhemde ein —

Er schreitet zu dem Kaiser, er wirft sich vor ihn hin,
Die Knie' er ihm umfasset mit tiefgebeugtem Sinn.

„O Bruder, meine Fehle, sie lasten schwer auf mir;
Hier liege ich zu Füßen, Verzeihung flehend dir;
Was ich mit Blut gesündigt, die Gnade macht es rein,
Vergib, o strenger Kaiser, vergib, du Bruder mein!"

Doch strenge blickt der Kaiser den sünd'gen Bruder an:
„Zweimal hab' ich vergeben, nicht fürder mehr fortan!
Die Acht ist ausgesprochen, das Leben dir geraubt,
Nach dreier Tage Wechsel, da fällt dein schuldig Haupt!"

Bleich werden rings die Fürsten, der Herzog Heinrich bleich,
Und Stille herrscht im Kreise, gleich wie im Todtenreich,
Man hätte mögen hören jetzt wohl ein fallend Laub,
Denn Keiner wagt zu wehren dem Löwen seinen Raub.

Da hat sich ernst zum Kaiser der fromme Abt gewandt,
Das ew'ge Buch der Bücher, das hält er in der Hand;
Er liest mit lautem Munde der heil'gen Worte Klang,
Daß es in Aller Herzen, wie Gottes Stimme drang:

„„Und Petrus sprach zum Herrn: Nicht so? Genügt ich hab',
Wenn ich dem sünd'gen Bruder schon siebenmal vergab?
Doch Jesus ihm antwortet: Nicht siebenmal vergib,
Nein, siebenzig mal sieben, das ist dem Vater lieb.""

Da schmilzt des Kaisers Strenge in Thränen unbewußt,
Er hebt ihn auf, den Bruder, er drückt ihn an die Brust;
Ein lauter Ruf der Freude ist jubelnd rings erwacht.
Nie schöner ward begangen die heil'ge Weihenacht. —

H. M—r.

34.

Der Ottensund.

Das war Harald, der Dänenfürst,
Man nannt' ihn auch den blauen Zahn,
Der zog mit seinen Mannen all'
Gegen die schlesische Mark heran.

Und wo er zog, da war das Land
Erhellt von rothem Flammenschein,
Und wo er ging, da nahm vom Feld
Kein Schnitter mehr die Aehren ein;

Und wo sein Schwert er einmal schwang,
Da war es auch gefärbt von Blut;
Mit jähem Schrecken floh die Mark
Vor des Verwüsters grimmer Wuth.

Der deutsche König Otto hört
Die Mär' mit finstrer Stirne an;
Er nimmt zur Hand den blanken Schild,
Er schickt nach seinem Heeresbann.

Und wie ein Sturmwind fährt er drauf
Dem frechen Räuber über's Haupt;
Wie fliehen da die Dänen scheu!
Wie lassen sie, was sie geraubt!

Er folgt und folgt; in wilder Schlacht
Bei Schleswig hat er sie gefällt,
Und über's Dan'werk zieht mit Stolz
Der kühne, königliche Held.

Er zieht hinauf, bis ihm das Meer
Im Norden eine Gränze steckt,
Wo sich das letzte, hohe Kap
Weit in die Brandung hin erstreckt.

Da hält er inn' und faßt mit Macht
In seine Faust den starken Speer,
Und schwingt ihn hoch, und schleudert ihn
Gewaltig in das nahe Meer.

Und ruft, daß es weithin erschallt:
„Bei Gott! so ende jeder Krieg
Für's deutsche Land, daß nur die See
Begränze meines Volkes Sieg!“

Und seine Mannen stimmen ein. —
Und sieh', seit jener großen Stund'
Hieß man das Meer, drin sein Geschoß
Versank, fortan den Ottensund. —

Das war dein König, deutsches Volk;
Du hörst die That mit Staunen an.
O hättest du zu jeder Zeit
Es diesem König gleich gethan!

Fack.

35.

Die Sage vom Mäusethurm.

Rasch fliegt mein Schiff von dannen,
Die mächt'gen Ufer flieh'n.
Und an den dunklen Bergen
Seh' ich die Wolken zieh'n.

„Sag' an, mein alter Schiffer,
Wie heißt der graue Thurm,
Den dort auf kahlem Felsen
Umbraus't der Wogensturm?“

„„Der dort so traurig raget,
Umbraus't von Wogensturm
Seit längst vergang'nen Zeiten,
Das ist der Mäusethurm!““

„Wer wohnt in seinen Hallen?
Ich seh' ein schwaches Licht,
Das aus den Fensterbogen
Mit irrem Strahle bricht.“

„„Dort wohnt der Bischof Hatto
Viel hundert Jahre schon,
Und kann zur Ruh' nicht kommen
Auf seinem Felsenthron.

Er hat zu Mainz im Grimme
Die Hungrigen verbrannt,
Als sie um Brod geschrieen
Mit Waffen in der Hand.

Hört ihr die Mäuse pfeifen?
So rief er höhnend aus,
Als ihre Todesklage
Tönt' aus dem Flammengraus.

Da kamen alle Mäuse
Rings aus dem Land umher;
Nicht Ruhe konnt' er finden
Vor ihrem grimmen Heer.

Man bracht' ihm alle Katzen,
Die beßten weit und breit,
Doch keine that von allen
Den Mäusen was zu Leid.

Wollt' er die Messe halten,
Und hob den Kelch empor,
So sprang mit lautem Pfeifen
Rasch eine Maus hervor.

Und wollt' er sich beim Mahle
Erfreu'n im hohen Saal,
So sprangen tausend Mäuse
Umher zu seiner Qual.

Und schloß er seine Augen
Voll Schlaf und Kummer zu,
So weckt das Heer der Mäuse
Ihn bald aus kurzer Ruh.

Allnächtlich muß er träumen
So fürchterlich und schwer;
Ihm ist's, als schwebten viele
Gestalten um ihn her. —

Die Frau'n und Kinder kommen,
Die Männer aus dem Grab,
Sie wogen bleich und drohend,
Wie Nebel auf und ab.

Er hat sie einst gesehen,
Er hat sie einst gehört,
Eh' sie zu Staub zerfielen,
Von wilder Gluth verzehrt.

Da flieht er voll Verzweiflung
Auf jenen Thurm im Rhein,
Und wähnt sich endlich sicher,
Und schläft beruhigt ein.

Als Mitternacht gekommen,
Weckt ihn der alte Klang —
Es rasselt an der Thüre,
Es pfeifet auf dem Gang. —

Und mit Entsetzen sieht er
Beim bleichen Lampenschein,
Die Mäuse sind gekommen
Auch durch den wilden Rhein.

Und wieder in die Seele
Kommt ihm der Traum so schwer,
Ihm ist, als schwebten plötzlich
Gestalten um ihn her. —

Sie kommen immer näher,
Er kann sich retten nicht,
Sie schleudern schwarze Mäuse
Ihm in das Angesicht.

Da faßt ihn finst'res Grauen
Und wilder Todesschmerz,
Gebrochen ist sein Auge,
Gebrochen ist sein Herz.

Oft schon in stillen Nächten
Schifft ich am Thurm vorbei,
Und sah die Lampe schimmern,
Und hört' den Todesschrei.

Seht Ihr, wie aus dem Thurme
Ein schwacher Schimmer irrt?

Horch! — hat nicht durch die Lüfte
Ein banger Ruf geschwirrt?" "

A. von Stolterfoth.

36.

Heinrich II.

Die Geschichte nennt ihn den Heiligen, weil er sich die erlaubten Freuden des Lebens strenge versagte, die Geistlichkeit reichlich beschenkte, Klöster errichtete und Bisthümer stiftete. Seine Gemahlin, die schöne Kunigunde, war eben so heilig, wie Heinrich, und unterstützte ihn in seinen frommen Werken auf das eifrigste.

Er unternahm drei Züge nach Italien, die den größten Theil seiner Zeit und seiner ohnehin geringen Kraft in Anspruch nahmen. Auf dem ersten Zuge ließ er sich in Pavia die eiserne Krone aufsetzen, die er aber gegen den Markgrafen Arduin nicht behaupten konnte. Auf dem zweiten Zuge ließ er sich in Rom vom Papste krönen, und bei dieser Krönung wurde bestimmt, daß nie wieder ein deutscher Fürst sich die kaiserliche Würde anmaße, wenn ihn nicht der Papst für würdig erachte. Auf dem dritten Zuge gründete er das Königreich Neapel, indem er die feigen und stolzen Griechen dort vertrieb.

Diese Kriegszüge waren aber dem frommen Heinrich in der Seele zuwider. Von Natur mehr zum Trübsinn und stummen Hinbrüten geneigt, hätte er sich in einem Kloster unter Beten und Fasten viel glücklicher gefühlt, als auf dem Throne. Einst kam er in ein Kloster in Lothringen, und war über die vortreffliche Einrichtung desselben so entzückt, daß er begeistert ausrief: „Ach, wer hier seine Ruhestätte für immer gefunden hätte!" Er drang auch wirklich so lange und ernstlich in den Abt des Klosters, ihn als Mönch aufzunehmen, daß dieser nicht ausweichen konnte. Er berief alle Mönche des Klosters, und in ihrer Gegenwart fragte er den Kaiser, ob es wirklich sein Ernst sei, sich hier als Mönch einkleiden zu lassen. „Mein vollkommener Ernst" antwortete Heinrich. „Wird sich aber der Kaiser herablassen, fragte der Abt weiter, mich künftighin als seinen Oberherrn

zu betrachten und mir unbedingten Gehorsam zu leisten?" „Denn vollkommensten," war die Antwort. „Gut, sagte der Abt, nachdem er das feierliche Gelübde des unverbrüchlichsten Gehorsams ihm abgenommen, „gut! so befehle ich dir, kraft meines Amtes, daß du sofort dies Kloster verlassest und hinziehest in deine königliche Burg, um das hohe Amt eines Herrschers, das dir Gott übertragen, so lange zu üben, als es ihm gefällt!" Was wollte der Kaiser dagegen einwenden? Er verließ betrübt die Klostermauern und ritt noch betrübter in seiner königlichen Burg ein.

Unter den vielen geistlichen Stiftungen des heiligen Heinrichs ist die merkwürdigste das Bisthum Bamberg, das der Papst selbst einweihte, und wo Heinrich in dem herrlichen Dome nach seinem Tode beigesetzt wurde. Neben ihm liegt seine fromme Kunigunde, die ihren Gatten um 14 Jahre überlebte, welche Zeit sie in dem Kloster Kaufungen in Hessen als Nonne zubrachte. Sie beschäftigte sich hier mit künstlichen Stickereien und verfertigte die herrlichsten Meßgewänder und Teppiche. Als man kurz vor ihrem Tode in ihrer Gegenwart davon sprach, wie man bei ihrer Beerdigung die Todtenbahre und die Kirche mit ihren eigenen kunstreichen Arbeiten schmücken wolle, sprach sie: „Nein! nicht doch! Für mich habe ich diese Teppiche nicht gestickt; weg mit diesem Prunke! Wie ich in diese Welt gekommen bin, arm und bloß, so will ich sie wieder verlassen. Nur in diese Nonnenkutte sollt ihr meinen Leib hüllen!"

37.

Die Kaiserwahl.

Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,
Des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
Das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.
Als nun die Botschaft in das Reich erging,
Da fuhr ein reger Geist in alles Volk;
Ein neu' Weltalter schien herauf zu zieh'n;
Da lebte jeder längst entschlaf'ne Wunsch
Und jede längst erlosch'ne Hoffnung auf.

Kein Wunder jetzo, wenn ein deutscher Mann,
Dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,
Sich heimlich forschend mit den Blicken maß;
Kann's doch nach deutschem Rechte wohl gescheh'n,
Daß, wer dem Kaiser heut den Bügel hält,
Sich morgen selber in den Sattel schwingt.
Jetzt dachten unsre freien Männer nicht
An Hub- und Hain-Gericht und Markgeding,
Wo man um Eich' und Holztheil Sprache hielt;
Nein, stattlich ausgerüstet, zogen sie
Aus allen Gauen, einzeln und geschaart,
In's Maienfeld hinab zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom, zwischen Worms und Mainz,
Wo unabsehbar sich die eb'ne Flur
Auf beiden Ufern breitet, sammelte
Der Andrang sich; die Mauern einer Stadt
Vermochten nicht, das deutsche Volk zu fassen.
Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
Die Sachsen sammt der slav'schen Nachbarschaft,
Die Bayern, die Ostfranken und die Schwaben;
Am linken lagerten die rhein'schen Franken,
Die Ober- und die Nieder-Lothringer.
So war das Mark von Deutschland hier gedrängt;
Und mitten in dem Lager jedes Volks
Erhub sich stolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,
Ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
Und jeder Stamm, verschieden an Gesicht,
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
Und alle doch ein großes Brüdervolk,
Zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!
Was Jeder im Besondern erst berieth;
Im hüllenden Gezelt und im Gebüsch
Der Inselbuchten, mälig war's gereift
Zum allgemeinen, offenen Beschluß.
Aus Vielen wurden Wenige gewählt,
Und aus den Wenigen erkor man zween,
All' beide Franken, fürstlichen Geschlechts,
Erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst,
Konrade längst mit gleichem Ruhm genannt.

Da standen nun auf eines Hügels Saume
Im Kreis der Fürsten, sichtbar allem Volk,
Die beiden Männer, die aus freier Wahl
Das deutsche Volk des Thrones werth erkannt
Vor Allen, die der deutsche Boden nährt,
Von allen Würdigen die Würdigsten,
Und so einander selbst an Würde gleich,
Daß fürder nicht die Wahl zu schreiten schien,
Und daß die Wage ruht' im Gleichgewicht.
Da standen sie, das hohe Haupt geneigt,
Den Blick gesenkt, die Wange schamerglüht,
Von stolzer Demuth überwältiget.
Ein königlicher Anblick war's, ob dem
Die Thräne rollt in manches Mannes Bart.
Und wie nun um ihn her die Menge stand,
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daß man des Rheines stillen Zug vernahm, —
Denn Niemand wagt es, diesen oder den
Zu küren mit dem hellen Ruf der Wahl,
Um nicht am Andern Unrecht zu begeh'n,
Noch aufzuregen Eifersucht und Zwist, —
Da sah man plötzlich, wie die beiden Herr'n
Einander herzlich faßten bei der Hand,
Und sich begegneten im Bruderkuß;
Da ward es klar, sie hegten keinen Neid,
Und Jeder stand dem Andern gern zurück.
Der Erzbischof von Mainz erhub sich jetzt.
„Weil doch," so rief er „Einer es muß sein,
So sei's der Aeltre." Freudig stimmten bei
Gesammte Fürsten, und am freudigsten
Der jüng're Konrad; donnergleich erscholl,
Oft wiederholt, des Volkes Beifallruf.
Als der Gewählte drauf sich niederließ,
Ergriff er seines edlen Vetters Hand
Und zog ihn zu sich auf den Königssitz.
Und in den Ring der Fürsten trat sofort
Die fromme Kaiserwittwe Kunigund';
Glückwünschend reichte sie dem neuen König
Die treu bewahrten Reichskleinode dar. —
Zum Festzug aber schaarten sich die Reih'n,
Voran der König, folgend mit Gesang

Die Geistlichen und Laien; so viel Preis
Erscholl zum Himmel nie an einem Tag!
Wär' Kaiser **Karl** gestiegen aus der Gruft,
Nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüßt.
So wallten sie dem Strom entlang nach **Mainz**,
Woselbst der König im erhabnen Dom
Der Salbung heil'ge Weihe nun empfing.
Wen seines Volkes Ruf so hoch gestellt,
Dem fehle nicht die Kräftigung von Gott!
Und als er wieder aus dem Tempel trat,
Erschien er herrlicher, als kaum zuvor,
Und seine Schulter ragt ob allem Volk.

Uhland.

38.

Heinrich IV.

Als Kaiser Heinrich III. das Herannahen seines Endes fühlte, übertrug er die Nachfolge seinem sechsjährigen Sohne und die Vormundschaft und die Reichsverwesung seiner Gemahlin Agnes. So hochbegabt auch diese Frau war, und so viele Anlagen auch das königliche Kind zeigte, so war doch die Regierung einer Frau und eines Unmündigen für die damaligen Zeiten ein wahres Nationalunglück. Ueberall gährte es; Adel, Geistlichkeit und Städte forderten Achtung ihrer Selbstständigkeit; in Sachsen zettelte sich eine Verschwörung an; viele Herzöge und Fürsten waren noch heimlich erbittert über die große Macht, die der Kaiser sich angeeignet, und so konnte es kommen, daß man den Knaben Heinrich rauben durfte, ohne daß die verübte Gewaltthat einen Rächer, ohne daß die tief gekränkte Königin einen Beschützer fand.

Hanno, Erzbischof von Köln, begab sich nämlich einmal zu Schiffe nach Kaiserwerth am Rhein, wo Mutter Agnes mit ihrem Sohne Heinrich lebte. Nach dem Mahle, als der Knabe besonders heiter war, rühmte der Bischof die Ausschmückung und Einrichtung seines Schiffes und überredete ihn gar leicht, dasselbe zu beschauen.

Kaum hatte Heinrich das Fahrzeug bestiegen, so ließ Hanno schnell vom Lande abstoßen und nach Köln zusteuern. Heinrich durchschaute bald den Anschlag; er stürzte sich in den Rhein und wollte entfliehen. Man sprang ihm aber nach, brachte ihn in's Schiff zurück, und setzte die Fahrt nach Köln fort. Seine unglückliche Mutter sah ihn nicht wieder; er blieb in der Gewalt des Erzbischofs Hanno, welcher jetzt die Staatsgeschäfte leitete. Hier mußte der königliche Knabe den lieben langen Tag singen und beten, die Messe hören und gleich einem Gefangenen das Zimmer hüten. Als aber einst Hanno eine Reise nach Rom vorgenommen hatte, kam Adelbert, Bischof von Bremen, entführte den Prinzen und erzog ihn nach ganz andern Grundsätzen. Er gestattete ihm alle ersinnliche Freiheit, erlaubte ihm Vergnügungen aller Art und gewöhnte ihn an ein üppiges und leichtfertiges Leben. So ward eine unheilvolle Saat ausgestreut, die gar bald ihre Früchte trug. Heinrich wurde genußsüchtig und leichtsinnig, dabei hochfahrend und herrschsüchtig. Adelbert verkaufte die Kirchengüter und überließ die erledigten geistlichen Pfründen an die Meistbietenden; Hanno eignete sich einen großen Theil des königlichen Schatzes zu und bereicherte sich außerdem auf eine schamlose Weise. Verfall der Sitten, Bedrückung der Schwachen, Mißbrauch der Selbsthülfe waren die natürlichen Folgen. Da vereinigten sich endlich die besser gesinnten Fürsten und forderten von dem jungen Heinrich gebieterisch, entweder den Erzbischof Adalbert von den Staatsgeschäften zu entfernen, oder der Krone zu entsagen. Gezwungen willigte endlich Heinrich ein, und ebenso gezwungen vermählte er sich mit Bertha, der Tochter des Markgrafen von Susa.

Demüthigung der Fürsten, Rache an seinen Unterdrückern, Ausdehnung seiner Herrschergewalt: das waren von nun an seine Taggedanken und seine Träume. Es schien ihm zu glücken; er bezwang den Markgrafen Dedi von der Lausitz, er entsetzte den Otto von Bayern seines Herzogthumes, er demüthigte Herzog Rudolph in Schwaben, er hielt den Erbprinzen Magnus von Sachsen gefangen; dabei suchte er seine Einkünfte auf alle mögliche Weise zu erhöhen, errichtete viele Burgen und Schlösser in Thüringen und Sachsen, die er mit seinen fränkischen Truppen, besetzte, und wollte die Thüringer mit der Abgabe des Zehnten von ihren Feldfrüchten belasten und zu unerschwinglichen Frohndiensten zwingen. Dem ehrerbietigen und nachdrücklichen Schreiben der Sachsen gab Heinrich kein Gehör; er antwortete den Abgeordneten dieses Volksstammes mit stolzer Verach-

tung. Da griffen die Sachsen sofort zu den Waffen, und ein Heer von 60,000 Mann rückte gegen Goslar an, wo der König sich damals aufhielt. Er entfloh auf seine Harzburg; allein die Feinde folgten ihm auf dem Fuße nach, und er entkam durch die dichtesten Wälder kaum ihren Nachstellungen. Nun wurden die Burgen gebrochen, die festen Schlösser geschleift und des Herzogs Sohn Magnus befreit. Heinrich hatte das Rechtsgefühl durch seine schnöde Willkür verletzt und fiel durch den glücklichen Ausgang der sächsischen Empörung in der öffentlichen Meinung noch mehr, so daß eine Versammlung der Bischöfe und Fürsten, worunter selbst die bisherigen Anhänger Heinrichs waren, erklären durfte: „Die Sachsen seien anzuklagen, nicht, daß sie sich empörten, sondern daß sie die Schmach der Unterdrückung mit weibischer Geduld so lange ertragen hätten.“ Der Erzbischof von Mainz berief eine allgemeine Reichsversammlung nach dieser Stadt, um Heinrich IV. abzusetzen und Rudolph von Schwaben zum König zu ernennen. Heinrich begab sich eiligst dorthin, um den Entwürfen der Fürsten entgegen zu wirken. Auf diesem Zug traf der König auf einmal einen Freund und Bundesgenossen, den er nicht geahnet hatte. Worms jagte seinen Bischof aus der Stadt, zog dem König bewaffnet entgegen und bot ihm seinen Beistand an. Diesem folgte das noch reichere, bevölkertere und waffengeübtere Köln, und bald sah Heinrich in den Städten den Mittelpunkt und die Stütze seiner Macht. Leider benützte er aber die neue Bundesgenossenschaft nur dazu, Rache an den Sachsen zu nehmen. Bei Hohenburg an der Unstrut griff er sie mit ungeheuerer Uebermacht an, schlug sie nach heldenmüthigem Widerstande, verfolgte sie mit unbeschreiblichem Ingrimme und richtete unter der geschlagenen Heldenschaar eine wahre Vertilgung an. Mit zerknirschtem Herzen gelobte man Unterwerfung; die Helden mußten in demüthiger Stellung, Haupt und Füße unbedeckt, vor dem in der größten Königspracht auf dem Throne sitzenden Heinrich erscheinen und unbedingten Gehorsam schwören. So traurig endete der ruhmvolle Widerstand der edlen Sachsen, und Heinrich IV., vom Glücke getragen, sah sich in größerer Macht und Herrlichkeit, als je. Da erstand ihm plötzlich ein neuer Gegner, der gefährlichere Waffen trug, als das Schwert, Hildebrand, einst ein französischer Mönch, jetzt Papst Gregor VII.

39.

Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII.

Gregor VII., der Sohn eines Schmiedes, genannt Hildebrand, hatte den päpstlichen Stuhl inne, als Heinrich lebte. Dem römischen Stuhle nicht blos die höchste Gewalt über die Kirche zu verschaffen, und die ganze Fülle der geistlichen Gewalt in die Hände des Papstes zu bringen, ja diesen Kirchenfürsten als höchsten Regenten auch in weltlichen und politischen Angelegenheiten allgemeine Anerkennung zu verschaffen, das war das höchste Streben des rastlosen, stolzen und herrschsüchtigen Gregors. Darum beschloß er die Abschaffung der Priesterehe, darum verbot er bei Strafe des Bannes, daß ein Geistlicher die Investitur, d. i. die Belehnung mit einem kirchlichen Amte, aus den Händen eines Laien empfange. Dadurch trennte er die Geistlichen so ganz vom Volke und Staatsleben, knüpfte sie an sein Interesse, und machte sie allein abhängig vom römischen Stuhle. Gregor lehrte, er sei der Stellvertreter Gottes auf Erden; er habe Macht, Kronen zu geben und zu nehmen; gleichwie am Himmel zwei große Lichter stünden, die Sonne und der Mond, so habe auch die Christenheit zwei große Beherrscher, den Papst und den Kaiser; aber der Papst sei die Sonne, der Kaiser der Mond; wie nun der Mond kein Licht habe von sich selber, so habe auch der Kaiser keine Gewalt, sie werde ihm denn vom Papste verliehen.

Heinrich IV., soeben aus dem Kampfe mit den Sachsen als Sieger hervorgegangen, glaubte seine Macht so befestiget, daß er es wohl mit dem Papste aufnehmen könne. Er kümmerte sich daher wenig um die Investitur-Verordnung Gregors und ernannte einen Bischof von Bamberg und Aebte zu Fulda und Lorsch, ja er verlieh erledigte Kirchenämter in Oberitalien. Da erschienen Abgesandte Hildebrands in Goslar und überbrachten dem deutschen Kaiser die Ladung, vor dem römischen Stuhle zu erscheinen und sich zu verantworten. Diese Anmaßung geduldig hinzunehmen, war Heinrich nicht der Mann; er ließ einen Reichstag zu Worms ausschreiben und brachte es auf diesem wirklich so weit, daß Gregor abgesetzt wurde. Dieser schleuderte dagegen den Bannstrahl nach seinem Gegner, und Heinrich, dem die Liebe und Achtung seiner Völker fehlte, der die Sach-

sen leidenschaftlicher als je haßte und bedrückte, der die geschleiften Burgen in Thüringen durch erzwungene Frohndienste wieder aufrichtete, der durch mannichfache Uebergriffe fast sämmtliche Fürsten beleidigte, konnte diesem Ungewitter nicht trotzen, gleich seinem Vater, der drei Päpste abgesetzt hatte. Sachsen war wieder in Aufstand, die Bischöfe traten aus Furcht auf die Seite Gregors, und die Fürsten erklärten, wenn Heinrich binnen eines Jahres sich nicht vom Banne gelöst habe, so sei er aller Rechte auf die Krone verlustig. Von allen Seiten bedrängt, fand der Kaiser keinen andern Ausweg, als durch schmachvolle Demüthigung den stolzen Papst zu versöhnen.

Mitten im Winter 1077 trat Heinrich, begleitet von seiner treuen Gemahlin und seinem Söhnchen, die Reise über die rauhen, unwegsamen, von Eis und Schnee starrenden Alpen an, um in Rom selbst die Lossprechung vom Banne zu erwirken. Nach den größten Gefahren und den unsäglichsten Anstrengungen erreichte er die Thäler von Piemont. Ganz Oberitalien begrüßte den Kaiser mit Frohlocken, denn es glaubte, er komme, den verhaßten Hildebrand zu züchtigen. Allein Heinrich vermeinte, durch einen Schritt der Gewalt seine Sache noch zu verschlimmern und begab sich nach dem festen Schloß Canossa, wo Hildebrand bei einer guten Freundin, bei der Gräfin Mathilde, eingekehrt war. Durch die Vermittelung dieser Gräfin erlangte endlich der Kaiser die Erlaubniß, vor dem Papste erscheinen und um Gnade bitten zu dürfen. Ohne Gefolge, ohne Freund, ohne jedes Zeichen seiner Würde, barfuß, in härenem Büßergewande wurde er in den mittlern Schloßhof eingelassen. Hier stand er einsam, ohne Obdach, ohne Trank und Speise, mit entblößtem Kopfe im kalten Monat Januar vom Morgen bis zum Abend, die Verzeihung des Papstes erflehend. Schon fing der kalte Abendwind an, durch das dünne Gewand zu dringen, schon durchschauerte der Frost seinen ganzen Körper; die Nacht brach ein, er klagte, er stöhnte, er rief laut um Erbarmen, Alles umsonst, keine Thüre öffnete sich, keine mitleidige Hand brachte ihm eine Erquickung; seine Klagen verhallten in der Stille der Nacht. So stand er noch am zweiten Tage, so durchseufzte er noch die zweite Nacht; Gregor hörte in der Ferne auf weichem, warmem Lager sein Stöhnen und Flehen und wälzte sich schadenfroh im Genusse seiner Rachsucht. Am dritten Tage waren Heinrichs Füße halb erfroren, alle seine Glieder starrten, und dennoch mußte er noch die nächste Nacht zitternd unter freiem Himmel zubringen, bis er endlich am vierten Tage, ermattet von Hunger, ge-

quält von Durst, erstarrt von Kälte, niedergebeugt von der unendlichen Schmach, eintreten durfte, um diesem Barbaren sich zu Füßen zu werfen und um seine Gnade zu betteln. Unter stolzem Verweise und unter den härtesten Bedingungen erhielt er die Absolution.

Diese übermüthige und grausame Behandlung machte aus Heinrichs Feinden seine wärmsten Freunde. Mit gerechter Entrüstung eilte er nach Deutschland zurück, wo man inzwischen einen andern Kaiser, Rudolph von Schwaben, gewählt hatte, sammelte seine Getreuen um sich und schlug seine Feinde. Rudolph von Schwaben verlor im Gefechte die rechte Hand, und eine tödtliche Wunde nahm ihm das Leben. Man sagt, daß er sterbend das abgetrennte Glied wehmüthig betrachtete und reuevoll ausrief: „Mit dieser Hand habe ich meinem Herrn und König Treue geschworen!“ Nun zog Heinrich nach Rom und belagerte es drei Jahre lang. Hildebrand hatte sich in die Engelsburg eingeschlossen und trotzte hier dem Kaiser. Endlich mußte Heinrich Rom wieder verlassen, und bald darauf starb Gregor.

Der unglückliche Heinrich mußte noch am Ende seiner Tage erleben, daß sein ungerathener, falscher und heuchlerischer Sohn, der sich schon zu Lebzeiten seines Vaters zum König der Deutschen aufwarf, sich gegen ihn empörte. Der Sohn lockte den Vater an den Rhein, nahm ihn hier gefangen, und drohte ihm mit dem Tode, wenn er die Reichsinsignien nicht herausgeben würde. Er lieferte sie ab, und sein unnatürlicher, schändlicher Sohn wurde zu Mainz als Kaiser bestätiget. Arm und hülflos irrte er umher und starb bald darauf zu Lüttich. „Gott der Gerechtigkeit! rief er auf seinem Sterbebette, die Hände gen Himmel erhebend, du wirst einst den Vatermord rächen!“ Unbeerdiget stand sein Leichnam 5 Jahre lang über der Erde, zuerst auf einer kleinen Insel in der Maas und später in einer ungeweihten Kapelle bei Speier, bis es endlich dem Papst gefiel, ihn von dem Kirchenbanne loszusprechen, worauf er in der Domkirche zu Speier, deren Bau er selbst vollendet hatte, in die Gruft seiner Väter eingesenkt wurde.

40.

Heinrich IV. und Heinrich V.

Zu Speier im letzten Häuselein,
Da liegt ein Greis in Todespein,
Sein Kleid ist schlecht, sein Lager hart,
Viel Thränen rinnen in seinen Bart.

Es hilft ihm Keiner in seiner Noth,
Es hilft ihm nur der bitt're Tod.
Und als der Tod an's Herze kam,
Da tönt's auf einmal wundersam.

Die Kaiserglocke, die lange verstummt,
Von selber dumpf und langsam summt,
Und alle Glocken groß und klein
Mit vollem Klange fallen ein.

Da heißt's in Speier weit und breit:
Der Kaiser ist gestorben heut'!
Der Kaiser starb, der Kaiser starb!
Weiß Keiner, wo der Kaiser starb?

Zu Speier, der alten Kaiserstadt,
Da liegt auf gold'ner Lagerstatt
Mit mattem Aug' und matter Hand
Der Kaiser, Heinrich der Fünfte genannt.

Die Diener laufen hin und her,
Der Kaiser röchelt tief und schwer,
Und als der Tod an's Herze kam,
Da tönt's auf einmal wundersam.

Die kleine Glocke, die lange verstummt,
Die arme Sünderglocke summt.
Und keine Glocke stimmt mit ein,
Sie summt so fort und fort allein.

Da heißt's in Speier weit und breit:
Wer wird denn wohl gerichtet heut?
Wer mag der arme Sünder sein?
Sagt an, wo ist der Rabenstein?

Max von Der.

41.

Das Ritterwesen.

Durch die Ausbreitung des Lehenwesens über ganz Deutschland war der Adel der Hauptheil der Nation geworden. Die Kriege wurden fast nur allein durch den Adel und seine Diener geführt, und von Jugend auf wurde er in den Waffen geübt. Die Kinder der Edelleute lernten eher Reiten, als Reden; Pfeil und Bogen regieren, Schwert und Lanze schwingen, den Schild gebrauchen und Rosse tummeln: das war ihre ausschließende Beschäftigung. Die Schulen, deren es nur wenige gab, wurden nur von denen besucht, die Geistliche werden wollten. Man sollte denken, daß bei dieser vorzüglichen Ausbildung der körperlichen Kraft und Vernachlässigung der geistigen Beschäftigung die Menschen in Rohheit und Barbarei hätten versinken müssen; aber das Gefühl der Ehre und Schande war bei diesen Leuten so lebendig, und der Geist der Religiosität hatte so tiefe Wurzeln gefaßt, daß sie zum Schutze der öffentlichen Sicherheit, zur Unterstützung der Bedrängten, der Wittwen und Waisen überall in die Schranken traten, und Leib und Leben wagten, um Sitte und Tugend zu schirmen. Keiner, dessen guter Name irgend befleckt war, durfte an solchen Kämpfen theilnehmen, und der Knaben und Jünglinge ganzes Streben ging dahin, sich rein und unbefleckt zu halten

in jeder Beziehung, um an dem hohen Waffenruhme ihrer Väter theilnehmen zu dürfen. So wurde die Ritterschaft ein Sitz der Ehre und Sittlichkeit und eine Pflanzschule jeglicher Heldentugend.

Sobald der Knabe der ersten häuslichen Pflege entwachsen war und das 7. Jahr erreicht hatte, wurde er Bube oder Junker genannt, übte sich täglich in leichten Waffen, begleitete die Ritter auf die Jagd oder wartete ihnen bei Tische auf. Nach sieben Jahren, also im 14. Lebensjahre wurde er ein Knappe. Die Aufnahme unter die Knappen geschah mit gewissen Feierlichkeiten, wobei ihm eine Ohrfeige gegeben wurde, der letzte Schlag, den er erhielt. Nun war er der beständige Begleiter seines Ritters zu Scherz und Ernst, zu Kampfspielen, wie zum Kriege. Er hatte die Aufsicht über den Weinkeller, mußte seinem Herrn die Waffen nachtragen, die Pferde zureiten, den Steigbügel halten, das Schlachtroß nachführen, ihm im heißen Streite zu Hülfe eilen, mit Schild und Schwert seinen Leib decken oder gar das Leben retten, wenn der Feind es bedrohte. Die treueste Anhänglichkeit und die regeste Sorge für den Herrn war seine heiligste Pflicht.

Nach siebenjähriger, rühmlich bestandener Knappenschaft wurde der Jüngling in die Reihe der Ritter aufgenommen. Er mußte den ganzen Tag fasten, die Nacht im Gebete zubringen, beichten und communiciren. Aus den Händen der Edelfrauen erhielt er Sporen, Panzer und Handschuhe, dann mußte er knieend den Rittereid leisten, daß er stets die Wahrheit reden, das Recht schützen, sein Schwert nur zur Vertheidigung der Wittwen und Waisen und der verfolgten Unschuld ziehen, und vor Allem gegen jeden Ungläubigen führen wolle. Ein Ritter gab ihm nun mit entblößtem Schwerte drei Schläge auf die Schulter — das war der Ritterschlag — und nach dieser feierlichen Handlung begannen fröhliche Trinkgelage und glänzende Feste. In einer begeisterten Stunde des Jünglingslebens wurde auf diese Weise jede männliche Tugend, Tapferkeit und Muth, Wahrheit und Gerechtigkeit, Frömmigkeit und Biedersinn zum unverbrüchlichen Gesetze des ganzen Lebens erhoben, und daher mußte das Ritterthum in den Zeiten, da es am herrlichsten blühte, in einem zauberischen Lichte erscheinen.

Nächst der Schlacht gab es für die Ritter kein größeres Vergnügen, als die Turniere. Sie wurden gemeiniglich zur Feier eines festlichen Tages, z. B. bei einer Krönung, bei der Vermählung einer Prinzessin, bei der Aufnahme eines neuen Ritters u. s. w. veranstaltet, und

von allen Seiten strömten streitlustige Ritter herbei. Der dazu bestimmte Platz war mit Schranken umgeben, die Damen standen auf einem Balcon oder hohen Gerüste als Zuschauerinen, ebenso die Turniervögte oder Kampfrichter, und Pauken und Trompeten gaben das Zeichen, daß die Schranken den Rittern geöffnet werden sollten. Da kamen sie auf stolzen Rossen, mit herrlichen Rüstungen geschmückt, auf dem blanken Helme einen hohen Federbusch und am Arme den Schild mit dem Wappen. Ein Herold eröffnete den Zug; die Grieswärtel waren dazu bestimmt, die zu ernstlich Kämpfenden auseinander zu reißen, und die Prügelknechte drängten das neugierige und allzütheilnehmende Volk zurück. Den Anfang des Kampfspieles machte das Lanzenstechen. Mit starken Lanzen, die eine gute stählerne Spitze hatten, suchten sich die Ritter einander vom Pferde zu stoßen. Bisweilen gelang es dem Einen, bisweilen zersplitterten die Lanzen an den stählernen Brustharnischen, bisweilen wurden Beide zugleich aus dem Sattel gehoben. Dann griffen sie zu dem Schwerte und hieben mit Leibeskräften auf einander los; die gute Rüstung widerstand aber meist den Streichen, und selten wurde einer gefährlich verwundet. Nach den Rittern versuchten auch die Knappen ihre Geschicklichkeit, und dies nannte man ein Gesellenstechen. Den Beschluß machte die Vertheilung des Dankes oder der Preise, die die Damen den Siegern überreichten, und dann ging es zum Bankett, wo fröhliche Gespräche das Mahl würzten.

Das Ritterthum ist die schönste Blüthe des Mittelalters und die bezeichnendste Eigenthümlichkeit jener Zeit.

42.

Die Kreuzzüge.

Schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums trieb ein tiefes, übermächtiges Glaubensgefühl viele fromme, um ihr Seelenheil bekümmerte Gemüther zu Wallfahrten nach dem heiligen Lande. Sie wollten die Stadt sehen, wo der Stifter ihrer göttlichen Religion geboren ward, die Orte, die seine Füße betraten, die Stätte, wo er starb, und das heilige Grab, das einst seinen Leichnam barg. Beson-

ders häufig wurden die Wallfahrten gegen Ablauf des ersten Jahrtausends n. Chr., weil Viele das Ende der Welt und die Erscheinung des Herrn zum Gericht erwarteten. So lange die Araber das heilige Land im Besitz hatten, waren die christlichen Pilger ungestört und durften nur mäßige Abgaben entrichten; als aber die seldschuckischen Türken 1078 sich des Landes bemächtiget hatten, wurden die Wallfahrer auf alle mögliche Weise gedrückt, verhöhnt, gemißhandelt, ja Viele des Lebens beraubt, und der Nothruf der Bedrängten mußte nothwendig im Abendlande den Wunsch erregen, die Wiege des Christenglaubens den Ungläubigen zu entreißen.

Ein frommer französischer Schwärmer, Namens Peter der Einsiedler, aus Amiens in der Picardie gebürtig, hatte in Jerusalem die Gräuel mit angesehen und an sich selbst erfahren, die von den Sarazenen an den Pilgrimen verübt wurden, und machte dem heiligen Vater Urban II. eine so lebendige und rührende Schilderung davon, er malte alle Unbilden mit so lebhaften Farben aus, er sprach mit so feueriger Beredsamkeit, daß Urban sich ergriffen fühlte und beschloß, alle christlichen Fürsten und Völker zur Befreiung des gelobten Landes aus diesem schmählichen Joche aufzufordern. „Gehe hin, mein Sohn, sprach er zu Peter von Amiens, und wandle von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land; erzähle, was du gesehen und gehöret hast, erwärme die Herzen durch deine feurige Rede, und der Himmel wird dir seinen Segen geben. Alles Andere überlasse meiner Sorgfalt."

Da trat Peter seine Apostelreise an. Barfuß, mit entblößtem Haupte, seinen ausgehungerten Leib mit einem Strick umgürtet, in der Hand ein Crucifix: so ritt er auf einem Esel von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, erzählte von den Leiden der Christen im Morgenlande, predigte mit flammenden Augen Krieg und Rache gegen die Mauren, und zeigte einen schriftlichen Befehl dazu von Gott selbst vor, der, seiner Versicherung nach, vor seinen Augen vom Himmel gefallen sei. Man horchte, man staunte, man ergrimmte und entbrannte im heiligen Zorn, und Tausende schwuren, die Waffen zu ergreifen und den heiligen Krieg zu beginnen.

Der Papst selbst hielt zwei Concilien; das eine zu Piacenza in Oberitalien, wo die Italiener zu Thränen gerührt wurden; das andere zu Clermont im südlichen Frankreich, wo die feurigen Franzosen die Faust ballten und einmüthig riefen: Gott will es! Gott will es! Der Papst benützte diese Stimmung, schilderte eine Reise

nach Jerusalem als eine Reise zum Himmel, versprach reiche Beute, Vergebung der Sünden, Gottes Gnade und die ewige Seligkeit: und Tausende drängten sich in hoher Begeisterung herbei, warfen sich auf die Kniee und ließen sich ein rothtuchenes Kreuz auf die rechte Schulter heften. Bald stellte sich ein trefflicher Feldherr, Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, an die Spitze der Kreuzfahrer, und die Welt sah mit großer Erwartung auf ein Werk, das mit solchem Eifer und solcher Begeisterung unternommen wurde.

Die Vorbereitungen zu diesem ersten Kreuzzuge dauerten dem Einsiedler, Peter von Amiens, viel zu lange; er ging mit einem Heeresschwarme von 40,000 Franzosen voraus, der auf dem Wege bald zu 80,000 Mann anwuchs, so daß Peter das Commando mit seinem Freunde Walther von Habenichts theilen mußte. Der Zug ging durch Deutschland und Ungarn nach Constantinopel, und wo sie hinkamen, hauseten sie wie Straßenräuber, so daß sie, besonders in Ungarn, zu Tausenden erschlagen wurden, und kaum der vierte Theil bis Constantinopel gelangte. Hier ließ sie der griechische Kaiser Alexius Comnenus, der die ungebetenen Gäste gern so schnell als möglich los zu werden trachtete, über die Meerenge nach Asien übersetzen. Bald kam ihnen aber der mächtige Sultan von Nicäa, Soliman, mit einem gutgeübten Heere entgegen und hieb sie fast Alle nieder. Der unerfahrne Peter war wie aus den Wolken gefallen, da er sich vom Himmel und allen Heiligen verlassen sah, und kehrte mit kaum 3000 Mann tief betrübt und niedergeschlagen nach Constantinopel zurück.

Das gutgeordnete Hauptheer, unter der Anführung Gottfrieds von Bouillon und unter Theilnahme vieler anderer Helden, langte ein Jahr später glücklich in Constantinopel an, wo auch die übrigen Führer mit ihren Schaaren sich bald einfanden. Es waren 100,000 gepanzerte Reiter und 200,000 streitbare Fußgänger, die den griechischen Alexius für sein Reich besorgt machten. In Kleinasien angekommen, öffneten sich die Kreuzfahrer durch Erstürmung der Stadt Nicäa den Weg nach Antiochien, das ebenfalls ihrer Macht unterlag, und unter unausgesetzten Kämpfen mit dem heißen Klima, mit dem Mangel an Lebensmitteln, mit einreißenden Krankheiten und mit der erstaunlichen Tapferkeit der Sarazenen gelangten sie endlich vor Jerusalem. Als sie die lang ersehnte heilige Stadt zu ihren Füßen sahen, fielen sie Alle zur Erde nieder, küßten den Boden, beteten und sangen und weinten vor Freude. Aber Jerusalem war wohlbefestigt

und wohlvertheidigt, und 39 Tage trotzte es jedem Sturme. Endlich gelang es ihnen, unter dem Freudenrufe: Gott will es! die Mauern zu ersteigen, und Gottfried von Bouillon war der Erste, der ihre Zinnen betrat.

Nun begann ein entsetzliches Blutbad; alle Sarazenen wurden niedergehauen; wehrlose Greise, Frauen und Kinder wurden nicht verschont; die Juden wurden in ihre Synagoge zusammengetrieben und in derselben sammt Frauen und Kindern verbrannt. Eine große Menge Weiber hatte sich mit ihren Säuglingen in ein unterirdisches Gewölbe geflüchtet und flehte da um Schonung. Umsonst! Alle wurden zur Ehre des Erlösers niedergemetzelt. Nach diesen Gräuelthaten zogen die Christen in feierlicher Prozession, mit bloßen Häuptern und Füßen nach der Kirche des heiligen Grabes, warfen sich im brünstigen Gebete nieder, stimmten Lobgesänge an, beichteten ihre Sünden und feierten ein glänzendes Dankfest. Hierauf wurde Gottfried, der sich durch Muth und Frömmigkeit vor Allen ausgezeichnet hatte, zum Könige von Jerusalem erwählt. Er nahm zwar die Würde an, aber er führte nur den Titel „Beschützer des heiligen Grabes"; denn er sagte: „Wo mein Herr und Heiland eine Dornenkrone getragen hat, da soll mich keine Königskrone schmücken!" Schon im nächsten Jahre starb er in Folge der großen Anstrengungen, und sein Bruder Balduin folgte ihm in der Regierung nach.

43.

Fortsetzung.

Es war schwer, sich im heiligen Lande, rings von Feinden umlauert, zu erhalten; ohne Zuzug aus dem Abendlande konnte das Reich gar nicht bestehen; denn täglich minderte sich das zurückgebliebene Heer durch Krankheiten und Gefechte. Um diesen Verlust zu ersetzen, predigte in Frankreich und Deutschland ein Abt, Namens Bernhard von Clairvaux einen zweiten Kreuzzug, dem sich Conrad III., angefeuert durch die begeisternden Reden des Abtes, und Ludwig VII. von Frankreich an die Spitze stellten. Aber theils das treulose Be-

nehmen des griechischen Kaisers, dessen Wegweiser sie in Wüsten führten, wo sie dem Durst und Hunger preisgegeben waren, theils ein unglücklicher Kampf mit dem Sultan von Iconium rieb das ganze Heer auf, daß die Anführer beinahe allein zurückkehrten. Nach dreißig Jahren eroberte der mächtige Sultan von Egypten, Saladin, die heilige Stadt wieder, und statt des Kreuzes leuchtete, nach 88jähriger Dauer der christlichen Herrschaft, wieder der Halbmond von den Zinnen Jerusalems.

Diese Nachricht verbreitete im Abendlande Schrecken und Entsetzen. Alle diese Mühen und Opfer sollten vergebens seyn? Das Blut von vielen Tausenden wäre umsonst geflossen? Drei mächtige Fürsten warben ein Kreuzheer, Friedrich I. Barbarossa, Richard Löwenherz von England und Philipp August von Frankreich. Friedrich war schon ein greiser Fürst, der sein thatenreiches Leben damit zu krönen dachte, daß er einen Kreuzzug unternahm. Zu Regensburg versammelte man sich, und von hier aus zog das Hauptheer auf dem Landwege über Ungarn bis an die griechische Gränze. Was ohne offenen Kampf gethan werden konnte, das Heer der Kreuzfahrer zu schwächen, das that Isaak, der griechische Kaiser. Doch wurde das gut befestigte Iconium durch einen glorreichen Kampf genommen, und deutsche Tapferkeit erfocht über die das Lager angreifenden Türken einen herrlichen Sieg. Syrien lag nun offen vor ihnen, und schon sandte Saladin Abgeordnete an den Kaiser und wollte um Frieden bitten, da raffte das Schicksal den mächtigen Friedrich mitten in seiner großen Unternehmung dahin. Das Heer setzte eben über den Fluß Seleph, als der Kaiser, den seine Ungeduld rastlos vorwärts trieb, sich schwimmend in den Strom warf. Das Wasser war aber zu reißend, den Greis verließen die Kräfte, und ehe man ihm zu Hülfe eilen konnte, war er eine Leiche.

Sein Heer wurde in Antiochia theils von der Pest aufgerieben, theils zerstreute es sich vor Akkon, bei dessen Belagerung der junge Friedrich, Barbarossas Sohn, starb. Als die Einnahme dieses festen Platzes erfolgte, und Herzog Leopold von Oestreich die deutsche Fahne aufgepflanzt hatte, riß sie König Richard herab, um die englische aufzustecken. Philipp konnte sich ebenfalls mit Richard über die Theilung des Eroberten nicht verständigen, und so kehrten die beleidigten Deutschen und Franzosen in's Abendland zurück. Richard schloß hierauf mit Saladin einen Waffenstillstand, der den Christen den ungestörten Besitz der heiligen Orte zusicherte; kaum war er aber nach

Europa zurückgekehrt, so entzog sich Saladin seiner Verpflichtungen und besetzte wieder die geräumten Plätze.

Graf Balduin von Flandern unternahm einen vierten, König Andreas II. von Ungarn einen fünften, Kaiser Friedrich II. einen sechsten, und Ludwig IX., der Heilige, König von Frankreich, den siebenten und letzten Kreuzzug; aber, obgleich der deutsche Friedrich sich in Jerusalem selbst die Krone aufsetzte, so brachten es doch die treulosen Türken, welche jeden Waffenstillstand brachen, endlich so weit, daß Jerusalem den Christen gänzlich entrissen wurde, und 6 Millionen Menschen hatten ihr Leben einer Idee aufgeopfert, die Uneinigkeit im eigenen Lager, sowie Tücke und Verrath der Feinde nicht verwirklichen ließen.

44.

Kreuzzug der Kinder.

Als die allgemeine Begeisterung Millionen nach dem heiligen Lande fortriß, erstreckte sich der Taumel auch auf Unmündige und Kinder. Göttliche Eingebung, rief man von Kanzel und Altar, hat sich auch der Kleinen bemächtiget, und übernatürliche Hülfe wird sie führen, um in das Land des Erlösers zu kommen, wo ihr Heiland auch aus ihrem Munde sich Lob bereiten sah. Allgemein war der Glaube auf unmittelbare Hülfe von Oben, und Tausende von Eltern trennten sich von Dem, was ihnen am liebsten auf Erden war, um es Gott und dem Erlöser zum Opfer zu weihen. Die Kinder selbst hatte eine unglaubliche Begeisterung ergriffen, so daß Viele ohne Erlaubniß und Wissen der Ihrigen sich dem Zuge anschlossen, und wenn sie von Verwandten und Freunden von ihrem Vorhaben abgehalten oder zurückgeführt werden wollten, alle List aufboten, bis sie sich mit ihren Gefährten wieder zusammengefunden hatten. Nicht weniger als 50,000 Kinder aus Frankreich und Deutschland nahmen das Kreuz und wanderten dem Meere zu. In Deutschland wurden 7000 Kinder von einem gewissen Nikolaus angeführt, der ihnen indeß weder an Alter, noch an Verstand besonders überlegen war. Die Ehre,

welche er von den Kleinen erfuhr, raubte ihm noch das Bischen Verstand und machte ihn so übermüthig, daß er sich für einen Gesandten Gottes hielt. Sie setzten ihn auf eine Art von Triumphwagen, den sie durch die Städte mit Gesang und Jubel selbst zogen. Wo der Zug der jungen Kreuzfahrer hinkam, warf man sich auf die Knie, betete und erflehte vom Himmel Hülfe und Rettung. So nahmen sie ihren Weg durch die beschwerlichen Alpenpässe nach Genua, wo sie mit lebhaftem Erstaunen empfangen wurden. Obgleich sie die Mühseligkeiten der Reise standhaft ertragen hatten, so war doch der Haufe ziemlich geschmolzen. Einige waren vom rechten Wege abgekommen und irrten lange umher, bis sie Hunger oder Erschöpfung getödtet hatten; Andere waren von losem Gesindel ein Stück Weges begleitet worden, und als es in ihr Vertrauen sich eingeschlichen hatte, wurden sie von demselben ihrer Kleider, ihres kleinen Zehrgeldes, ja oft ihres Lebens beraubt. So bot der Zug einen höchst traurigen Anblick dar, als er in Genua ankam. Menschenfreunde nahmen sich hier der Kleinen thätig an; aber die Zahl der Hülfsbedürftigen war zu groß, und nur die Hoffnung hielt sie in ihrer jammervollen Lage noch aufrecht, daß um ihretwillen Wunder geschehen würden. Vor Allem glaubten sie, daß das mittelländische Meer austrocknen, und sie, wie einst das Volk Israel über das rothe Meer, trockenen Fußes nach Palästina würden wandern können. Das Meer trocknete nicht aus; täglich schlugen die Wogen noch an den Strand, und keine Schiffe fanden sich, die Unglücklichen hinüberzuführen. Ihr Schrecken und ihre Bestürzung steigerte sich zur Verzweiflung, als endlich der Senat von Genua ihnen befahl, die Stadt zu räumen. Sie hatten auf dem Rückwege mit unsäglichem Elende zu kämpfen; Hunger, Durst, Blöße und Entbehrungen aller Art ließen Wenige mehr ihre Heimath erreichen. Hatte sie auf der Hinreise Begeisterung überall empfangen und ihnen heiße Segenswünsche und brünstiges Gebet das Geleite gegeben, so empfing sie jetzt das Gelächter des rohen Haufens, der sie Narren schalt, und die Gleichgültigkeit der Gebildeteren, die sich ohne Zuspruch, ohne Mitleid, ohne Sorge von den armen Verführten abwandten. Die Engpässe der Schweiz, die Wälder Süddeutschlands wurden ihr Grab.

Der Haufe, welcher zu Marseille ankam, theilte ein ähnliches Schicksal. Auch diese sahen sich mit Schmerz in der Hoffnung getäuscht, das Meer zu ihrer Weiterreise ausgetrocknet zu finden; sie litten Hunger und Mangel jeder Art, bis zwei mitleidige Kaufleute

der Stadt ihnen ihre Schiffe anboten, um sie hinüber nach Syrien zu führen. Die Kleinen, wie die Einwohner von Marseille, wußten nicht Worte des Dankes zu finden für diese edlen Menschenfreunde, und fröhlich schifften sich die kleinen Kreuzfahrer, von dem Jubel einer unzählbaren Menschenmenge verabschiedet, in 7 Fahrzeugen ein. Schon am Ende des zweiten Tages sollte ein Wunder des Himmels einen Theil dieser Armen von dem Elende retten, das im Morgenlande ihrer wartete. Es erhob sich ein fürchterlicher Sturm, der zwei Schiffe in den Abgrund zog, und die fünf andern Fahrzeuge waren kaum in dem Hafen von Alexandrien gelandet, als die Handelsfreunde jener Kaufleute von Marseille über die Kleinen herfielen, sie auf die Sklavenmärkte schleppten und sie an die Türken verkauften, bei denen sie a f ewig, getrennt von ihren Eltern und der theueren Heimath, als Sklaven schmachteten.

45.

Die Weiber von Weinsberg.

Konrad III. eröffnete eine Reihe tüchtiger Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen. Sein mächtigster Gegner, der seine Wahl nicht anerkennen wollte, war Heinrich der Stolze, Herzog von Sachsen und Bayern. Endlich that er es gezwungen, und um seine allzugroße Macht zu brechen und ihn für seine Widerspenstigkeit zu strafen, forderte der Kaiser, daß er eines seiner Herzogthümer herausgebe, indem es sich nicht gezieme, Herr von zweien Ländern zu sein. Heinrich widersetzte sich, und nun erklärte ihn Konrad in die Reichsacht und entsetzte ihn seiner beiden Herzogthümer. Man kann sich denken, daß sich Heinrich nicht geduldig fügte; er griff zu den Waffen und vertrieb seinen Gegner aus Sachsen, dessen Einwohner ihrem alten Herrn treu anhingen. Sein Bruder Welf vertheidigte die Rechte Heinrichs gegen den Kaiser im südlichen Deutschland und warf sich in das Städtchen Weinsberg, dessen Bewohner die Forderungen des Kaisers für ungerecht hielten und Welf unterstützten.

Vor Weinsberg hörte man zum erstenmal den Ruf: Hie Welf!

hie Waiblingen! welcher Schlachtruf Jahrhunderte in Deutschland wiederhallte. Waiblingen war nämlich eine Stadt, welche dem hohenstaufischen Hause gehörte, und welche von den Italienern Gibellino genannt wurde, daher hieß die kaiserliche Partei: die Waiblinger oder Gibellinen, während man die bayerische die Welfen nannte.

Weinsberg wurde nun vom Kaiser Konrad belagert, und die Stadt hielt sich so tapfer, daß er zornig wurde und schwur, keinen Stein auf dem andern zu lassen und Alle, die Waffen getragen hätten, niederzuhauen. Das war eine traurige Nachricht für die Weinsberger, als sie den Schwur des Kaisers vernahmen; denn man sah wohl ein, daß sich die Stadt nicht lange mehr halten konnte. Ehe sie zum Aeußersten schritten, versuchte noch eine nicht unbedeutende Anzahl von Frauen des geängstigten Städtchens, den Kaiser zu mil-deren Gesinnungen zu bewegen, und kamen in einem langen, feierlichen Zuge im Lager der Feinde an. Sie warfen sich vor dem Kaiser auf die Kniee und baten so süße und flehten so innig, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Aber Konrad war von dem Widerstande so erbittert, daß die Weiber mit allem Flehen und Weinen nichts erlangen konnten, als freien Abzug für ihre eigene Person. „Das sei euch noch vergönnt, sagte der Kaiser, daß Jede von ihrer liebsten Habe so viel aus der Stadt tragen darf, als ihre Schultern vermögen.“ Traurig kehrten die Frauen mit diesem Bescheide zurück; noch trauriger vernahmen die Männer die harte Antwort. Da trat eine junge Frau auf und sprach: „Der Kaiser hat versprochen, uns, mit unsern liebsten Schätzen beladen, abziehen zu lassen. Was haben wir aber für köstlichere Schätze, als unsere Männer? Wer so denkt wie ich, der nehme seinen Mann auf den Rücken und folge mir!“ Kaum waren diese Worte gesprochen, so lohnte ein mächtiger Beifallssturm den köstlichen Einfall; und als der nächste Morgen angebrochen war, öffnete sich das Thor, welches dem kaiserlichen Zelte gegenüber lag, und daraus kommt ein langer, langer Zug von Frauen hervor, von denen Jede ihren Mann keuchend auf dem Rücken daher schleppt. Der Kaiser machte große Augen, konnte aber das Lachen nicht zurückhalten und sagte beifällig: „Wenn nur unsre Frau es auch so meint!“ Es fehlte zwar nicht an Hofschranzen, die dies als einen Betrug darzustellen versuchten; aber der Kaiser wies sie zurück und sagte: „Ein Kaiserwort darf man nicht drehen, noch deuteln!“ Er gab allgemeinen Pardon, und ein herzliches Fest besiegelte den Vertrag des Friedens.

Die Ruine der Burg zu Weinsberg heißt bis auf diesen Tag die Weibertreue.

46.

Friedrich I. Barbarossa.

Sein Vater war Friedrich der Einäugige, der tapfere Bruder Konrad III. Er wuchs unter den Stürmen heran, die seit Heinrich IV. den stolzen Bau des deutschen Reiches erschütterten, und im Getümmel des Bürgerkrieges bildete sich seine Kraft und Gesinnung. Seine Gestalt war kraftvoll, sein blaues Auge blickte heiter und fest, um die stolz gewölbte Stirn kräuselte sich blondes Haar, um die rothen Wangen und den edlen Mund wallte ein röthlicher Bart, wegen dessen ihm die Italiener den Beinamen Barbarossa gegeben haben. Friedrichs Brust barg ein Heldenherz, gewaltig in der Liebe wie im Zorn, groß in Entschlüssen, rasch zur That. Sein Gedächtniß war so vortrefflich, daß er Jeden, wenn er ihn auch nur einmal gesehen hatte, nach Jahren wieder namentlich grüßte. Kein Kaiser hat mit so viel Wohlwollen und Strenge, so viel Kraft und Weisheit, darum auch mit solchem Erfolge gewaltet.

Leider war aber dieses Kaisers bedeutendste Sorge Italien; es war der Kampf seines Lebens. Sechsmal stieg Friedrich über die Alpen in's lockende Welschland hinab, darunter viermal mit Heeresmacht. Unter allen italienischen Städten war es Mailand, das dem Kaiser trotzte. Mehrmals wurde es zum Gehorsam gezwungen, aber immer wieder empörte es sich, und die Abgeordneten unterstanden sich sogar, vor dem Kaiser ihre Untreue dadurch zu entschuldigen, daß sie sagten: „Wir haben dir wohl Treue geschworen, aber wir haben nicht geschworen, sie zu halten.“ Für diese übermüthige Rede und für ihren Treubruch wurden sie fürchterlich gezüchtiget. Die Mauern wurden geschleift, die Einwohner mußten auswandern, und die ganze Stadt wurde von Grund aus zerstört. Die vertriebenen Einwohner bekamen den Befehl, sich an vier verschiedenen Stellen der Umgegend anzubauen.

Oefter als einmal erhielt Friedrich Proben von der Heimtücke der Italiener. Die Einwohner von Verona bauten eine Schiffbrücke über die Etsch so, daß sie, wenn die Deutschen über dieselbe marschirten, auseinander gehen und Alle ertrinken sollten. Allein Untreue schlägt ihren eigenen Herrn. Die Brücke zersprang erst, als die Deutschen hinüber waren und die nachfolgenden Italiener dieselben betreten hatten, die von der Absicht ihrer Landsleute nicht unterrichtet waren und Alle umkamen.

Seine entschiedensten Gegner waren die Päpste. Hadrian, der doch als Hülfeflehender zu ihm kam, wollte ihm nicht eher den Friedenskuß geben, bis er ihm den Steigbügel gehalten und beim Absteigen behülflich gewesen wäre. „Nun, meinetwegen!" sagte endlich Friedrich; ich werde aber meine Sache ungeschickt machen, da ich noch nie ein Stallknecht gewesen bin." Wirklich hielt er anfangs den rechten anstatt den linken Steigbügel, was der Papst sehr ungnädig aufnahm. — Auf eine sehr schwülstige, pomphafte Rede der römischen Abgeordneten, worin sie den Kaiser an die alte Macht und Größe Roms erinnerten, erwiderte er: „Ich habe schon viel von der Tapferkeit der Römer gehört, aber noch mehr von ihrer Weisheit. Darum kann ich mich nicht genug wundern, daß eure Rede so leer von aller Weisheit ist. Mir ist wohl bekannt, daß in Rom große Tugend vorhanden gewesen; gewesen! sage ich; o daß ich sagen könnte: ist! Euer Ruhm ist aus; jetzt bin ich euer rechtmäßiger Herr, und Niemand soll mir meine Herrschaft entreißen!"

Der letzte Zug nach Italien lief deßwegen unglücklich für den Kaiser ab, weil ihn sein mächtigster Vasall, Heinrich der Löwe, im entscheidenden Momente verließ. Nichts vermochte den treulosen Lehnsmann zu seiner Pflicht zurückzurufen, keine Vorstellung, kein Drohen, kein Bitten, selbst nicht ein Fußfall des Kaisers. Als Beatrix, die Kaiserin, ihren Gemahl vor dem stolzen Heinrich auf den Knieen sah, sprach sie mit Würde: „Lieber Herr und Gemahl, stehe auf! Gott wird dir Hülfe leisten, wenn du einst im gerechten Zorn dieses Tages und dieses Hochmuthes gedenkest!" Friedrichs geschwächte Macht erlag der lombardischen, und bis auf den Tod verwundet, mußte er einen schimpflichen Frieden schließen. Mit dem bitteren Gefühle, das Ziel seines Lebens, die Unterwerfung Italiens, nicht erreicht zu haben, kehrte er nach Deutschland zurück. Heinrich der Löwe wurde seiner beiden Herzogthümer Bayern und Sachsen entsetzt und auf drei Jahre aus Deutschland verbannt.

Ein heiliger Krieg sollte die ruhmvolle Laufbahn dieses Mannes schließen. Es erscholl plötzlich über's Mittelmeer her die Kunde von Jerusalems Fall; Sultan Saladin war Herr der heiligen Stadt geworden. Diese Schreckensbotschaft stillte allen Hader im Abendlande, und ein Kreuzzug war die allgemeine Loosung. Friedrich selbst, obgleich schon 67 Jahre alt, nahm das Kreuz. Er kam bis an den Cidnus (Seleph) den nämlichen Fluß, wo Alexander der Große einst den Tod gefunden hatte, und hier wurde er von dem reißenden Wasser, das er mit seinem Pferde durchreiten wollte, ergriffen, fortgerissen und getödtet.

Die Sage verleiht dem edlen Kaiser Unsterblichkeit; sie läßt ihn, umgeben von seinen Helden, träumend im Kyffhäuserberge ruhen, bis eine große Zeit den Zauber löst, und Friedrich Barbarossa zum zweitenmale neue Tage der Herrlichkeit dem deutschen Volke bringt.

47.

Hartmann von Siebeneichen.

Der Kaiser Barbarossa zog einst in's welsche Land,
Wo er statt Sieg und Ehre nur Leid und Unglück fand.
Bei Susa stehet einsam ein abgelegen Haus,
Es ruhte dort der Kaiser von seinen Nöthen aus.
Ach wehe! Barbarossa, wer wies dir diesen Pfad?
Das Haus ist rings umstellet von Mördern und Verrath.
Es sprach der Wirth voll Reue: „Wie ist es mir so leid!
Ich wollte gern dich retten, doch nimmer ist es Zeit.“
Da rief der Kaiser klagend: „Nun wehe diesem Ort,
Wo fallen soll ein Kaiser durch feigen Meuchelmord!
Gott schütz' die deutsche Krone, Gott schütz' die Seele mein,
Und muß ich heute sterben, so soll's in Ehren sein!
O Deutschland, du mein treues, wärst du nicht, ach, so fern,
Kein Mörder würde wagen, zu morden deinen Herrn!“
Da rief ein Ritter flehend und kniete sich vor ihn:
„Herr Kaiser, eine Gnade, die werde mir verlieh'n.“
„Mein Reich, spricht Barbarossa, das wird ein Grab bald sein,
Drum will ich gern gewähren, kann ich noch was verleih'n.“

„Das Größte, sprach der Ritter, hast, Kaiser, du gewährt.
Für dich den Tod zu leiden, das ist, was ich begehrt'."
Des Kaisers Purpurmantel hat er drauf umgethan,
Und legte dann ihm selber des Dieners Kleider an.
Da ließen sie den Kaiser zum sichern Thor hinaus;
Die Wächter selber brachen um Mitternacht in's Haus.
Sie traten vor den Ritter, der dort als Kaiser schlief;
Sie stießen ihre Schwerter ihm in das Herz so tief.
„Nun fahre heim, du Kaiser!" so rief die wilde Schaar;
Es wußte nicht die böse, daß er gerettet war,
Gerettet durch die Treue, die litt den Opfertod,
Die kühn die Brust den Mördern für ihren Kaiser bot.
Mit Kränzen deutscher Eichen schmück' ihn, mein Vaterland!
Hartmann von Siebeneichen, so ist der Held genannt.

Strebels Liederlust.

48.

Otto der Große von Wittelsbach in der Berner Klause.

Es ist ein erhebendes Bild, dem ungetreuen, pflichtvergessenen Heinrich gegenüber diesen ächt deutschen, ehrlichen, geraden Mann zu erblicken. Er war unternehmend, beharrlich, rasch zum Schwerte, und darum wählte ihn der Kaiser Friedrich I., daß er dem Heere auf seinem ersten Zuge gegen Rom das Banner vortrüge. In seiner Heldenhand war es siegreich vor Mailand und Tortona. Doch am ruhmreichsten entfaltete er es auf dem Rückzuge, als die feindlichen Veronesen bei den Engpässen der Berner Klause an der Etsch dem Kaiser den Weg zu versperren suchten.

Links in der Tiefe rauschte der Strom, und rechts stiegen schroffe Felsen hoch empor; der Weg war nicht breiter, als daß nur zwei Rosse nebeneinander Platz hatten. Unerwartet sprangen die Felsen so weit hervor, daß nur ein schmaler Fußsteig zwischen ihnen und dem Abgrund frei blieb. Auf diesen Felsen stand eine Burg, welche der beutelustige Veronese Alberich besetzt hielt, und von jedem Ritter Harnisch und Pferd, von dem Kaiser selbst eine große Summe Geldes verlangte. „Das möge Gott verhüten, rief Friedrich, daß ein

Kaiser Räubern und Empörern zinsbar werde nach solchen Thaten und so nahe dem Vaterlande!" Da stieg Otto von Wittelsbach auf weiten Umwegen, begleitet von 200 leicht bewaffneten Jünglingen, mühsam über Berge und Felsen auf die überhangende Wand, die klüftig und anscheinend unzugänglich hoch über die feindliche Burg herüber ragte. Keine Gefahr konnte den Kühnen zurückschrecken. Einer stellte sich auf die Schultern des Andern, aus Lanzen wurden Leitern gefertiget, mit unsäglicher Mühe Stufen eingehauen, und endlich erreichte man den Gipfel. Die kaiserliche Fahne wurde aufgepflanzt, und Freudengeschrei erhob sich in der Höhe, wie in der Tiefe. In dem unausweichbaren Kampfe wurde das Schloß genommen, 500 getödtet und noch mehr gefangen. Ueber Alberich und seine Verbündeten, die vergebens reichliches Lösegeld versprachen, wurde als Friedensbrecher und Empörer das Todesurtheil ausgesprochen und vollzogen.

Von dieser Zeit an war der Wittelsbacher stets an der Seite des Kaisers, in den Fürstenversammlungen wie auf dem Schlachtfelde. Wo Ruhm und Gefahr, da war Otto, durch Glück und Kühnheit groß, größer noch durch unverbrüchliche Treue, für welche ihm der Kaiser an Heinrichs Statt das Herzogthum Bayern verlieh.

49.

Barbarossa im Kyffhäuser.

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat, im Schloß verborgen,
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

Der Thron ist elfenbeinern,
Auf dem der Kaiser sitzt,
Der Tisch ist marmelsteinern,
Auf den sein Kinn er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachsen,
Ist lichte Feuersgluth,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Auf dem sein Haupt ausruht.

Er winkt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt,
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Traum zum Knaben:
„Geh' vor das Schloß, o Zwerg!
Und schau', ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar:
So muß ich auch noch schlafen,
Verzaubert hundert Jahr." —

Rückert.

50.

Der verzauberte Kaiser.

Tief im Schooße des Kyffhäusers,
Bei der Ampel rothem Schein
Sitzt der alte Kaiser Friedrich
An dem Tisch von Marmorstein.

Ihn umwallt der Purpurmantel,
Ihn umfängt der Rüstung Pracht,
Doch auf seinen Augenwimpern
Liegt des Schlafes tiefe Nacht.

Vorgesunken ruht das Antlitz,
D'rin sich Ernst und Milde paart,
Durch den Marmortisch gewachsen
Ist sein langer, goldner Bart.

Rings wie eh'rne Bilder stehen
Seine Ritter um ihn her,
Harnischglänzend, schwertumgürtet,
Aber tief im Schlaf, wie er.

Heinrich auch, der Ofterdinger,
Ist in ihrer stummen Schaar,
Mit den liederreichen Lippen,
Mit dem blondgelockten Haar.

Seine Harfe ruht dem Sänger
In der Linken ohne Klang,
Doch auf seiner hohen Stirne
Schläft ein künftiger Gesang.

Alles schweigt, nur hin und wieder
Fällt ein Tropfen vom Gestein,
Bis der große Morgen plötzlich
Bricht mit Feuersgluth herein;

Bis der Adler stolzen Fluges
Um des Berges Gipfel zieht,
Daß vor seines Fittigs Rauschen
Dort der Rabenschwarm entflieht.

Aber dann, wie ferne Donner,
Rollt es durch den Berg herauf,
Und der Kaiser greift zum Schwerte,
Und die Ritter wachen auf.

Laut in seinen Angeln tönend,
Springet auf das ehr'ne Thor,
Barbarossa mit den Seinen
Steigt im Waffenschmuck empor.

Auf dem Helm trägt er die Krone
Und den Sieg in seiner Hand,
Schwerter blitzen, Harfen klingen,
Wo er schreitet durch das Land.

Und dem alten Kaiser beugen
Sich die Völker allzugleich,
Und auf's Neu' zu Aachen gründet
Er das heil'ge deutsche Reich.

Emanuel Geibel.

51.

Ludwig der Eiserne.

Schon in seinem 12. Jahre wurde Ludwig Landgraf von Thüringen und Hessen. Natürlich regierten andere Leute für ihn, und so blieb es auch, als er volljährig geworden war und die Regierung selbst übernehmen sollte. Turniere, Jagden und ähnliche Vergnügungen beschäftigten ihn mehr, als die ernsten Geschäfte der Regierung. Diese Schwäche ihres Fürsten benützten besonders die thüringischen Edelleute und drückten ihre Unterthanen, die ihnen mit Gut, Blut und Leben verschrieben waren, auf das himmelschreiendste durch Frohndienste und Abgaben. Da jagte der Landgraf einst im Thüringer Walde, entfernte sich, indem er ein Wild zu hitzig verfolgte, von seiner Jagdgesellschaft und mußte bei einbrechender Nacht in der Hütte eines Hammerschmieds Schutz und Obdach suchen. Der Schmied hielt ihn für einen landgräflichen Diener, setzte sich mit gemüthlicher Ungezwungenheit an seine Seite und fing an zu erzählen, wie es ihm und dem ganzen thüringschen Volke so hart gehe, wie sie von den Edel-

leuten geplagt und geschunden würden, wie der Herr Landgraf mehr ein Herz für Hirsche und Rehe habe, die er so sorgsam pflege und hege, als für seine Unterthanen. Dabei machte er seinem gepreßten Herzen mit manchem kräftigen Schimpfworte und mit manchem bezeichnenden Spottnamen Luft. Der Landgraf hörte zum erstenmale in einem Leben die wahre Lage seines Landes und Volkes aus dem Munde dieses derben, aber wackeren Mannes schildern, und es gingen ihm die Augen auf, und er bereute sein bisheriges Leben und faßte im Stillen den Vorsatz, seinen armen Unterthanen fortan ein gerechter Richter, ein besorgter Vater zu sein. Der Schmied, der sich mit dem fremden Manne so recht warm geredet hatte, setzte seine Reden auch nach der Freistunde fort, als er wieder mit seinen Gesellen in der Schmiede an die Arbeit gegangen war. Wenn er das Eisen glühend aus dem Ofen brachte, sprach er: „Landgraf, erglühe, wie dieses Eisen, im Zorne gegen deine Räthe!" und wenn er seinen Hammer darauf fallen ließ, rief er: „Landgraf, werde hart, wie dieses Eisen, gegen diese nichtswürdigen Edelleute, diese Land- und Leuteverderber!" Kaum hatte der Morgen gegraut, so verließ der Landgraf die Hütte, kehrte in sein Schloß zurück und untersuchte die harten Anklagen gegen seine Räthe und die schweren Beschuldigungen gegen die Edelleute. Leider fand er die Angaben des Schmieds nur zu wahr, und er gedachte an gerechte Bestrafung. Die Schuldigen ließ er, je vier und vier, an einen Pflug spannen, ließ sie so eine Furche ackern und hieb selbst mit der Peitsche darein, wenn die Herren nicht recht ziehen wollten. Von nun an regierte er selbst, hörte alle Klagen seines Volkes, saß selbst zu Gericht, minderte die Abgaben und beschränkte die Macht der Vornehmen.

So sehr ihn jetzt das Volk liebte, so sehr haßten ihn die Edelleute, ja sie trachteten ihm sogar nach dem Leben; daher ging der Landgraf von dieser Zeit an aus Vorsicht stets im eisernen Panzerhemde umher, weßhalb er der Eiserne genannt wird.

52.

Der Acker der Edlen.

Ludwig, der Eiserne genannt,
Lebt' in den Jünglingstagen
Beim Kaiser, fern vom eignen Land,
Bei Spiel und Festgelagen
Und stieg dann sorgenlos, ein Sohn
Der Lust, auf seiner Väter Thron.

Wie solches die Vasallen sah'n,
Die Grafen und die Ritter:
So machten sie dem Unterthan
Das Leben hart und bitter.
Sie schrieben Schoß und Steuern aus
Und lebten selbst in Saus und Braus.

Es kann da keiner Klage Ton
Zu seinen Ohren dringen,
Weil jene listig ihm den Thron
Mit Schmeichelei'n umringen;
Bis ihm ein Zufall offenbart',
Wie schändlich er betrogen ward.

Einst hat er nämlich auf der Jagd,
In wilder Hast verwegen,
Am Abend sich zu weit gewagt,
Ein Wildpret zu erlegen;
Da fand er plötzlich sich im Hain
Bei schaudervoller Nacht allein.

Er lenkt das Roß wohl hin und her
Durch Sumpf und dorn'ge Hecken
Und lauscht und späht die Kreuz und Quer,
Den Ausweg zu entdecken;
Allein sein lauter Ruf verhallt,
Und immer dunkler wird der Wald.

Auf einmal blinket, wie ein Stern,
Ihm Lichterschein entgegen;
Auch hört er, doch nur schwach und fern,
Den Schall von Hammerschlägen;
Und freudig spornt er an das Roß,
Ihm dünkt die Hütt' ein Feenschloß.

„Gott grüß euch, Meister! ruft er froh,
Darf ich um Herberg bitten?
Nur einen Trunk und wenig Stroh;
Denn ich bin weit geritten!"
Der Hufschmied führt ihn freundlich ein
Und spricht: „Ihr sollt willkommen sein!"

„Ich seh's, ihr seid wohl müd' und matt;
Gebt her den Pfeil und Bogen.
Das brave Jagdroß frißt sich satt;
Hab's in den Stall gezogen.
Nehmt nur fürlieb, mein edler Gast!
Die Hütt' ist freilich kein Palast."

Ein munt'rer Wirth, ein Becher Wein
Erquicken ihm die Glieder;
D'rauf legt er in dem Kämmerlein
Sich auf das Lager nieder;
Der Alte deckt ihn sorgsam zu
Und wünscht ihm freundlich sanfte Ruh'.

Kaum aber daß der Morgen graut,
Wo wir zu ruhen pflegen:
So weckt ihn schon der Hufschmied laut
Mit seines Hammers Schlägen;
Er bläst die Kohlen, schürt die Gluth
Und hämmert d'rauf mit frohem Muth.

Und wie das Eisen dann erstarrt,
Ruft er bei jedem Schlage:
„O Landgraf, Landgraf! werde hart!
Bist sonst des Landes Plage!"
Der Landgraf hört es, spitzt das Ohr
Und hebt vom Lager sich empor.

„Mein lieber Meister, euch ist ja
Recht schnurr'ger Sinn beschieden!
Was murmelt ihr von Ludwig da?
Ich glaub', ihr wollt ihn schmieden.
Mich hat das Sprüchlein aufgeweckt;
Vertraut mir, was dahinter steckt!"

Der Alte sprach: „Mein Jägersmann,
Ich zielte nach den Rittern,
Die, wenn der Bauer was gewann,
Den letzten Heller wittern,
Mich dünkt, für solche böse Brut
Sei unser Landgraf viel zu gut.

Im Schweiße bauen wir das Feld
Und sammeln in die Scheuern;
Da kommt dann so ein Lanzenheld
Und plaget uns mit Steuern;
Der gute Ludwig wird genarrt,
D'rum' sagt' ich: Landgraf, werde hart!"

„Wie! ruft entrüstet jener aus,
So ließ ich mich bethören?
Bring eilig mir den Hengst heraus!
Das Weit're sollst du hören!
Ich bin der Landgraf selber, Freund!
Dein Schmiedespruch war gut gemeint!"

Er schwingt sich hurtig auf sein Roß,
Fliegt im Galopp von dannen.
Dann schickt er von der Wartburg Schloß
Nach allen seinen Mannen
Und nimmt der argen Ritterschaft
Gefährlichste sogleich in Haft.

Und viele andre rotten zwar
Rebellisch sich zusammen;
Doch Ludwig dämpft mit seiner Schaar
Des Aufruhrs wilde Flammen,
Indem er All' in einer Schlacht
Bei Naumburg zu Gefangnen macht.

Gebunden führt man sie zum Thron,
Die Ritter und die Grafen.
„Ihr Schurken! rief der Landgraf, Hohn
Soll man mit Hohn bestrafen!
Ihr seid von adligem Geschlecht
Und habt doch Böses euch erfrecht.

Der Milde spottend, triebt ihr's toll,
Im Schutze fester Mauern,
Und fülltet eure Säckel voll
Und drücktet meine Bauern.
Nun fühlet euer stolzes Blut,
Und fühlet, wie's dem Bauer thut!"

D'rauf stieg der Fürst vom Thron herab
Und sprach: „Ihr treuen Mannen,
Nehmt ihnen Helm und Rüstung ab,
Laßt in den Pflug sie spannen!"
Und die getreue Dienerschaar
Vollstreckte, was befohlen war.

Sie pflügten, gleich dem Stier und Roß,
Den nahgelegnen Acker;
Gab's einen, den das Ding verdroß,
So peitschte man ihn wacker;
Der Landgraf selber ritt dabei
Und prüft', ob recht geackert sei.

Und wie der nächste Morgen graut,
Schickt' auf dem schnellsten Rappen
Zu dem, der ihm den Spruch vertraut,
Der Landgraf einen Knappen:
„Er bringe Zang' und Hammer mit
Und sei fortan mein Waffenschmied!"

Der Alte kommt mit frohem Blick
Und naht sich ohne Zagen;
Er bittet ihn, sein Meisterstück,
Ein Panzerhemd, zu tragen;
Und Ludwig nahm es gnädig an
Und hieß der Eiserne fortan.

Den Acker aber, wo in's Joch
Die Ritter sich gebogen,
Sah man in späten Zeiten noch
Mit einer Wand umzogen;
Und mancher fühlte tief die Schmach,
Wenn man vom Acker der Edlen sprach.

W. Gerhard.

53.

Die beßte Mauer.

Nach Naumburg hatte den Kaiser sich,
Den Barbarossa, geladen
Zu Gaste der eiserne Ludewig,
Ein Herr, durch kräftige Thaten
Gar wohl geachtet, als Held bekannt
Im ganzen wackeren deutschen Land.

Als sie nun hatten in lustiger Hall'
Gar männlich und wacker gezechet,
Und heiter scherzten beim Becherschall,
Da spottet' der Kaiser: »Ei, sprechet,
Herr Landgraf, ihr bautet, gern wüßt' ich warum,
Ein treffliches Schloß, doch nicht Mauern darum.«

»Wohl muß ich, mein Kaiser, fiel Ludewig ein,
Euch Beifall, wie billig ist, geben.
Doch wollt ihr, so soll bis zum Morgenschein
Die Mauer, wie keine, sich heben!
Nun aber ruft mahnend der Wächter uns zu:
Ihr Zecher, die Mitternacht winket zur Ruh'!«

»Wohl! sagte der Rothbart, so wollen wir seh'n,
Was Ludewigs Rede verkündet;
Nur glaub' ich mit nichten, es werde gescheh'n,
Wenn nicht sich ein Zauberer findet! —
Ihr führt wohl gar selber was Arges im Sinn?
Nun zaubert, Herr Landgraf, nur immerhin!«

Kaum nahte des Morgenroths glühender Schein
Mit freundlich aufdämmerndem Grauen,
Da trat zu dem Kaiser in's Schlafgemach ein
Der Landgraf mit frohem Vertrauen;
»Erwachet, — so rief er — Herr Kaiser, und schaut
Die Mauer, die während der Nacht ich erbaut!»

Und Friedrich erhob sich, mit Staunen hinaus
Durch's Fenster blickt er und siehet,
Wie rings um das Schloß aus dem Boden heraus
Sich eisernes Mauerwerk ziehet;
Es stehen gerüstet in endloser Zahl
Die Völker des Fürsten in glänzendem Stahl.

Und als Barbarossa auf diesen Wall
Herabsah freundlich und heiter,
Empfing ihn schmetternder Hörnerschall,
Und jubelnd riefen die Streiter:
»Es lebe der Kaiser! Er sehe den Schutz,
Den wahren, vor frevelndem Feindestrutz!«

Da nickte der Kaiser: »Ihr Treuen habt Recht!
Ei, Landgraf, ihr seid zu beneiden!
Das nenn' ich den Grundstein der Herrschaft gelegt,
Solch trefflichen Wall zu bereiten!
Im wachen, im treuen, im tapferen Sinn
Des Volkes, da ruhet die Sicherheit d'rin.»

G. Leisler.

54.

Landgraf Ludwigs Auferstehung.

Ludwig der Eiserne war todt
Und lag im finstern Schragen;
Von Rittern, so wie er gebot,
Ward er zu Grab getragen.
Manch edler Herr mit dieser Last
Sich wohl gezwungen nur befaßt;
Doch war es ja die letzte,
Die ihn in Freiheit setzte.

Die Schaar nun, so den Leichnam trug,
Begann darob zu schmälen,
Wie sie der Landgraf thät genug
Bei seiner Lebzeit quälen;
Wie nur die Bauern er beglückt,
Die tapfern Ritter baß gedrückt,
Und gönnten seiner Strenge
Des dunklen Schreines Enge.

Urplötzlich fing im stillen Sarg
Es laut sich an zu regen;
Die Hülle, die den Todten barg,
Hub an sich zu bewegen.
Auf von dem Lager sprang der Graf,
Den noch des Todes Arm nicht traf —
Vor ihm stand sonder Zittern
Nicht einer von den Rittern.

Und als er schaut im Kreis umher,
Thät sich so mancher schämen:
„War euch die Prüfung schon zu schwer,
Will euch noch besser zähmen!"
Er schränkte baß die Ritter ein,
Bis wirklich ihn im engen Schrein
Verschloß des Herren Wille —
Da trugen sie ihn gar stille.

Th. Oelckers.

55.

Die Ordalien oder Gottesurtheile.

Je unwissender ein Volk ist, desto mehr ist es dem Aberglauben ergeben. So waren es auch die Völker des Mittelalters. Sie glaubten bei jeder ungewöhnlichen Begebenheit, daß Gott sich unmittelbar einmische und als Schiedsrichter auftrete. Konnte in einer

Streitsache nicht entschieden werden, wer schuldig oder unschuldig sei, so unterwarf man die Parteien einer Probe, durch welche, wie man glaubte, Gott selbst den Ausspruch thue. Dergleichen Proben nannte man Ordalien oder Gottesurtheile, und sie bestanden vornehmlich in der Feuerprobe, der Wasserprobe, dem geweihten Bissen, dem Kreuzgericht, dem Bahrrecht und dem Zweikampfe.

Wer die Feuerprobe zu bestehen hatte, der mußte mit bloßen Füßen über glühende Pflugscharen schreiten, oder — oft mit einem in Wachs getauchten Hemd — durch flammendes Feuer gehen, oder sich feurige Kohlen auf die Brust legen lassen. Wurde er davon verwundet, so war dies ein Beweis seiner Schuld.

Die Wasserprobe war von doppelter Art, mit heißem oder mit kaltem Wasser. Bei jener mußte der Angeklagte die bloße Hand in siedendes Wasser oder Oel stecken und einen Ring oder ein Geldstück vom Boden des Gefäßes heraufholen. Die Hand wurde sodann in einen kleinen Sack gebunden, den man sorgsam versiegelte. Nach drei Tagen wurde der Sack vor Zeugen geöffnet, und die Hand untersucht. War sie unbeschädiget geblieben, so wurde die Person für unschuldig erklärt. Die Probe mit kaltem Wasser bestand darin, daß man an Händen und Füßen gebunden ins Wasser geworfen wurde. Sank man unter, so galt das für einen Beweis der Unschuld, und man wurde schnell wieder heraufgezogen; schwamm man aber oben, so war man schuldig. Dieser Prüfung mußten sich gewöhnlich die angeblichen Hexen unterwerfen, deßwegen nannte man sie auch die Hexenprobe.

War der Angeklagte ein Geistlicher, so wandte man den geweihten Bissen als Gottesurtheil an. Die Hostie wurde dem Angeklagten unter vielen Verwünschungen in den Mund gesteckt; Krankheiten, Schmerzen und Tod sollten ihn treffen, wenn er schuldig wäre. Man ermangelte nicht, den Bissen zu vergiften, wenn man einen Menschen aus dem Wege räumen wollte.

Bei dem Kreuzgerichte mußten sich beide Theile, der Kläger wie der Beklagte, mit ausgestreckten Armen an ein Kreuz stellen. Wer die Arme zuerst sinken ließ, der hatte Unrecht.

War ein Mensch getödtet worden, und konnte der Thäter nicht ermittelt werden, so trat das Bahrrecht ein. Derjenige, welcher in Verdacht war, mußte sich der Bahre, auf welcher der Ermordete lag, nähern, und die Wunden mit der Hand berühren, indem er seine Unschuld betheuerte. Fingen die Wunden zu bluten an, oder trat der

Leiche Schaum an den Mund, oder bewegte sie gar ein Glied, so war die That erwiesen.

Der Mann, welcher die Waffen führen konnte, hielt diese Proben seiner unwürdig, und unterwarf sich lieber dem gerichtlichen Zweikampfe. Oeffentlich und vor gewählten Kampfrichtern gingen die Parteien mit den Waffen in der Hand auf einander los. Diese Probe war die gefährlichste, thörichtste und unsittlichste, weil dabei der eine Theil gemeiniglich das Leben einbüßte, und weil Schuld oder Unschuld von der Stärke der Faust oder der Gewandtheit des Körpers abhängig gemacht wurde.

Die Gottesurtheile erhielten sich bis in's vierzehnte Jahrhundert, die Hexenprobe bis in das achtzehnte, und — zu unserer Schmach sei es gesagt — der Zweikampf, das barbarischste unter den Gottesurtheilen, ist jetzt noch unter Ständen, die sich bevorrechtet glauben, im Gebrauche.

56.

Die Ritterorden.

Bezeichnet das Mittelalter überhaupt ein tiefer Glaube, eine hohe Ehrfurcht vor der Kirche, ein lebendiges Ringen nach einer unsichtbaren Welt, was freilich oft in Ueberspannung und Schwärmerei ausartete, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn das Ritterthum sich vor Allem zum Schutz und treuen Dienste der Kirche in allen Anliegen, Nöthen und Gefahren derselben verpflichtet fühlte. Das Kreuz rief daher den Ritter zu dem würdigsten Schauplatz seiner Thaten. Das heilige Land zu erobern, die heilige Stadt zu gewinnen, ward für das Ritterthum das herrlichste Ziel. Hier wurden im Kampfe alle ritterlichen Tugenden: Glaube, Gehorsam, Selbstbeherrschung, Muth und Tapferkeit im höchsten Glanze geübt; hier sammelten sich daher auch die ritterlichen Helden aller Länder der Erde; selbst Kaiser und Könige verschmähten nicht, das Kreuz zu nehmen, und die Ritterorden, die sich meist während der Kreuzzüge bildeten,

um kranke Glaubensbrüder zu pflegen, oder die von Sarazenenübermuth Gedrückten zu schützen, sind die Kronen des Ritterthums.

Schon unter der Herrschaft der egyptischen Kalifen über Jerusalem waren Kaufleute aus Amalfi zusammengetreten, um ein Gasthaus zu unentgeldlicher Aufnahme und Verpflegung armer und kranker Pilger zu errichten, und als Gottfried von Bouillon 1099, kurz nach Eroberung der heiligen Stadt, dies Spital besuchte, wurde er von der hingebenden Treue der Mönche, die hier als Krankenwärter auftraten, so gerührt, daß er der Stiftung auf der Stelle eine Herrschaft von seinen Gütern in Brabant zum Geschenk machte. Nun traten einige Ritter seines Gefolges in das Spital als dienende Brüder ein, entsagten der Welt, legten das dreifache Gelübde ab, und bezeichneten ihre einfache Ordenstracht mit dem achtspitzigen, weißen Kreuze. Schnell verbreitete die Dankbarkeit heimkehrender Pilger, die bei ihnen Aufnahme und Verpflegung gefunden hatten, ihren Ruhm durch ganz Europa, und in allen Ländern wetteiferte die Mildthätigkeit der Frommen, durch reiche Gaben sich einen Antheil an diesem Verdienste zu erwerben. Jetzt erhoben sich statt des armseligen Obdachs, das die Brüder bisher zur Aufnahme bieten konnten, Paläste, und daneben wurde ein prächtiger Tempel zu Ehren des heiligen Johannes des Täufers erbaut, und die Brüderschaft führte von nun an den Namen Johanniterorden.

Ihre Güter vermehrten sich bald in allen europäischen Ländern, und sie selbst schlugen sich lange heldenmüthig mit den Türken herum, bis auch sie der Uebermacht weichen mußten. Sie setzten sich später in den Besitz der Insel Rhodus; von da vertrieben, räumte man ihnen Malta ein, und von jener Zeit an hießen sie auch Maltheserritter.

König Balduin von Jerusalem schenkte mehreren Rittern, die sich heldenmüthig der armen Pilgrime außerhalb der Hauptstadt gegen die Angriffe der umherschwärmenden, räuberischen Horden angenommen hatten, den Platz, wo früher der Tempel Salomos stand. Hier bauten sie sich an, gelobten ewige, blutige Verfolgung der Feinde des Kreuzes, unbedingten Gehorsam gegen ihre Oberen und Unterwerfung unter die Gesetze der strengsten Kriegszucht. Ohne den Ruf des Anführers durfte keiner aus der Schlacht zurückkommen; den Fliehenden erwartete unauslöschliche Schande. So wurden sie bald den Ungläubigen im Kampfe so furchtbar, daß der blose Anblick ihrer schwarzweißen Fahne hinreichte, eine zehnfach überlegene Anzahl in

die Flucht zu treiben. Man nannte sie Tempelherrn, und der Ruf ihrer Thaten mehrte ihre Einkünfte von Monat zu Monat, die bald jene der Johanniter noch überstiegen. Diese Templer machten in der Folge durch ihre großen Reichthümer den habsüchtigen französischen König Philipp IV. lüstern nach ihren Schätzen. Man klagte sie der größten Vergehungen an; sie wurden unschuldig gemißhandelt, eingemauert, lebendig verbrannt, aller Güter beraubt, und der ganze Orden wurde aufgehoben.

Eine spätere Stiftung, die weniger durch Reichthum und Macht, als durch bescheidene Mäßigung die Achtung der Zeitgenossen erwarb, war der deutsche Ritterorden. Nur auf die Wohlthaten eines Volkes eingeschränkt, nämlich der Deutschen, und von dem römischen Hofe übersehen, konnte die Brüderschaft den Glanz ihrer ältern Schwester nicht erreichen. Sie erhob sich erst nach dem Verluste Jerusalems, von dem hohenstaufischen Hause begünstiget, und zeichnete sich stets durch Vereinigung der Mönchsregel mit dem Ritterschwerte aus, und brachte somit das eigentliche rein-christliche Ritterthum zur schönsten Vollendung. Erst im Fortschritte der Zeit und der Weltbegebenheiten löste sich auch bei ihr das Eigenthümliche ihres Geistes und ihrer Verfassung. Die deutschen Ritter eroberten einen Theil von Polen und Preußen und trugen in diese uncultivirten Länder deutsche Bildung, Sitte und Sprache. Wo sie Fuß hatten, bauten sie Burgen und Tempel. So entstand Thorn und Kulm, später Memel und Königsberg, und als sie aus dem heiligen Lande vertrieben wurden, wählten sie Marienburg zum Ordenssitze. Das folgende Jahrhundert war für den Orden die Zeit des größten Glanzes und Ruhmes, und noch nach 600 Jahren war er das redende Denkmal des Heldenalters fränkischer Nation.

57.

Kaiser Philipp von Schwaben.

Der alte Haß der Welfen und Gibellinen machte sich nach Heinrich VI. Tode bei der Wahl eines deutschen Kaisers wieder geltend, und das ohnehin schon zerrissene und blutende Deutschland sah neuen Parteikämpfen entgegen. Die Welfen wählten nämlich Otto IV., einen Sohn Heinrich des Löwen, und die Gibellinen Philipp, Herzog von Schwaben, und ein elfjähriger Vertilgungskampf war die Folge dieser unglückseligen Doppelwahl. Der schlaue Papst Innocenz III. schürte das Feuer, denn Deutschlands Ohnmacht war seine Stärke, bis plötzlich die Ermordung Philipps diesen Streit endigte.

Kaiser Philipp hatte nämlich eine schöne Tochter, Namens Kunigunde, die mit dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach verlobt war. Entweder lernte Philipp den Pfalzgrafen als einen jähzornigen, unbändigen Mann kennen, für den seine Kunigunde nicht recht paßte, oder er hielt eine Heirath mit dem Könige von Böhmen vortheilhafter für sie: kurz, er hielt sein Wort nicht, und der Wittelsbacher wurde darüber, und mit Recht, sehr erzürnt. Um ihn einigermaßen zu besänftigen, erbot sich der Kaiser, ihm einen Empfehlungsbrief an den Herzog von Polen auszufertigen, und für ihn um eine schöne polnische Prinzessin zu werben. Otto nahm dies Anerbieten an und trat wohlgemuth und nichts Schlimmes ahnend, seine Reise nach Polen an, mit dem kaiserlichen Empfehlungsschreiben in der Tasche. Unterwegs löste sich von ohngefähr das Siegel, und die Neugierde ließ den Pfalzgrafen nicht ruhen, bis er den Brief gelesen hatte. Hilf Himmel! welche Ueberraschung! Welch ein Uriasbrief! Da stand mit klaren, deutlichen Worten, daß der Pfalzgraf ein hochfahrender, jähzorniger, ungestümer, grausamer Mann sei, der Kerker und Bande verdiene, aber keine polnische Prinzessin. Wie schnaubte Otto nach Rache! Stehenden Fußes eilte er nach Bamberg, wo der Kaiser eben Hof hielt, stürzte zornglühend und mit bloßem Schwerte in das Zimmer, wo der Kaiser eben Schach spielte, und da dieser auf die bittern Vorwürfe eine trotzige Antwort gab, spaltete ihm der Pfalzgraf den Kopf. In der ersten Bestürzung entkam der Mörder glücklich, aber er wurde in die Acht erklärt und ein Jahr darauf von einem Marschall von

Pappenheim ermordet, nachdem seine Schlösser gänzlich zerstört waren. —

Otto IV., durch diesen Mord Alleinkaiser, wurde von dem Papste später in den Bann gethan, und von den deutschen Fürsten verlassen, die Friedrich II., Heinrich VI. Sohn, einen Hohenstaufen zum Kaiser wählten.

58.

Friedrich II.

Das Leben dieses weisen, hochherzigen und heldenmüthigen Mannes war fast ein beständiger Streit mit dem Papstthume. Bei seiner Krönung in Aachen hatte er versprochen, einen Kreuzzug nach Jerusalem zu übernehmen; da er aber in den deutschen Landen und in seinen italienischen Besitzungen recht viel zu thun fand, so zögerte er lange mit der Ausführung dieses Versprechens. Der Papst drängte ihn aber täglich, und der Kaiser entschloß sich zur Abfahrt. Kaum hatte er Europa verlassen, so fühlte er sich so unwohl, daß er wieder umkehren mußte. Der Papst, der den Kaiser gar zu gerne recht weit entfernt gesehen hätte, um ihm während seiner Abwesenheit einen Theil seiner Länder wegzunehmen, hielt diese Krankheit für erdichtet und gerieth in einen heiligen Zorn, in Folge dessen der Bannfluch über Friedrich ausgesprochen wurde. Als die Krankheit beseitiget war, schiffte sich Friedrich von neuem ein und kam glücklich nach Palästina. Daß er aber nicht vor seiner Abreise nach Rom gekommen, seine Knie in Demuth vor dem Papste gebeugt und reumüthig um Gnade und Aufhebung des Bannes gefleht, das rechnete ihm der Papst wieder als ein arges Verbrechen an. „Wie kann ein von der Kirche verstoßener Fürst sich mit dem Kreuze schmücken? Wie kann ein der Kirche Ungehorsamer mit Glück gegen die Ungläubigen kämpfen?" Dieser Frevelmuth mußte gestraft werden. Ein zweiter Bannstrahl traf ihn, und ein Theil von Apulien — Friedrichs Erbland in Italien — nahm der Papst an der Spitze der römischen Truppen. Indeß focht der Kaiser nicht ohne Glück gegen die Türken, schloß mit

dem Sultan von Egypten einen zehnjährigen Waffenstillstand, und setzte sich in der Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem selbst die Krone auf. Zum Schrecken seiner Feinde kehrte er dann schnell nach Europa zurück; der Papst wurde geschlagen und zum Frieden genöthiget; er mußte die geraubten Provinzen herausgeben, eine große Summe Geldes bezahlen und den Kaiser vom Banne lossprechen. — Leider hatte sich auch Friedrichs ältester Sohn, Heinrich, vom Papste so bethören lassen, daß er sich zum Oberherrn in Deutschland hatte aufwerfen wollen. Der zurückgekehrte Kaiser verbannte ihn in ein Schloß nach Apulien, wo er nach siebenjähriger Gefangenschaft starb. Als die Ruhe in Deutschland hergestellt war, zog der Kaiser mit einem großen Heere über die Alpen und demüthigte die stolzen lombardischen Städte, die sich nie ganz der deutschen Herrschaft fügen wollten. Der Papst, der es mit den aufrührerischen Städten hielt, that den Kaiser zum drittenmale in den Bann und sprach alle seine Unterthanen, deutsche wie italienische von der Pflicht des Gehorsams frei. Friedrich wollte sich die Absolution nicht wie Heinrich IV. im härenen Büßergewande holen, sondern mit den Waffen in der Hand, und drang mit seinem Heere rasch bis Rom vor. Da nahm der bedrängte Papst die Reliquien der heiligen Apostel Petrus und Paulus aus dem Grabe, zog damit in feierlicher Prozession durch die Straßen Roms, ermahnte, bat, flehte, den Papst und die Kirche nicht zu verlassen, und da er Viele aus dem Volke ihm geneigt fand, predigte er einen Kreuzzug gegen den Kaiser, worauf sich auch Tausende mit dem Kreuze zeichnen ließen. Darauf wurde von ihm eine allgemeine Kirchenversammlung nach Rom ausgeschrieben, um den Kaiser rechtsgültig und feierlich absetzen und eine neue Kaiserwahl vornehmen zu können. Das Heer Friedrichs und eine deutsche Flotte versperrten aber alle Zugänge nach Rom. Mitten in diesen Zerwürfnissen starb der Papst Gregor IX. vor Ingrimm und Verdruß, und sein Nachfolger Innocenz IV. floh, nachdem er erwählt war, nach Lyon, veranstaltete hier eine Kirchenversammlung und erklärte vor den versammelten Vätern, vor dem Kaiser von Constantinopel, vor den Gesandten von Frankreich, Spanien und England und vor vielen weltlichen und geistlichen Fürsten Deutschlands mit der größten Feierlichkeit Friedrich aller Würden und Kronen für verlustig.

Dies wirkte mächtig auf die Gemüther. In Deutschland wurde Heinrich Raspo, Landgraf in Thüringen, zum König gewählt; in Italien stritt Friedrich mit dem alten Heldenmuthe, aber nicht mit dem

alten Glück, und, unversöhnt mit dem Papste, den nahen Fall seines Hauses ahnend, doch ungebeugter Seele, starb der große Friedrich im 57. Jahre seines thatenvollen Lebens.

Die merkwürdigste Zeit des Mittelalters knüpft sich an den Namen Friedrich II. Die Hierarchie erreichte einen hohen Grad, die Ritterorden, die Bettlerorden und die Inquisition, diese mächtigen Säulen der päpstlichen Macht, entstanden, der freiere Bürgerstand bildete sich aus, der Gesang der Minne fand in Deutschland eine Heimath, und bei Fürsten und Königen Ehre und Uebung. Leider konnte das noch lichtscheue Europa den hellen Tag der Vernunft noch nicht ertragen, den Friedrich heraufzuführen sich bestrebte, und mußte noch mehr als ein Jahrhundert in der Nacht der Barbarei dahin leben, welche auch dem edlen Geschlecht der Hohenstaufen den blutigen Untergang brachte.

59.

Friedrich II. im Bann.

An dem Tage, wo in Trauer
Sich die Christenheit verhüllt,
Wo des Menschensohnes Sterben
Jede Brust mit Wehmuth füllt,

Wo der Knecht der Knechte Gottes
Spricht den Segen über Rom:
Strömet alles Volk zusammen
In St. Peters weiten Dom.

Von des heil'gen Vaters Munde
Wird der Gläub'ge benedeit,
Aber an den milden Segen
Sich des Fluches Schrecken reiht:

Alle Seelen, welche trotzig
Noch verschmähen ihren Gott,
Die noch jetzt den Menschgewordnen
Kreuzigen mit ihrem Spott;

Alle, die entflammt dem Volke,
Das an's Kreuz den Heiland schlug,
Alle Seelen, die umgarnt hält
Mahomet mit seinem Trug;

Alle, die der Kirche Einheit
Zu zertrennen sind bemüht,
Die die reine Lehre schänden
Mit böswilligem Gemüth;

Alles, was da nicht im Namen
Christi sich um's Heil bewirbt:
Gibt er Preis den ew'gen Flammen
Und dem Wurme, der nicht stirbt.

Sie zu hegen, ist verpönet,
Sie zu tödten, ist erlaubt;
Aller Zorn der Elemente
Wird beschworen auf ihr Haupt.

Wenn er Juden, Türken, Ketzer
So verdammt zur ew'gen Pein:
Stimmt das Volk mit lautem Amen
In die Maledeiung ein;

Doch als den gesalbten Kaiser
Den Verfluchten er gesellt —
Das erhabenste der Häupter,
Ihn, den höchsten Herrn der Welt, —

Da durchrieselt alle Herzen
Ein geheimer Schauer tief,
Und die Zunge stockt im Munde,
Daß nicht Einer Amen rief.

Aber hundert Boten satteln
Ihre Rosse unverweilt,
Und im Flug die arge Kunde
Durch Europa's Länder eilt.

Da erbleichte manche Wange,
Die zuvor war frisch und roth;
Mancher sang das Lied des Papstes,
Der gegessen Friedrichs Brod!

Da zersprang das Band der Treue,
Wie ein morscher Faden bricht,
Weil das Wort des heil'gen Vaters
Auslöscht des Gehorsams Pflicht.

G. Pfizer.

60.

Die heilige Elisabeth.

König Andreas von Ungarn hatte ein Töchterchen, Namens Elisabeth, das schon in der Wiege mit dem erst achtjährigen Ludwig, Sohn des Landgrafen Hermann von Thüringen, verlobt wurde. In ihrem vierten Jahre wurde sie von ihren Eltern getrennt und nach der Wartburg, der Residenz ihres künftigen Schwiegervaters, gebracht, wo sie erzogen werden sollte. Damals glaubte man, die wahre Frömmigkeit zeige sich in Abtödtung aller sinnlichen Neigungen, in Entsagung aller irdischen Freuden, in freiwillig übernommenen Entbehrungen, Martern und Qualen, und in diesem Sinn wurde auch Elisabeth erzogen. Sie kleidete sich, selbst an Festtagen, höchst einfach, betete Abends so lange, bis sie in Schlummer sank, stand in der Nacht auf und kniete nieder, um zu beten; sie schränkte sich nur auf wenige Speisen ein, sie geißelte sich mit eigener Hand, bis der Rücken zerfleischt war, oder es mußte dies ihr Beichtvater, Konrad von Marburg, thun, ein fanatischer Priester, der sie in ihren freiwilligen Selbstpeinigungen bestärkte. Wenn sie zur Kirche kam, nahm sie ihre Krone sogleich vom

Haupte; denn sie sagte: „Das sei ferne, daß ich, sterblicher Mensch, in Gegenwart meines Königs und Heilandes, der eine Dornenkrone trug, eine goldne Krone tragen sollte,“ und einmal, als sie beim Eintritt in die Kirche Jesus am Kreuze erblickte, sank sie vor Beschämung, daß sie im Angesichte des schmucklosen und unbekleideten Heilandes noch mit so prächtigen Kleidern angethan sei, in Ohnmacht und hüllte sich von dieser Zeit an nur in härene Bußgewänder. Mehr aber, als diese unnützen Selbstpeinigungen machte ihr die Menschenfreundlichkeit und Mildthätigkeit Ehre, mit welcher sie Arme und Kranke behandelte. Nicht nur, daß sie dieselben mit Speise und Kleidern versah, sie leistete den Kranken auch persönliche Hülfe, besuchte sie in ihren schmutzigen Hütten, pflegte sie und verrichtete bei ihnen die niedrigsten Dienste. Als ihr Gemahl, Landgraf Ludwig, ferne von der Heimath, auf einem Kreuzzuge, den er mit Kaiser Friedrich II. unternommen hatte, gestorben war, wurde sie von dem herzlosen Bruder ihres Mannes, Heinrich Raspo, von der Wartburg vertrieben. Ihr kleines zweijähriges Mädchen auf dem einen Arme, an der andern Hand ihr dreijähriges Töchterchen, zog sie von der Wartburg herab und suchte als Bettlerin ihren kümmerlichen Unterhalt; denn die undankbaren Menschen hatten ihre unzähligen Wohlthaten vergessen, sie wandten sich von ihr und stießen sie von ihren Hütten fort. Endlich wurde das Herz des Heinrich Raspo erweicht, er nahm sie wieder in seine Burg auf und wies ihr später das Schloß zu Marburg als ihre Wohnung an. Sie setzte hier ein Leben, das der Entsagung und der Wohlthätigkeit gewidmet war, nach gewohnter Weise fort und nährte sich von Wollenspinnen. Ihr Vater, König Andreas von Ungarn, vernahm von ihrer Noth und schickte Gesandte ab, die sie an den Hof des Vaters zurückbringen sollten; allein sie verweigerte standhaft ihre Rückkehr und lebte in Niedrigkeit und Armuth zu Marburg bis an ihren Tod, der schon im 24. Jahre ihres Lebens erfolgte. Sie wurde später vom Papste für heilig erklärt, ihre Leiche aus dem Grabe gehoben und von Kaiser Friedrich II., der eben zu Marburg anwesend war, als Heilige gekrönt.

Es werden gar viele Wunder erzählt, die sie verrichtet haben soll. Blinde, Taube und Lahme wurden oft durch ihre Berührung geheilt; zuweilen betete sie unter freiem Himmel bei dem heftigsten Regen, ohne daß ihre Kleider nur im Geringsten naß wurden; die Speisen vermehrten sich unter ihren Händen; Kleidungsstücke von ihr mach-

ten stich- und kugelfest; ihr Kleiderschrank wurde nie leer, obgleich sie immer mit vollen Händen die Armen davon versorgte.

Eine der schönsten Sagen von ihr enthält das nachfolgende Gedicht.

61.

Elisabeths Rosen.

Kennt ihr das herrliche Weib, vom Schwarm
Der Bettler umringt, mit dem Körbchen am Arm?
Elisabeth ist es; von Wartburgs Höh'n
Kommt sie, den Dürftigen beizusteh'n.

Die Edelknaben und Höflinge sah'n
Die Spende mit schelen Augen an,
Und das landgräfliche Küchenamt
War im Geheim darüber entflammt.

Man raunt' es hämisch dem Fürsten in's Ohr,
Und stellte die Sache so wichtig vor,
Und so gehässig, als ob dabei
Das Beßte des Landes gefährdet sei.

Und Ludwig verbeut mit hartem Sinn
Solch Mitleid der sanften Helferin,
Und ruft im Zorn: „Es ziemt sich nicht,
Daß eine Fürstin mit Bettlern spricht!"

Sie unterwirft sich dem strengen Gemahl
So lange, bis laut die Bettler im Thal
Zum Felsen herauf um Hülfe schrei'n;
Da kann sie nicht länger gehorsam sein.

Sie winket verstohlen den Kammerfrau'n,
Nach einigen Schüsseln sich umzuschau'n,
Füllt schnell ihr Körbchen von festlichem Schmaus,
Und stiehlt sich leise zum Pförtchen hinaus.

Das wird von jener genäschigen Schaar
Der Edelknaben einer gewahr,
Läuft schadenfroh zum Gebieter hin
Und verräth die fürstliche Geberin.

Wie Ludwig nun auf die Brücke trat,
Den Hut verschob, sich räuspert' und that,
Als schau' er behaglich das Thal entlang,
Da wurde der armen Elisabeth bang.

Sie hört des Gemahles klirrenden Sporn,
Sein Auge flammet vom wilden Zorn,
Sie weiß vor Angst nicht, wie ihr gescheh'n,
Und bebt und vermag nicht weiter zu geh'n.

Und wie sie unter die Schürze gewandt
Das Körbchen verbirgt mit zitternder Hand,
Hat sie der Landgraf eben entdeckt,
Und ruft voll Wuth: „Was hast du versteckt?

„Bekenne mir, Weib, gewiß ist es Brod
Für Bettler, die ich zu füttern verbot!"
Sie senkte das Antlitz erröthend und sprach:
„„'s sind Rosen, die ich im Burgzwinger brach!""

„Laß seh'n!" versetzte der Eh'herr, und keck
Reißt er vom Körbchen die Schürze weg,
Indeß ihren Heil'gen im stillen Gebet
Die Fürstin beklommen um Hülfe fleht.

Und seht! O Wunder! es blüht ein Strauß
Von rothen und weißen Rosen heraus.
Der Landgraf staunet, verletzt vom Dorn,
Und Milde verjagt den gebietrischen Zorn.

Er steckt ein Röschen auf seinen Hut
Und ruft: „O Liesbeth, bleib' mir gut!
Du bist so unschuldig, edel und rein;
Kein Engel des Himmels kann frömmer sein."

D'rauf entläßt er den Engel mit Innigkeit,
Und gibt den Höflingen diesen Bescheid:
„Wer je meine Liesbeth wieder verklagt,
Der büß' es im Kerker, wo nimmer es tagt!"

Elisabeth aber, nun wieder fern
Vom Falkenblicke des Eheherrn,
Begibt sich freudig den Felsenhang
Hinunter und folgt ihrem Herzensdrang.

Und als die Milde, die Gott vertraut,
Mit frommem Aug' in ihr Körbchen schaut,
Da ist es, vom Dufte der Rosen umhüllt,
Bis zum Rande mit köstlichen Speisen gefüllt.

W. Gerhard.

62.

Conradin.

Konrad IV., der letzte Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen, hinterließ nach seinem Tode ein Söhnchen von zwei Jahren, den kleinen Konrad, von den Italienern Conradino genannt. Die Päpste glaubten nun die Zeit gekommen, wo sie dem verhaßten hohenstaufischen Hause, von dem sie so viel Schmerzliches und Entehrendes erfahren mußten, ein schmähliches Ende bereiten könnten, und suchten vor allem dem jungen Conradin seine italienischen Besitzungen, Neapel und Sicilien, zu rauben. Karl von Anjou, ein Bruder des französischen Königs Ludwig des Heiligen, war gewissenlos genug, sich mit einem Heere dieses schönen Landes zu bemächtigen und mit Hülfe des Papstes, dem er jährlich 8000 Unzen Goldes versprach, sich festzusetzen und als König ausrufen zu lassen. Dieser Karl von Anjou war zwar ein thätiger und tapferer Mann, aber er war auch stolz und grausam; er sprach wenig, lächelte nie, war stets finster und kalt und strafte mit grausamer Strenge. Sein Aeußeres schon kündigte den Tyrannen an: seine olivenfarbe Haut, seine finstere Stirne, sein

wilder Blick, sein stolzer Gang. Er wurde von den Neapolitanern gefürchtet und gehaßt, und nichts schien leichter, als bei passender Gelegenheit diesen anmaßenden Franzosen mit Hülfe seines eigenen Volkes über die Gränzen Italiens zurückzujagen. Dies wurde auch dem heranwachsenden Conradin von seinen Freunden, Deutschen wie Italienern, täglich in den lockendsten Bildern vorgestellt, so daß er, als er 16 Jahre alt war, nicht widerstehen konnte, mit gewaffneter Hand seine Ansprüche an Neapel zu erneuern, und sein väterliches Erbe zu erkämpfen. In Deutschland war allen Fürsten bei Strafe des Bannes vom Papste verboten worden, einen Hohenstaufen zum Kaiser zu wählen; die meisten seiner Erbgüter waren in fremden Händen; hier in seiner Heimath mußte er sich immer zurückgesetzt fühlen, nur aus Italien winkte ihm noch ein Hoffnungsstrahl, und er war entschlossen, Alles zu wagen, um Alles zu gewinnen. Seine zärtlich besorgte Mutter suchte ihn zwar von der gefährlichen Unternehmung zurückzuhalten; aber nichts vermochten ihre Bitten, nichts ihre Thränen; von ihren heißen Segenswünschen begleitet, voll der süßesten Hoffnung, zog er mit seinem Herzensfreunde, Friedrich von Baden, und mit einem kleinen Heere, das er geworben hatte, über die Alpen. Der Papst floh, als Conradin sich den Mauern Roms näherte, und das Volk empfing den jugendlichen Helden mit Entzücken. So zog er der neapolitanischen Gränze zu, und als er die letzte Höhe erreicht hatte, von der man das gesegnete Land überblicken konnte, da schwamm sein freudetrunkenes Auge in Thränen ob dieses herrlichen Anblickes, und höher hob sich sein Herz vor Verlangen, dieses Land wieder sein nennen zu können, das ihm ein frecher Räuber vorenthielt. Karl von Anjou ließ nicht lange auf sich warten; es kam den 23. August 1268 zu einer Schlacht, in der Conradin siegte. Aber in dem gränzenlosen Siegestaumel hatten die Deutschen vergessen, mit wem sie es hier zu thun hatten; aus einer Bergschlucht kamen die lauernden und tückischen Franzosen hervor, stürzten sich auf die unvorbereiteten Deutschen, zwangen sie zur Flucht und entschieden so die heiße Schlacht zu ihren Gunsten. Conradin und sein Freund Friedrich von Baden irrten mehrere Tage verkleidet umher, und suchten vergebens einen Ort der Sicherheit zu erreichen oder auf dem Meere nach Sicilien zu entfliehen; sie wurden erkannt, gefangen, ihrem Todfeinde Karl von Anjou ausgeliefert und vor ein Kriegsgericht gestellt. Nur ein ungerechter und nichtswürdiger Richter verdammte sie zum Tode, und der grausame Karl stimmte diesem mit teuflischem Hohnlachen bei und verurtheilte

den Prinzen, wie seinen Freund Friedrich, zum Tode durch das Schwert. Auf öffentlichem Marktplatze zu Neapel, der Hauptstadt des rechtmäßigen Erbes unseres unglücklichen Conradins, erhob sich schnell ein Blutgerüst, und Karl selbst wohnte der Hinrichtung bei. Als die beiden Prinzen auf der Richtstätte ankamen, und jener ungerechte Richter das Urtheil vorlas, murrte das Volk laut, und ein Graf von Flandern, Karls eigener Schwiegersohn, konnte sich nicht enthalten, mit Worten der Entrüstung dem Richter zu entgegnen, ja selbst mit seinem Schwerte auf ihn einzudringen und zu verwunden, so daß er für todt vom Platze getragen werden mußte. Allein das Volk sah die finstere Stirne seines Tyrannen und bebte, keine Hand erhob sich zur Rettung des Prinzen; er mußte fallen der Rache seines grausamen Feindes.

Jetzt drückte Conradin seinen Freund Friedrich an's Herz, legte dann sein Oberkleid ab, hob die Hände zum Himmel empor und rief: „Jesus Christus! kann dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen, so empfehle ich meinen Geist in deine Hände!“ Mit Entsetzen sah er das Haupt seines Freundes Friedrich zuerst fallen; er hob es auf, bedeckte es mit seinen Küssen und benetzte es mit seinen Thränen. Dann rief er noch im größten Seelenschmerze: „Mutter! Mutter! welche schreckliche Nachricht wirst du von mir hören!“ legte sein Haupt auf den blutigen Block, und ein edles deutsches Herz hatte ausgerungen. Mit ihm erlosch das edle Haus der Hohenstaufen, das 116 Jahre lang über Deutschland geherrscht hatte.

63.

Barbarossa's erstes Erwachen.

Es lag die goldne Aue
Im blut'gen Frührothschein,
Als wär' mit blut'gem Thaue
Besprengt der gelbe Rain.
Ernst blickte der Kyffhäuser
Durch Nebel auf die Flur,
Als der gebannte Kaiser
Auf aus dem Schlummer fuhr.

Er schaute zornesmuthig
Die Schaar der Diener an.
„Im tiefen Schlummer ruht ich.
Wer hat mir das gethan?
Wer, trotzend meinem Grimme,
Riß jach mich in die Höh'
Und rief mit dumpfer Stimme:
Weh! Hohenstaufe, Weh!

Wer hat mit Schwertgeklimper
Gerasselt hier zur Stund?
Wer hielt mir vor die Wimper
Die Leinwand farbenbunt?
Wer hat mir Truggestalten
Gezeigt im wirren Traum?
Blutrothe Tücher wallten
Auf eines Marktes Raum.

Hoch saß ein Mann zu Throne,
Deß Auge blickte List,
Und sah mit finsterm Hohne
Herab auf ein Gerüst;
Das ragte, schwarz behangen,
Aus Lanzen und Volkeshauf;
Zwei Knaben, bleich von Wangen,
Die standen obenauf.

Und zu der Knaben Seite
Auf des Gerüstes Höh'n
Sah ich ein graus Geleite,
Den Henker, wartend stehn;
Er stand in rother Mütze,
Im scharlachrothen Rock;
Sein Schwert war seine Stütze;
Vor ihm der Todesblock.

Da schmetterten die Zinken
Mit gellen Tönen: Mord!
Seht ihr des Königs Winken,
Hört ihr sein herrschend Wort?
Schnell wirft der eine Ritter
Den Handschuh unter's Volk;
Das murrt, wie, vom Gewitter
Erregt, ein Meeresfolk.

Er legt das Haupt, das bleiche,
Fest auf den Eichenstumpf;
Das Schwert, mit Einem Streiche
Trennt es vom schlanken Rumpf.
Weit spritzt des Blutes Quelle;
Der König sieht's und winkt,
Und lächelt, als zur Stelle
Das Haupt des Zweiten sinkt.

Auf meine Wappenschilder,
Die geborst'nen, rollt ihr Haupt.
Wer wies mir solche Bilder?
Wem hab' ich das erlaubt?
Wer, trotzend meinem Grimme,
Riß jach mich in die Höh'
Und rief mit dumpfer Stimme:
Weh, Hohenstaufe, Weh!"

Die Zwerge steh'n und zagen,
Und neigen das Gesicht:
„Wer wollte solches wagen?
Wir, Herre, sicher nicht!"
Zur selben Zeit sah Neapel
Den jungen Conradin
Auf blutbespritztem Stapel
Mit Schwabens Friedrich knien.

Da fuhr der bärt'ge Kaiser
Zuerst empor vom Pfühl,
Sah träumend im Kyffhäuser
Des eignen Stammes Ziel.
Er schilt und starrt verwundert,
Und sitzt dann wieder stumm; —
Beinah' war ein Jahrhundert
Vom langen Schlaf herum.

Freiligrath.

64.

Das Faustrecht.

Der Ritterstand war der herrschende. Dem Ritter gebührte das Beste, das die Länder trugen, und in seinen Schlössern mußten Pracht, Reichthum und heiterer Lebensgenuß zu finden sein. Er war Kaiser im Kleinen, und seine Ungebundenheit und Unbeschränktheit führte ihn oft zu blutigen Fehden mit seinen Nachbarn, und oft unter schwachen Kaisern wurde seine Freiheit zu wahrer Zügellosigkeit. Er ängstigte manches wehrlose Kloster und überfiel manchen fahrenden Kaufmann auf dem Wege. Endlich lebten viele Burgbesitzer und Ritter ganz von diesem Gewerbe, welches zur wahren Straßenräuberei ausartete, und sie hießen daher Raubritter. Da hörten die Burgen auf, die Schulen feiner Sitten, der Sitz jeder Heldentugend zu sein; nur eine Tugend war den Rittern geblieben, der Muth, welcher jeder Gefahr trotzt; aber leider wurde er zur rohen Gewalt, die mit übermüthigem Trotze den Nachbar oder Pilger raubgierig oder blutdürstig überfiel und bald jede Sicherheit aufhob und eine dauernde Ruhe unmöglich machte. Die Kaiser waren zu schwach, diesem Unwesen zu steuern, die Schuldigen vor Gericht zu ziehen und zu strafen, und so griff Jeder zur Selbsthülfe; das Faustrecht, wodurch das Ritterwesen eigentlich hervorgerufen wurde, ward allgemein. Der Mächtigere überfiel den Schwächern, steckte seine Höfe und Scheunen in Brand, verheerte seine Ernte, hieb die Fruchtbäume um und verwüstete zuweilen Alles mit Feuer und Schwert. Oft lauerten Ritter auf ihren Burgen der Vorüberziehenden, nahmen sie gefangen und ließen sie nicht eher los, als bis das verlangte Lösegeld für dieselben bezahlt wurde. Das Faustrecht griff schon unter den letzten Carolingern um sich, und die sächsischen Kaiser konnten es nicht unterdrücken; am furchtbarsten trat es unter der unruhigen Regierung Heinrich IV. und Heinrich V. auf; Rudolph von Habsburg wirkte kräftig dagegen, und Maximilian I. glückte es, dieses Unwesen durch den allgemeinen Landfrieden zu beseitigen.

Einer der kühnsten Raubritter aus dem 14. Jahrhunderte war Eppelein von Gailingen, der seinen Sitz zu Trameysel bei Muggendorf hatte. Er hatte es besonders mit den Nürnbergern zu thun,

nahm ihre Bürger gefangen, raubte ihre Handelsgüter von den Straßen und sengte und brennte in der Umgegend. Einmal soll er bei helllichtem Tage aus einem Hause mitten in der Stadt einen silbernen Vogelbauer mit vielen Kleinodien, goldnen Ketten, Armbändern und einem Diamant von hohem Werthe genommen und auf seinem schnellen Rosse glücklich entkommen sein.

65.

Eppelein von Gailingen.

Zu Nürnberg auf der Feste
Sitzt Ritter Eppelein,
Zu Nürnberg auf der Feste,
Da schlossen sie ihn ein.
Die Kaufherrn und die Schreiber,
Die haben zuerkannt
Dem allzukühnen Räuber
Den Tod durch Henkershand.

Wie er dies Wort vernommen,
Da seufzt er tief und lang.
„Ich möcht', sprach er beklommen,
Vor meinem letzten Gang,
Eh' meine Augen sinken,
Eh' mich umschließt die Gruft,
Ach, nur noch einmal trinken
Die freie Gottesluft!"

Und seine letzte Bitte,
Die find't ein willig Ohr;
Er tritt mit freud'gem Schritte
Zum Schloßhof schnell hervor:
„O Licht! o Luft! o Leben!'
Es schweift in's weite Feld
Sein trunk'ner Blick mit Beben:
„Ade, du schöne Welt!"

Doch sollt' ich dich verlassen,
Als wie ein feiger Knecht?
Von Henkershand erblassen
Mein ritterlich Geschlecht?
Nein, warmes, sonn'ges Leben,
Die Luft stählt mir den Muth,
Ich will dich noch erstreben,
Du, du mein höchstes Gut!

Ach nur noch einmal, einmal —
So bittet er sie sehr —
„Nur einmal noch, nur einmal
Bringt mir den Rappen her!
Bringt her mir den Getreuen,
Zieht mir die Sporen an,
Zu tummeln ihn im Freien,
Wie ich vordem gethan!

Zur Seit' die festen Mauern,
Dahint die Eisenthür,
Laßt mich nicht lange trauern,
Bringt mir das Roß herfür!
Vor uns den breiten Graben,
Wohl dreißig Klafter tief,
Laßt mich noch einmal traben!"
Der Ritter flehend rief.

Sie gehen nach dem Rosse,
Sie bringen es herfür.
„Ha, wack'rer Kampfgenosse,
Ha, treues, edles Thier!"
Er streichelt ihm die Mähne
Nach guter alter Art,
Und eine Hoffnungsthräne
Rinnt nieder in den Bart.

Er führt es um im Kreise,
Zu zeigen das Revier;
Dann spricht er zu ihm leise:
„Es gilt, mein treues Thier!"
Zu seinem letzten Ritte
Schwingt er sich auf in Hast;
Das Roß mit stolzem Schritte
Freut sich der edlen Last.

Es mißt des Schloßhofs Weite
Mit hoher Majestät,
Als wie der Held im Streite,
Der hin zum Siege geht;
Bald mächtig es sich bäumet,
Bald wiehert's freudig auf;
In das Gebiß es schäumet
Im flügelschnellen Lauf.

Es stäubt rings um die Erde;
Er drückt die Sporen ein,
Daß niederträuft vom Pferde
Das Blut auf das Gestein;
So sprengt er vor zum Graben:
„Und soll's gestorben sein,
Nicht soll der Henker haben
Des freien Manns Gebein!"

Es drückt die mächt'gen Hufen
Das Roß der Mauer ein,
Hört nicht der Schreiber Rufen,
Und nicht der Kaufherrn Schrei'n;
Gleich einem Aar in Lüften,
Im allgewalt'gen Flug
Hin zu den freien Triften
Das Roß den Reiter trug.

Sie steh'n mit off'nem Munde,
Seh'n sich einander an,
Die Kaufherrn in der Runde,
Die Schreiber nebendran.
Der Ritter ruft den Feinen
Zum Schloßhof noch empor:
„Die Nürnberger hängen Keinen,
Sie hätten ihn denn vor!"

Siehst du die Rosseshufen
Zu Nürnberg im Gestein,
Laß sie den Muth dir rufen
In's schwache Herz hinein!
Wird dir das Auge trüber,
Wenn jede Hoffnung schwand,
Hinüber! nur hinüber!
Dort winkt der Freiheit Land!

66.

Das Vehmgericht.

Das Mittelalter störte mit seinem Faustrechte alle herkömmliche Gerichtsbarkeit; selbst der Arm des Kaisers war oft zu kurz, den Gerichten Ansehen und Gehorsam zu verschaffen. Da schauten sich die Ruhigen und Wohlmeinenden nach einer richterlichen Gewalt um, die den Missethäter erreiche, wenn auch Burg und Mannen ihn schützten; und so entstanden die Vehm- oder Freigerichte. Der oberste Stuhl war zu Dortmund in Westphalen, daher heißen sie auch westphälische Gerichte. Die Mitglieder dieses geheimen Bundes wurden Freischöffen genannt, die sich durch einen Eid verpflichteten, nach beßtem Wissen und Gewissen über Freiheit und Leben der Missethäter Recht zu sprechen, und die sich an geheimnißvollen Zeichen erkannten. Die Sitzungen fanden meistens auf Anhöhen, im Schatten hoher Linden statt. Außer den Mitgliedern des Bundes durfte Niemand der Stätte nahen, wenn er nicht sogleich an dem nächsten Baume aufgehängt werden wollte. Der Vorsitzende, Freigraf, bestieg den Stuhl; vor ihm lagen, als Zeichen der Gewalt über Leben und Tod, ein Schwert und ein Strick. Dreimal wurde Stille geboten, und lautlos saß die Versammlung und erwartete den Vorgeladenen, der unbewaffnet in ihre Mitte geführt wurde und aus dem Munde des Freigrafen die gegen ihn erhobene Anklage vernahm. War er selbst ein Freischöffe, so genügte zum Beweise seiner Unschuld ein Reinigungseid, den er auf den Kreuzgriff eines Schwertes schwören mußte; gehörte der Angeklagte nicht zu den Freischöffen, so mußte er Zeugen zur Stelle schaffen, ehe er sich freischwören durfte. Konnte er seine Unschuld nicht beweisen, so sprachen die Schöffen das Urtheil, und war es die Todesstrafe, so wurde sie auf der Stelle an ihm vollzogen. Erschien der Angeklagte auf dreimalige Ladung nicht, so wurde die Vehme über ihn ausgesprochen, d. h. die Acht des Freigerichts. In einer ihrer Versammlungen sprach der Freigraf: „Da der Angeklagte in seiner Bosheit so verhärtet ist, daß er das höchste Gericht des heiligen Reiches verachtet, so vervehme ich ihn von königlicher Macht und Gewalt wegen, und setze ihn aus dem Frieden und Recht in den höchsten Unfrieden; ich

weise ihn fortan aus den vier Elementen, und erkläre ihn für ehrlos, sicherlos, friedelos, für vehmpflichtig. Er sei unwürdig jedes Geleites, jedes Schutzes, jeder Freiheit; sein Fleisch und Blut sei vermaledeiet, auf daß es nimmer zur Erde bestattet werde, die Krähen und Raben müssen ihn verzehren, der Wind ihn verwehen; sein Hals gehört dem Strick, sein Leichnam den Vögeln des Himmels, die Seele aber unserm lieben Herrgott, wenn sie derselbe zu sich nehmen will." Die Schöffen erhoben sich und sprachen dreimal ihr Schuldig aus. Dann fuhr der Meister vom Stuhle also fort: „Ich gebiete allen Königen, Fürsten, Rittern, Knappen und freien Schöffen wie allen denjenigen, die dem heiligen Reiche zugehören, daß sie dazu helfen mit voller Macht, daß dieses vervehmten Mannes Leib gerichtet werde, und sie den Vollzug des Urtheils nicht lassen um Lieb, noch um Leid, um Freund, noch um Verwandte, noch um keines Dinges in all dieser Welt!" Somit war der Vervehmte dem gewissen Tode geweiht. Ein furchtbarer Eid verpflichtete die Theilnehmer des Gerichts, das Urtheil gegen Jedermann geheim zu halten; ja war auch der Vervehmte Vater oder Bruder, er durfte nicht gewarnt werden. Wo er gefunden wurde, ob im Hause oder im Freien, wenn die Diener des heimlichen Gerichts seiner habhaft werden konnten, wurde er am nächsten Baume oder Pfosten aufgehängt. Zum Zeichen, daß er durch die heilige Vehm gerichtet worden war, steckten sie ein Messer neben den Hingerichteten. Die Ladung vor das Freigericht geschah gewöhnlich durch zwei Schöffen. Bei der Nacht schlugen sie den Ladebrief des Freigrafen an das Burgthor an, und wenn er zur bestimmten Stunde an dem bestimmten Platze erschien, so wurde er mit verbundenen Augen bis zu dem Versammlungsorte des Gerichtes geführt, von da er nie wiederkehrte, wenn er schuldig befunden wurde. Der Fürst oder der Ritter, welcher hinter den festen Mauern seiner Burg selbst der Gewalt des Kaisers trotzte, erbebte, wenn der Ruf der Schöffen des heimlichen Gerichts durch die Stille der Nacht an seinem Burgthore erklang. Tausende von Fürsten, Rittern und freien Bürgern durch ganz Deutschland gehörten zu diesem furchtbaren Bunde, welcher den Verbrecher, wenn auch nach Jahren, doch sicher in dem verborgensten Schlupfwinkel ereilte.

Diese Gerichte hatten viel mit der Inquisition gemein, das Geheimnißvolle der Ladung, des Urtheils und der Strafe; mancher Unschuldige verblutete unter ihren Händen, und gut denkende Kaiser wa-

ren oft bemüht, sie auszurotten. Sie erhielten sich bis zur Regierung Maximilian I., der überhaupt dem Gesetze wieder Geltung und Ansehen zu verschaffen wußte.

67.

Die Minnesänger und die Meistersänger.

Das Kaisergeschlecht der Hohenstaufen weckte und nährte Liebe und Lust zum Gesange, wie nie ein Fürstenhaus. An den Höfen der schwäbischen Kaiser fand jeder Sänger herzliche Aufnahme; da erklangen die Wettgesänge, da wurden die Thaten und Abenteuer alter deutscher Helden im Liede erhoben, da sang man den Frauen begeisterte Loblieder, ja aus den Reihen der Fürsten selbst trat mancher auf, der sich durch seine Lieder kaum weniger Ruhm erwarb, als durch seine Thaten im Schlachtgetümmel. Man nennt diese Dichter Minnesänger, weil ein Hauptgegenstand ihrer Lieder die Minne, d. h. die Liebe war.

Landgraf Hermann in Thüringen, ein großer Freund des Gesangs, lud im Jahre 1207 Heinrich von Ofterdingen, Wolfram von Eschenbach und andere Minnesänger auf seine Wartburg ein zu einem Wettstreite, der in dem großen Rittersaale daselbst ausgefochten wurde. Dieser Wartburgkrieg, wie man den Sängerwettstreit nennt, hätte beinahe dem kühnen Ofterdinger das Leben gekostet; denn er vermaß sich, seinen Herrn und Herzog Leopold von Oestreich in seinen Versen bis zum Himmel zu erheben, während Wolfram von Eschenbach und die Andern ihren Landgrafen vou Thüringen priesen. Nichts geringeres als das Leben sollte der Preis sein; wer verlöre, dem sollte der Scharfrichter von Eisenach den Kopf abschlagen. Der edle Ofterdinger mußte sich nach langem Kampfe für überwunden erklären, und in seiner Todesangst stürzte er sich zu den Füßen der Landgräfin, die ihn mit ihrem Mantel bedeckte und nicht zugab, daß ihm ein Leid geschehe. Nach Jahr und Tag mußte er wieder auf der Wartburg erscheinen und den ungarischen Sänger Klingsohr mitbringen, von dem die Sage wunderliche Dinge erzählt, und der endlich dem Landgrafen prophe-

zeite, daß dem ungarischen König Andreas eine Tochter geboren worden sei, die einst Hermanns Sohn heirathen und über Thüringen herrschen würde. Diese Prophezeihung ging auch wirklich in Erfüllung; es war dieses Königskind die heilige Elisabeth, die schon mit vier Jahren nach der Wartburg gebracht und später die Gemahlin des Landgrafen Ludwig wurde.

Die rauhe Zeit des Faustrechts zerstörte die Blüthen der edlen Dichtkunst; unwillig wandte die Muse ihr Gesicht ab von einer so barbarischen Zeit, und erst im 15—16. Jahrhundert kehrte die entflohene wieder zurück.

D'rauf bildete zu Nürnberg der Verein
Der Meistersänger sich, und der beschloß,
Die flücht'ge Göttin mit Gewalt zu zwingen,
Den Fuß zurückzusetzen in das Land;
Sangschulen wurden überall errichtet,
Man schrieb Gesetze für das Dichten vor,
Man glättete mit Sorgsamkeit den Reim,
Trieb zunftgemäß die schöne Kunst, und nannte
Was mühevoll gereimt war, ein Gedicht.
Allein die Muse, die freiwillig nur
Ihr Füllhorn über den Beglückten leert,
Verspottete der eitlen Thoren Qual,
Und kein Erfolg belohnte ihr Bemüh'n.
Da trat ein Mann in ihrer Mitte auf,
Der hieß Hans Sachs, ein Schuster des Gewerbs,
Zu diesem ließ die Göttin sich herab,
Und sucht ihn in der stillen Werkstatt auf
Und weihte ihn zu ihrem Liebling ein;
Und von der Weihe Zauberkraft erfüllt,
Sang er die Weisen, die sie ihn gelehrt;
Und einfach, still, bescheiden, fromm und treu
Weiht er sein ganzes Leben ihrem Dienst,
Mit regem Fleiß und freud'ger Sorgsamkeit
Ausübend auch dabei des Bürgers Pflicht.

Verdient Einer den Namen eines Volksdichters, so ist es Hans Sachs. Nach seiner eigenen Angabe hat er in seinen Musestunden mehr als 6000 Gedichte gefertiget, von denen er die beßten in 6 Folianten zum Drucke befördert hat. Meist sind sie launigen Inhalts, oft schelmisch und schalkhaft; er geißelt oft schlicht und derb, dabei

aber wohlmeinend und sinnreich die Gebrechen der Zeit. Die Reformation fand an ihm einen eifrigen Anhänger, und Luther wurde von ihm in manchem Gedichte gepriesen, namentlich in dem 1523 erschienenen Lied: „Die Wittenbergisch Nachtigall, die man höret überall.“ Von ihm sind auch so manche Kirchenlieder, z. B.: „Warum betrübst du dich, mein Herz, und quälest dich mit bangem Schmerz blos um ein zeitlich Gut? Vertraue dem nur, der die Welt erschaffen hat und noch erhält.“ Das alte Haus in dem engen Gäßchen zu Nürnberg, das der bescheidene Mann bewohnte, hat selbst ein Kaiser nicht verschmäht zu besuchen, um sein Talent zu ermuntern und zu belohnen. Kaiser Maximilian, der Freund und Beschützer jeder Kunst, hat wohl mit sicherem Auge erkannt, daß bei Hans Sachs „in einfach reiner menschlicher Natur sich wunderbar das Göttliche verklärte.“

Einer der vorzüglichsten Meistersänger nebst Hans Sachs war Heinrich Frauenlob, gebürtig von Meißen, ein ernster, gedankenvoller, träumerischer Sänger von der Frauen Tugenden und ihrer Würde, namentlich aber von dem Vorbilde aller Frauen, der heiligen Maria, welcher er seine schönsten Lieder weihte. Damals zeichnete sich aber auch das weibliche Geschlecht durch Züchtigkeit, häuslichen Sinn, gute Kinderzucht, Gattenliebe und Treue auf das schönste aus, und Frauenlob fand in seiner zweiten Vaterstadt Mainz die herrlichsten Vorbilder zu seinen Liedern. Er stand aber auch bei den Mainzerinnen hoch angeschrieben, und als er starb, trugen sie seine Leiche auf ihren Schultern zu Grabe, weinten und klagten, benetzten seine Grabstätte mit Wein und zierten sie lange mit Blumen.

68.

Heinrich Frauenlob.

In Mainz ist's öd' und stille, die Straßen wüst und leer,
Nur Schmerzgestalten ziehen im Trauerkleid umher,
Nur Glockentöne schwirren gar bange durch die Luft,
Nur Eine Straße füllt sich, und die führt in die Gruft.

Und wie der Ruf vom Thurme verklingt in leisem Flug,
Da naht dem heil'gen Dome ein stiller, ernster Zug,
Viel Männer, Greis' und Kinder, der Frauen holde Zahl,
Jedwed' im Auge Thränen, im Busen herbe Qual.

Sechs Jungfrau'n in der Mitte, die tragen Sarg und Bahr'
Und nah'n mit dumpfem Liede dem reichen Hochaltar,
Der gibt statt Heil'genbilder der Menschheit Wappen kund:
Ein weißes Kreuz ganz einfach auf rabenschwarzem Grund.

Auf schwarzem Sargtuch ruhet ein frisches Lorbeerreis,
Die grüne Sängerkrone, der hohen Lieder Preis,
Und eine goldne Harfe, die lispelt leis und lind,
Die Saiten beben trauernd, durchweht vom Abendwind.

Wer ruht wohl in dem Sarge, von Todeshand erfaßt?
Starb euch ein lieber König, daß Alt und Jung erblaßt?
Ein König wohl der Lieder, der Frauenlob genannt,
Ihn ehret noch im Grabe das deutsche Vaterland.

Der schönsten Himmelsblume, die mild auf Erden blüht,
Dem holden Preis der Frauen klang einst sein heilig Lied.
D'rum, ist auch welk die Hülle und alt der Sängersmann,
Sie lohnen doch, was Liebes der Lebende gethan.

Und selbst das hohle Auge der schwarzen Mitternacht
Sieht weinend manches Mädchen, das noch am Sarge wacht;
Sei klanglos auch die Harfe, vom Trauerflor umhüllt,
Es klingen da die Lieder, es lebt des Sängers Bild.

A. Grün.

69.

Die Hansa.

Die Hansa war ein Städtebund im nördlichen Deutschland zum Schutze des Handels gegen Land- und Seeräuber gegründet. Gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts waren nämlich Meer und festes Land fast mit Räubern bedeckt. In den Ritterburgen lauerten raubsüchtige Edelleute, und zogen die Frachtwagen der deutschen Kaufleute von Ort zu Ort, so fielen diese Raubritter mit ihren Knappen und Knechten über sie her, plünderten dieselben und brachten den Raub in ihre festen Schlösser. Ebenso ging es zur See und auf den großen Strömen. Trotz dieser Unsicherheit stand damals der deutsche Handel in großem Flor. Durch die Kreuzzüge lernten die Europäer eine Menge Produkte Indiens kennen, wie Zucker, Gewürze, Baumwolle ꝛc., und von Alexandrien in Egypten, sowie von den Küsten Asiens am mittelländischen Meere aus, zogen jährlich hunderte von reichbeladenen Schiffen nach Italien, wo Venedig, Genua, Pisa ꝛc. die fremden Waaren über Augsburg, Nürnberg, Braunschweig, Bremen, Hamburg und Lübeck nach dem Norden von Europa beförderten. Dafür erhielt der Süden Schwedens treffliches Eisen, Rußlands vorzügliche Pelze, die eingesalzenen Heringe der Nordsee, den so hochgeschätzten Bernstein der Ostsee und tausenderlei Artikel der gewerbreichen Städte im nördlichen Deutschland. — Das Haupthinderniß des Handels — die Unsicherheit der Straßen — mußte daher den reichen Kaufleuten und großen Handelsstädten ein Dorn im Auge sein, und wer kann es ihnen verdenken, wenn sie Gewalt mit Gewalt zu vertreiben suchten, da Fürst und Obrigkeit zu ohnmächtig waren, sie hinlänglich zu schützen? Sie besoldeten gut bewaffnete Knechte, die ihre Güterzüge beschützen mußten, und reisten nur in großen Caravanen. Im Jahre, 1241 schlossen Hamburg und Lübeck, die am meisten von diesen Räubereien zu leiden hatten, ein Bündniß, wodurch sie sich gegenseitig zum Beistande gegen alle Angriffe verpflichteten. Diesem Bunde trat zuerst Braunschweig und dann nach und nach 85 Städte bei, von denen die vorzüglichsten waren: Danzig, Königsberg, Stettin, Wismar, Berlin, Frankfurt a/O., Magdeburg, Köln, Bremen und die schongenannten Braunschweig, Hamburg und Lübeck. Die letztere Stadt war der Vorort der großen Hansa; hier wurden die Bundes-

versammlungen gehalten, die Bundeskasse aufbewahrt und die allgemeinen Geschäfte geordnet und geführt. Alle bundesverwandten Städte wurden in 4 Classen eingetheilt, von denen jede eine Haupt- oder Quartierstadt hatte. Solche Quartierstädte waren: Danzig, Braunschweig, Lübeck und Köln. Königliche und fürstliche Freibriefe gaben dem Bunde Festigkeit und Dauer, und bald wurde die Hansa Herrscherin über Kronen, Länder und Meere durch die Gewalt ihrer Schätze, wie durch die Gewalt ihrer Waffen. Sie schlug die Dänen, eroberte mit einigen hundert Schiffen das feindlich gesinnte Lissabon, entsetzte den König Magnus von Schweden seines Thrones, erklärte ungehorsame Städte in die Acht, d. h. sie wurden verhanset, ihre Schiffe wurden weggenommen und ihr Handel zerstört.

Dreihundert Jahre lang blühte die Hansa. Als Land- und Seestraßen nicht mehr unsicher waren, als die Errichtung des Landfriedens hinlängliche Bürgschaft für die öffentliche Sicherheit gewährte, als auch die Fürsten dem Handel ihre Sorgfalt zuwendeten, da verfiel die Hansa immer mehr. Eine Stadt um die andere sagte sich los, und der letzte Hansatag wurde 1630 zu Lübeck abgehalten, wo sich nur Hamburg, Lübeck und Bremen auf's neue verbanden. Diese drei Städte blieben bis zum Jahre 1810, wo sie der französischen Herrschaft einverleibt wurden, ihrem alten Bunde treu. In neuerer Zeit haben sie ihre Freiheit wieder erlangt und führen noch jetzt den Namen Hansastädte.

70.

Der Löwenkampf zu Köln.

Köln war einst eine freie Reichsstadt; sie erkannte nur den Kaiser für ihren Oberherrn; reich durch ihren Fleiß, stark durch ihren Reichthum, groß durch den Gemeinsinn ihrer Bürger, durfte sie keine feindliche Macht scheuen, um so mehr, da sie ein Mitglied jenes großen Städtebunds war, der unter dem Namen der deutschen Hansa bekannt ist.

Dennoch strebten mehrere Erzbischöfe, ihre Macht dadurch zu

vergrößern, daß sie sich das reiche und angesehene Köln unterwürfen. So hatte der Erzbischof Engelbert II. manche blutige Fehde versucht; aber die Tapferkeit der Bürger des freien Kölns, besonders aber der Muth ihres Bürgermeisters Gryn vereitelten jeden Versuch. Da schlug der Erzbischof endlich den Weg der Hinterlist ein. Er sandte eines Tages eine freundliche Einladung an Gryn, daß er doch bei ihm zum Mittagsmahle erscheinen möchte. Seine Freunde warnten Gryn; aber er sagte: „Wie möget ihr doch so Schlimmes denken! Sicherlich will er uns die Hand zur Versöhnung bieten.“ Er ging zur bestimmten Stunde hin und wurde an der Schloßtreppe von zwei Domherrn gar freundlich empfangen. „Die anderen Gäste sind schon alle im Garten versammelt“, sagten sie, öffneten eine Thüre und nöthigten den Arglosen zuerst einzutreten. Kaum aber ist er über die Schwelle und in den Hof hinausgetreten, so wird die Thüre hinter ihm zugeworfen, und er steht allein. Aber nicht gar lange, so findet sich ein gar absonderlicher Gesellschafter ein. Ein Löwe kommt auf ihn zu, mißt ihn mit seinen durchbohrenden Blicken, schlägt mit dem Schweife, brüllt laut und stürzt sich auf sein Opfer. Gryn, ein kräftiger und in den Waffen wohl geübter Mann, weiß durch eine geschickte Wendung dem ersten Angriff glücklich zu entgehen, zieht seinen Degen und beginnt mit dem Unthier einen fürchterlichen Kampf. Schon blutet Gryn aus mehreren Wunden, schon wollten ihn seine Kräfte verlassen, da rafft er sich noch einmal auf, die Todesangst gibt ihm Muth, und er rennt seinen Degen dem Löwen in den aufgesperrten Rachen. Geschwächt durch Blutverlust und übermenschliche Anstrengung, sinkt er neben dem röchelnden Thiere zusammen. Stunden verfließen; Niemand öffnet den Hof. Endlich hört man in der Ferne Stimmengewirr; das Geräusch kommt näher; die Thüre wird zertrümmert, und herein stürzen die treuen Freunde, die muthigen Bürger Kölns, und der Verwundete ist gerettet.

Noch lange Zeit nachher zeigte man am Thore des Domklosters den Balcon, an welchen Kaiser Rudolph von Habsburg jene beiden Domherrn hängen ließ, und noch heute sieht man am Rathhauskeller den steinernen Löwen, welchen die Kölner zum Andenken an jenen Kampf errichteten.

71.

Rudolph von Habsburg.

Rudolph von Habsburg war, ehe er zum Kaiser von Deutschland gewählt wurde, nur ein Graf, dessen Güter in Elsaß und der Schweiz lagen. Erzbischof Werner von Mainz reiste einst nach Rom, und da ihm der Weg durch das Gebiet des Grafen Rudolph nicht ganz sicher dünkte, so bat er sich von demselben ein sicheres Geleite aus. Der ritterliche Graf begleitete den Erzbischof selbst und zeigte auf der ganzen Reise so viel Einsicht und Verstand, so viel Rechtschaffenheit und Muth, daß Werner, hoch erfreut, einen solchen Mann näher kennen gelernt zu haben, ihm bei'm Abschiede herzlich die Hand drückte und sagte: „Nehmt meinen Dank, Herr Graf, und seid versichert, daß ich stets mit Achtung und Liebe Eurer gedenken werde."

Als nun die deutschen Fürsten einsahen, daß die Zeit des Faustrechtes nicht fortdauern dürfe, wenn nicht alle Achtung vor Gesetz und Ordnung in dem Volke ertödtet werden wollte, versammelten sie sich zu Frankfurt a/M., um einen Kaiser zu wählen, der weise und tapfer zugleich sei, um das kaiserliche Ansehen wieder herzustellen. Da trat Werner von Mainz auf und schilderte den Grafen von Habsburg mit allem Feuer der Beredsamkeit als einen frommen, klugen und tapfern Mann, daß wirklich der schlichte, einfache Graf auf den Kaiserthron erhoben wurde.

Er lag eben mit seinen Mannen vor Basel, mit welcher Stadt er in einen Krieg verwickelt war, als mitten in der Nacht sein Schwager, der Burggraf von Nürnberg, Friedrich vou Hohenzollern, mit der freudigen Botschaft in seinem Lager ankam. Rudolph wollte es Anfangs gar nicht glauben, bis ein zweiter Bote kam, worauf er sogleich mit den Baslern Friede machte und nach Aachen eilte, um sich krönen zu lassen. Nach der Krönung ließen sich die anwesenden Reichsfürsten, der alten Sitte gemäß, von dem neuen Kaiser belehnen; aber siehe! es fehlte dazu der Scepter. Es entstand große Bedenklichkeit, womit Rudolph die Belehnung vornehmen sollte. Da ergriff er das Crucifix auf dem Altare und sagte: „Dieses Kreuz, welches den Mann trägt, der die Welt erlöset hat, wird doch auch die Stelle eines Scepters vertreten können?"

Nur ein Fürst, der mächtigste in Deutschland, Ottokar, König von Böhmen, der auch die östreichischen Erbländer besaß, war bei der Belehnung nicht erschienen; dreimal forderte ihn Rudolph vor seinen Thron; vergebens, er wollte sich Dem nicht unterordnen, der ehemals selbst unter ihm gedient hatte. Rudolph wußte ihn aber zur Erfüllung seiner Pflicht zu zwingen. Schnell erschien er mit seinem Heere vor den Thoren Wiens, und der unvorbereitete Ottokar mußte um Frieden bitten und den verlangten Huldigungseid leisten. Nur wünschte er, daß die Huldigung nicht öffentlich geschehen möge; sie wurde daher in Rudolphs Zelt vorgenommen. Aber während Ottokar auf den Knieen lag und den Eid leistete, fielen plötzlich alle Umhänge des Gezeltes, und alle versammelten Bischöfe und Fürsten, ja das ganze Heer sahen Ottokar in seiner Erniedrigung.

Das war dem stolzen Könige eine zu große Demüthigung; bald brach er den Frieden, und es kam zu einer mörderischen Schlacht auf dem Marchfelde, in der Rudolph verwundet und Ottokar getödtet wurde. Oestreich fiel als Reichslehen dem Hause Habsburg zu, und so wurde Rudolph der Gründer des noch jetzt regierenden östreichischen Hauses.

Die Herstellung der Ruhe und Ordnung in Deutschland war Rudolphs angelegentlichste Sorge. Auf seinen Reisen durch Deutschland saß er selbst zu Gericht, bestrafte die ungehorsamen Edelleute, zerstörte ihre Raubschlösser, forderte die geraubten Güter zurück und trieb unnachsichtlich die schuldigen Abgaben ein. Mehr als 180 Schlösser in Thüringen, Franken und Schwaben ließ er niederreißen und mehr als 30 ihrer widerspenstigen Bewohner zum Tode verurtheilen. Ein Graf von Württemberg, Namens Eberhard, der von sich selbst sagte, er sei Gottes Freund und aller Welt Feind, mußte fühlen, was es heiße, aller Welt Feind zu sein. Rudolph nahm ihm seine Schlösser, belagerte Stuttgart, ließ die Mauern niederreißen und sich von ihm Gehorsam geloben.

So strenge Rudolph gegen die Feinde des Reiches und der Gesetze war, so nachsichtig, versöhnlich und großmüthig war er gegen Beleidigungen, die seine Person betrafen. Einmal traf ihn bei einem Armbrustschießen ein ungeschickter Schütze so hart, daß er wochenlang krank darnieder lag. Die Höflinge riethen dem Kaiser, dem Tölpel allerwenigstens die Hand abhauen zu lassen. „Hättet ihr mir das vor dem Schusse gerathen, sagte Rudolph lächelnd, jetzt kann mir es nichts mehr helfen.“

Einst ritt er durch einen Hohlweg, und ein Bauer, der ihm entgegenfuhr, wollte nicht ausweichen. „Nun, wird's bald!“ riefen endlich die Begleiter des Kaisers dem säumigen Bauern zu. „Wie kann ich denn hier vorbei, sagte der spaßhafte Bauer, die große Nase des alten Herrn — er meinte den Kaiser — nimmt ja den ganzen Hohlweg ein.“ Der Kaiser lachte herzlich, bog seine Nase auf die Seite und rief: „Nun fahr zu, Bauer!“

Einst ging er in der schlichten Kleidung eines gemeinen Lanzenknechtes durch die Straßen von Mainz. Da es ein ziemlich kalter Wintermorgen war, so wärmte er seine erstarrten Hände bei einem Bäckerhause, wo eben die Kohlen aus dem Backofen genommen worden waren. Die Bäckerfrau wollte das nicht dulden und versuchte, ihn durch Schmähungen und Schimpfreden fort zu treiben. „Geh zu deinem Bettelkaiser, alter Landsknecht, sagte sie; ihr freßt noch die ganze Gegend aus mit euren Knechten und Rossen.“ Rudolph lachte und blieb stehen. Da faßte sie einen gefüllten Wasserkübel, der in der Nähe stand und schüttete ihm das eiskalte Wasser über den Kopf, daß er triefend nach Hause eilen mußte. Bei der Mittagstafel schickte er einen Bedienten mit guten Speisen und köstlichem Weine zu der Bäckersfrau und ließ sich bei ihr für das kalte Bad bedanken. Da die Frau hörte, daß es der Kaiser gewesen war, fiel sie fast in Ohnmacht vor Schrecken, eilte, als sie sich einigermaßen erholt hatte, zum Kaiser, fiel ihm zu Füßen und bat um Gnade. Dieser aber lachte, erzählte der Tischgesellschaft sein Abenteuer, und die Frau mußte — das war ihre Strafe — vor allen Anwesenden ihre Schmähungen und Schimpfworte wiederholen, was sie denn unter beständigen Entschuldigungen und Verbeugungen auf die ergötzlichste Weise that. Wenn sie in ihrer Erzählung nicht ganz getreu sein wollte, so half ihr der Kaiser nach, und so gab es eine Scene, daß sich Alle vor Lachen den Bauch halten mußten.

Es kam wohl vor, daß sich seine Leute über die große Güte und Herablassung wunderten. Dann pflegte er zu sagen: „Freunde, mich hat zwar oft gereut, daß ich zu strenge war, nie aber wird es mich reuen, daß ich zu gut gewesen bin.“

Dieser allgemein geehrte und geliebte Fürst starb auf einer Reise nach Speier, die er, im Vorgefühle seines Todes, zu den Gräbern der Kaiser unternahm.

72.

Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolph's heilige Macht
Bei'm festlich'n Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balcon
Das Volk in freud'gem Gedränge,
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge.
Denn geendigt nach langem, verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal,
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren.""

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare,

Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beßte,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt,
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?" —

„„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger, spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.""

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt,
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Auf's Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Meßner geschritten."

„Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte;
Und beiseit' legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte."

„Was schaffst du? redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet. —
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
D'rum, daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen."

„Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd,
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der And're die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet."

„Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich besteige fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst,
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben."

„So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland,
Euch blüh'n sechs liebliche Töchter.

So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus,
Und glänzen die spät'sten Geschlechter!"

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten,
Jetzt, da er dem Sänger in's Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und Alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Schiller.

73.

Rudolph von Habsburg.

Ausgebrannt vom Strahl der Sonne
Seufzet rings das dürre Land;
Alle Quellen sind vertrocknet
In dem glühendheißen Sand.
Lechzend liegt die matte Heerde
Auf der schattenlosen Erde.

Weit gespalten, aufgerissen
Ist der Boden allumher,
Wolkenlos der ganze Himmel,
Still die Luft und heiß und schwer,
Und der Wald mit welkem Laube
Steht bedeckt mit weißem Staube.

Sieh, da reitet durch die Steppe
Kampfgerüstet eine Schaar,
Rudolph zieht, der deutsche Kaiser,
Wider König Ottokar.
Von dem Durste matt und heiser,
Ruft nach Wasser jetzt der Kaiser.

Und zwei Ritter eilen jauchzend
Zu dem Kaiser hin im Flug,
Halten freudig hoch erhoben
Kühlen Wassers einen Krug,
Und den Becher rasch ihm füllend,
Sprechen sie, ihr Herz enthüllend:

„Lange suchten wir um Wasser
Weit umher in diesem Land,
Doch kein Tropfen war zu finden
In dem glühendheißen Sand;

Die vergeb'ne Müh' zu enden,
Wollten wir uns rückwärts wenden.

Sieh, da fanden wir im Schatten
Ruhend eine Schnitterschaar,
Die sich, müde, laben wollte
An dem Kruge kühl und klar.
Weil sie selbst vom Durste litten,
War vergebens unser Bitten.

Doch als unſ're Schwerter drohten:
„Gebt uns Wasser oder Blut!"
Gaben sie uns bleich und zitternd
Gern ihr selten, theuer Gut:
Was wir so erbeutet haben,
Möge dich, o Kaiser, laben!"

Als der Kaiser dies vernommen,
Zog mit unmuthvollem Blick
Von den glühend heißen Lippen
Plötzlich er den Krug zurück:
„Nimmer soll den Durst mir stillen,
Was sie gaben wider Willen.

Bei der Ehre meiner Krone!
Gebt zurück der Armen Gut;
Keinen Tropfen mag ich kosten,
Brennt wie Feuer auch mein Blut
Wenn beraubt die Armen dürsten,
Ziemt zu trinken nicht den Fürsten!"

Guido Görres.

74.

Rudolphs Ritt zum Kaisergrabe.

Auf der Burg zu Germersheim,
Stark am Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolph,
Spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: „Ihr guten Meister!
Aerzte, sagt mir ohne Zagen,
Wann aus dem zerbrochnen Leib
Wird der Geist zu Gott getragen?"

Und die Meister sprechen: „Herr!
Wohl noch heut erscheint die Stunde."
Freundlich lächelnd spricht der Greis
„Meister, Dank für diese Kunde!"

„Auf, nach Speier! auf, nach Speier!"
Ruft er, als das Spiel geendet,
„Wo so mancher deutsche Held
Liegt begraben, sei's vollendet!

Blast die Hörner, bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!"
Zaudernd steh'n die Diener all';
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!"

Und das Schlachtroß wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden

Spricht er, trage, treuer Freund,
Jetzt den Herrn, den Lebensmüden!"

Weinend steht der Diener Schaar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, halb Leich', aus seinem Schlosse.

Trauernd wiegt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Aeste nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Weg's daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelslust
Spricht der Greis mit jenen Zweien;
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt' er zur Lust im Maien.

Von dem hohen Dom zu Speier
Hört man dumpf die Glocken schallen,
Ritter, Bürger, zarte Frau'n
Weinend ihm entgegen wallen.

In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten:
Sitzend dort auf gold'nem Stuhl,
Hört man für das Volk ihn beten.

„Reichet mir den heil'gen Leib!"
Spricht er dann mit bleichem Munde;
D'rauf verjüngt sich sein Gesicht
Um die mitternächt'ge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'schem Lichte,
Und verschieden sitzt der Held,
Himmelsruh' im Angesichte. —

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten;
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk,
Schwarz, unzähligen Gewimmels.
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels.

Just. Kerner.

75.

Albrecht I.

Rudolph von Habsburg hinterließ einen Sohn, Namens Albrecht, der aber keinen Zug von seinem großen Vater hatte, weßhalb ihn auch die Fürsten nicht zum deutschen Kaiser wählten, sondern einen

ohnmächtigen, armen Grafen, Adolph von Nassau, ihm vorzogen. Erst als sich dieser im ganzen Reiche so verhaßt machte, daß er von den Kurfürsten abgesetzt wurde, trug man Albrecht I. die Krone an. Eine Schlacht mußte zwischen den beiden Kaisern entscheiden, und Albrecht soll in dieser seinen Gegner mit eigenen Händen getödtet haben. Albrecht war ein habsüchtiger, kaltherziger Mann, und das Schicksal lohnte, wie er es verdiente. In allen seinen Kriegen, gegen Holland, Ungarn, Thüringen, Böhmen 2c. war er unglücklich, und der Aufstand der freiheitliebenden Schweizer, den er durch harte, unmenschliche Behandlung heraufbeschworen hatte, verbitterte die letzten Tage seines Lebens; durch seine Ungerechtigkeit gegen seinen Neffen, den jungen Prinzen Johann von Schwaben, bereitete er sich einen schmählichen Tod.

Dieser Prinz erbat sich von seinem Oheim, dem Kaiser Albrecht, seine väterlichen Güter zurück; allein der Habsüchtige wußte Johann, obgleich dieser mündig war, immer mit leeren Versprechungen hinzuhalten, so daß er auf's Aeußerste erbittert wurde und sich endlich mit vier Edelleuten, die ebenfalls unzufrieden mit dem ungerechten Kaiser waren, zu dessen Untergange verschwor. Noch einmal bat er um sein väterliches Erbe; aber der Kaiser lächelte, reichte ihm einen Blumenkranz dar und sagte: „Das gehört für dein Alter; deine Länder aber mußt du mir überlassen." Johannes Augen füllten sich mit Thränen, sein Herz mit Rachegedanken, und auf einem Zuge in die Schweiz führte er seinen schrecklichen Anschlag aus. Der Kaiser ritt mit einem großen Gefolge gen Rheinfeld und gelangte an die wilde Reuß, wo keine Brücke hinüberführt, sondern man sich auf einer Fähre übersetzen lassen muß. Da drängten sich Johann und die Verschwornen schnell in den Kahn, um den Kaiser vom Gefolge zu trennen, und am andern Ufer stießen sie ihm einen Dolch in die Kehle, zerspalteten ihm mit dem Schwerte das Haupt und rannten ihm einen Speer in den Rücken. In dem Schooße einer Bettlerin, die am Wege saß, verblutete der Kaiser, sein starres Auge auf die alte Feste Habsburg gerichtet, die ihm gegenüber lag. Seine Begleiter, durch die Reuß von ihm getrennt, konnten nur ein ohnmächtiges Wehgeschrei erheben, und so war es den Mördern möglich zu entfliehen. Sie irrten, von ihrem bösen Gewissen geängstiget, traurig in der weiten Welt umher.

Des Kaisers Tochter aber, Agnes, Königin von Ungarn, wüthete mit unmenschlicher Grausamkeit gegen Alle, welche mit den

Mördern nur in einiger Verbindung standen. Sie ließ deren Diener, Unterthanen, Freunde und Verwandte auf's grausamste hinrichten. Mehr als tausend unschuldige Männer, Frauen und Kinder wurden ein Opfer ihrer Rache. Dann erbaute sie auf der Stelle, wo ihr Vater gefallen war, das Kloster Königsfelden, und brachte hier ihr Leben mit frommen Uebungen dahin. Ein alter, ehrwürdiger Eremit sagte einst zu ihr: „Frau, es ist ein schlechter Gottesdienst, unschuldiges Blut zu vergießen und mit dem Raube Klöster zu erbauen. Gott ist nicht ein Gott der Rache; er liebt Gnade und Erbarmung!"

76.

Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne.

Im Jahre 1314 wurde durch eine zweifache Kaiserwahl viel Unglück über unser Deutschland gebracht. Der eine Theil der Kurfürsten wählte Ludwig, Herzog von Bayern, der andre Friedrich von Oestreich, einen Sohn Kaiser Albrechts, den man den Schönen nannte. Sieben Jahre lang suchten Beide mit den Waffen in der Hand ihr Recht geltend zu machen, bis endlich die Schlacht bei Mühldorf am Inn den Streit entschied. Man warnte zwar Friedrich vor dem Treffen; aber er sagte: „Ich habe schon zu viele Wittwen und Waisen gemacht; ich will die Entscheidung nicht noch länger verschieben." Sogleich sandte er Eilboten an seinen Bruder, den Herzog Leopold, ihn zur Hülfe herbeizurufen; allein die Pflichtvergessenen ließen sich im Kloster Fürstenfeldbruck durch den köstlichen Wein der Mönche aufhalten, und als sie den Rausch ausgeschlafen hatten, waren nirgends ihre Pferde zu finden, denn die Klosterknechte hatten sie losgemacht und in Freiheit gesetzt, weil sie es mit Ludwig dem Bayer hielten. So kam es, daß Herzog Leopold zu spät die Gefahr erfuhr, in der sein Bruder Friedrich schwebte. — Unter der Oberanführung eines Nürnberger Ritters, Seyfried Schweppermann, eines Mannes voll Geistesgegenwart und Tapferkeit, begann Ludwig die Schlacht. Das Glück schien die Oestreicher zu begünstigen; um Mittag aber machte Schwep-

permann eine rasche Schwenkung, so daß die Feinde Sonne, Wind und Staub in's Gesicht bekamen, und mit Hülfe des Burggrafen von Nürnberg, der mit seinen Reitern plötzlich aus dem Hinterhalte hervorbrach, wurden die Hartbedrängten zurückgeworfen. Friedrich focht wie ein Verzweifelter; eine Menge Bayern hatte er selbst mit eigener Hand getödtet, sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erschossen, bis er endlich durch die Uebermacht bewältiget — nach einer zehnstündigen, gräßlichen Schlacht — sich an den Burggrafen von Nürnberg als Gefangener ergeben mußte.

Die ermüdeten Sieger setzten sich nun zur Tafel; aber, ach, es war in weiter Umgegend nichts zu haben, als eine Schüssel voll Eier. Als die Anführer diese vertheilten, kam auf jeden Mann ein Ei, und eines blieb in der Schüssel liegen. Ludwig nahm es, reichte es seinem Feldhauptmann Schweppermann und sagte lächelnd: „Jedem Mann ein Ei, dem biedern Schweppermann zwei."

Ludwig empfing seinen Feind mit Würde und Freundlichkeit, ließ ihn später auf das Schloß Trausnitz an der Pfreimt bringen und 2½ Jahre hier gefangen halten. Friedrichs Gemahlin, die schöne Elisabeth hatte sich über sein unglückliches Schicksal so betrübt, daß sie sich blind weinte.

Ludwig, arm an Geld und an Menschen, sehnte sich nach Ruhe, und bot Friedrich Befreiung und Versöhnung an, wenn er der Kaiserkrone entsagen, sammt seinen Brüdern ihm gehorchen und gegen den Papst Hülfe leisten wolle; Friedrich versprach und unterschrieb, und wurde sofort in Freiheit gesetzt.

Als aber sein Bruder Leopold die Bedingungen des Vertrages vernahm, zürnte er ob der Nachgiebigkeit seines Bruders und brachte es bei dem Papste leicht dahin, daß Unterschrift und Eid für erzwungen und ungültig erklärt wurden. Der ehrliche, gewissenhafte Friedrich wollte aber davon nichts wissen; ritterlich wollte er sein gegebenes Wort halten; und da es ihm unmöglich war, kehrte er freiwillig in sein Gefängniß zurück. Da öffnete Ludwig dem Treuen seine Arme, drückte ihn an sein Herz, benetzte ihn mit seinen Thränen, aß fortan aus Einer Schüssel, trank aus Einem Becher und schlief auf Einem Lager mit ihm. Was die Waffen nicht erzwingen konnten, das erlangte sein Edelmuth; Ludwig nahm ihn als Mitregenten an, und während eines Feldzuges nach Italien überließ er ihm allein die Regierung. Friedrich starb bald nach seiner armen, blinden Elisabeth im Jahre 1330.

Auf dem Zuge nach Italien ging es Ludwig sehr übel. Er wurde zwar zum römischen Kaiser gekrönt, aber mit genauer Noth kam er lebendig aus den Thoren Roms. Das Volk warf von den Dächern herab Steine auf ihn und seine Leute unter dem wilden Geschrei: Tod den Ketzern! Als er nach Deutschland zurückgekehrt war, wurde er von dem Papste Clemens IV., der stets sein Feind gewesen war, in den Bann gethan. „Verflucht sei sein Eingang, verflucht sein Ausgang — hieß es unter anderm in dem Bannfluche — der Herr schlage ihn mit Wahnsinn und Blindheit! Der Himmel sende über ihn seine Blitze! Der Boden öffne sich und verschlinge ihn lebendig! Sein Haus werde öde! Seine Kinder mögen daraus vertrieben werden und in die Hände derer fallen, die sie tödten."

Fünf Kurfürsten, die auch mit ihm unzufrieden waren, wählten noch bei seinen Lebzeiten einen andern Kaiser — Karl IV., und der arme, abgesetzte, mit dem Bann belegte Ludwig starb bald darauf bei einer Bärenjagd, wo er, vom Schlage getroffen, vom Pferde sank und in den Armen eines Bauern sein hart geprüftes Leben aushauchte.

Ein 40 Fuß hoher Obelisk auf dem Kaiseranger nahe bei Fürstenfeldbruck bezeichnet den Ort, wo er starb.

77.

Seyfried Schweppermann.

Es ritt ein wack'rer Streiter
Zu Nürnberg aus dem Thor;
Doch ragte just der Reiter
Zu Roß nicht hoch empor.
Drob lachten sein die Recken:
„Vom Mann ist keine Spur,
Wo mag der Ritter stecken?
Man sieht den Helmbusch nur!"

Der ließ sich das nicht stören,
Ritt still und keck von dann.
Sollt seinen Namen hören,
Er hieß Herr Schweppermann!
Gen Mühldorf mußt er reiten,
Da war 'ne heiße Schlacht,
Da that er besser streiten,
Denn Alle, die gelacht.

Wie saß er stolz zu Pferde,
Thät nicht die Feinde scheu'n.
Ihr Herr'n, ich fürcht', es werde
Euch euer Spott gereu'n.

Seht seines Schwertes Schimmer
Hell leuchten durch die Schlacht —
Am beßten lacht doch immer,
Wer just am letzten lacht!

Dem Bayer Ludwig ließen
Sie dort das blut'ge Feld.
Wie ward von ihm gepriesen
Herr Schweppermann, der Held!
„Sagt, wer wohl würd'ger streitet,
Sprach er, in diesem Krieg?
Er hat allein bereitet
Uns den ruhmvollsten Sieg!"

Doch nach dem heißen Trabe
Gab's auf der ganzen Flur
Schier weiter nichts zur Labe,
Als wenig Eier nur.
Herr Ludwig sprach: „Bekommen
Soll männiglich ein Ei;
Doch meinem Held, dem frommen,
Gehören billig zwei!"

Thät Schweppermann sich heben
Im Sattel hoch erfreut —
Der kleinste Ritter eben,
Der ward der größte heut!
In Nürnberg ritt er heiter —
Da ging ein froh Geschrei:
Ein Ei gebt jedem Reiter,
Dem frommen Schweppermann zwei.

Oelkers.

78.

Deutsche Treue.

Um den Scepter Germaniens stritt mit Ludwig dem Bayer
Friedrich aus Habsburgs Stamm, Beide gerufen zum Thron.
Aber den Austrier führt, den Jüngling, das neidische Kriegsglück
In die Fesseln des Feinds, der ihn im Kampfe bezwingt.
Mit dem Throne kauft er sich los, sein Wort muß er geben,
Für den Sieger das Schwert gegen die Freunde zu zieh'n.
Aber was er in Banden gelobt, kann er frei nicht erfüllen;
Siehe, da stellt er auf's neu' willig den Banden sich dar.
Tief gerührt umhalst ihn der Feind, sie wechseln von nun an
Wie der Freund mit dem Freund traulich die Becher des Mahls,
Arm in Arm schlummern auf Einem Lager die Fürsten,
Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleischt.

Gegen Friedrichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter
Bayerns läßt er den Feind, den er bestreitet, zurück.
„Wahrlich! So ists! Es ist wirklich so! Man hat mir's geschrieben."
Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

Schiller.

79.

Konrad Groß und seine Zeit.

In der Geschichte der Städte ist wohl keine Periode wichtiger, als jene gemüthliche, wahrhaft christlich fromme Zeit, in welcher so viele edle Menschenfreunde durch mildthätige Stiftungen die Thräne der Armuth zu trocknen und den Kummer der Nothleidenden zu mildern bemüht waren. Das sind Lichtpunkte in der Geschichte, die erwärmend und belebend herüberleuchten in die Gegenwart und noch jetzt so manche menschlich fühlende Herzen mit ihren Strahlen erwecken, daß sie es den Voreltern gleich zu thun bemühet sind.

Nürnberg, einst der glänzende Mittelpunkt des römischen Reiches, groß durch seinen Handel, groß durch Kunst, Wissenschaft und Gewerbe, ist nicht minder groß durch den Wohlthätigkeitssinn seiner Bewohner. Wenige Städte unseres deutschen Vaterlandes haben so viele und reiche Stiftungen für Arme und Kranke, für Kirchen und Schulen, als Nürnberg.

Besonders ist jene Zeit, in welcher der blühende Handel wohl täglich den Reichthum und die Bedeutung der Stadt mehrte, reich an hochgesinnten Männern und edlen Frauen, die dem Unglück und der Armuth ihre helfende Hand reichten. Unter diesen verdient besonders der Nürnberger Schultheiß Konrad Groß genannt zu werden, dem das alte Spital dieser Stadt seine Entstehung verdankt. Die Chronik führt ihn schon im Jahre 1307 unter dem Namen „der reiche Konrad" auf. Die Sage hat dem Reichthum, durch den die Familie Groß so ausgezeichnet war, einen fabelhaften Ursprung gegeben. Einst arbeitete Groß in seinem Garten, und die Sonnenhitze hatte ihn müde und schläfrig gemacht, also daß er zu ruhen begehrte. Da stand auf

einer kleinen Anhöhe eine schöne große Linde, deren Zweige fast bis zur Erde herabreichten, in deren Schatten legte er sich und schlief ein. Da träumte ihm, wie in seinem Garten ein großer Schatz verborgen liege. Im Schlafe stand er auf, nahm eine Hand voll Blätter von der Linde, darunter er gelegen, und bezeichnete den Ort des Schatzes. Er schlief noch eine geraume Zeit, und als er ausgeschlafen hatte, ging er im Garten umher, seines Traumes gar nicht mehr gedenkend. Plötzlich bleibt er gedankenvoll stehen; sein Traum wird wieder lebendig in seiner Seele, denn er stehet an dem Ort, wohin er im Schlafe die Lindenblätter geleget hatte. Schnell greift er zu Spaten und Hacke, und mit Hülfe der Seinigen, die eben in den Garten herabkommen, gräbt er ein tiefes Loch und — findet wirklich einen großen Schatz von Gold und Silber und Kleinodien. Das Verglein mit der Linde und die Blätter, welche er auf den Ort geleget, führte er zum ewigen Gedächtniß in seinem Wappen. Mag nun dieser Zufall, oder Fleiß, Geschicklichkeit und Glück im Handel, den Konrad Groß reich gemacht haben, die Hauptsache bleibt immer, daß er den schönsten Gebrauch von seinen irdischen Gütern machte. Das Spital, dessen Bau und innere Einrichtung acht lange Jahre erforderte, begriff in sich einen Siechkobel für Arme, Kranke und Pilger, dabei eine Pfründe für 6 Priester, die des Dienstes in der Kapelle warten und sich der geistlichen Pflege der Kranken und Sterbenden annehmen sollten. Dazu kam eine Schule, die 12 armen Schülern neben freier Wohnung und jeglichem Lebensunterhalte auch unentgeldlichen Unterricht bot. Die Schenkung selbst bestand aus dem vollkommen eingerichteten Spitalgebäude mit Kapelle, Schule und Kirchhof, in Verleihung einiger Mühlen und Höfe, und den Erträgnissen mehrerer Güter und Ländereien.

Außer diesem Spitale stiftete Konrad Groß die Klause bei Pillenreuth, als einen Zufluchtsort frommer Frauen und Jungfrauen, die später zu einem Nonnenkloster umgewandelt wurde.

Dieser Menschenfreund bekleidete von 1338—1348 ununterbrochen das Amt eines Schultheißen in seiner Vaterstadt Nürnberg, und in dieser Periode seines Lebens umleuchtete ihn der Glanz des Reichthums und der kaiserlichen Gnade, wie selten einen Bürger der freien Städte. Man erzählt, daß Kaiser Ludwig, der fast jedes Jahr sein treues Nürnberg besuchte und immer längere Zeit daselbst verweilte, sehr oft bei

ihm seine Wohnung genommen, und ihn nur seinen „lieben Wirth" genannt habe. Es fehlte diesem schönen, reichen Leben aber auch nicht an trüben Erfahrungen. Seine Söhne hatten keine sonderliche Freude an den Schenkungen ihres Vaters und lebten in fortwährendem Hader mit ihm; der Tod seines Kaisers, in dem er einen edlen Freund und Gönner verlor, beugte ihn tief; vor Allem aber war es der Aufstand der Zünfte gegen das adelige Regiment der Stadt, was seinem Herzen, das doch immer für Brüderwohl und Vaterland so heiß erglühte, eine tiefe Wunde schlug.

Der Kampf zwischen Adel und Bürgerthum, der in allen Städten des römischen Reiches unter Kaiser Ludwig an der Tagesordnung war, hatte sich auch Nürnberg zu seinem Tummelplatz ausersehen.

Es ist nicht zu verschweigen, daß die Vorrechte des Adels immer größer und für das Volk drückender wurden. Die Bevorrechteten hielten treu zusammen, begünstigten planmäßig nur ihre Standesgenossen, hatten in allen Streitsachen ihren eigenen, aus ihrer Mitte gewählten Oberrichter und duldeten gegen sich keine Zeugen aus der Bürgerschaft; auf ihrem Versammlungshause haftete das Recht einer Freistätte für die Patrizier; sie waren frei von den für gemeinsame Zwecke der Stadtgemeinde nöthigen Abgaben, frei von allen andern Lasten; ja an manchen Orten behaupteten sie, alle Gesetze und Einrichtungen, soweit sie Pflichten auferlegen, seien nur für die Bürger, keineswegs für den Adel; dieser wäre zum Regieren, jener nur zum Gehorchen bestimmt. Es war also keine überspannte Idee der Freiheit und Gleichheit, welche die Bürger zum Kampfe trieb, sondern nur das Verlangen nach gewöhnlichem Menschenrecht. Unbemerkt, doch furchtbar hatte besonders in Speier die Gährung in den untern Ständen zugenommen, und man schwur allgemein, eher Leib und Leben, Hab und Gut zu wagen, als den Hochmuth der Geschlechter länger zu dulden. Da in Speier, wie in Straßburg, Mainz, Zürich, Köln, Ulm, Donauwörth 2c. die Bewegung der Bürger sich siegreich behauptete, und Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung und Stadtverwaltung erzielte, so war die Verlockung zur Erhebung für Nürnbergs Bürger zu groß, als daß sie hätten widerstehen können, obgleich sie nicht in dem Grade zu gegründeten Klagen Ursache hatten, wie die Bewohner anderer Städte.

Es waren besonders zwei Männer, die die Mißstimmung nährten und sich endlich an die Spitze der Unzufriedenen stellten: Der

eine, wegen seines spitzigen Kinnes, Geißbart, und der andere, wegen seines stolzen Ganges, Pfauentritt zubenannt. Beide versammelten die Bürger und berathschlagten den Aufstand. Ein Mönch, der von seiner Zelle aus unbemerkt den Verhandlungen zugehört hatte, benachrichtigte die Geschlechter von dem verderblichen Plane, und diese flohen, ehe das Ungewitter noch ausbrach, und ohne einen Widerstand zu wagen, eiligst aus der Stadt; unter ihnen auch der Schultheiß Konrad Groß. Ihre Flucht war das Signal zum Aufstande. Die Häuser der entflohenen Patrizier wurden erstürmt, geplündert und verheert; man zerschlug Fenster und Geräthe; Kunstwerke und Alterthümer wurden nicht geschont, die zurückgelassenen Frauen und Töchter wurden schmählich mißhandelt, Rohheiten und Ausschweifungen anderer Art noch begangen, und endlich ein neuer Rath von 22 Handwerkern unter dem Vorsitze von Geißbart und Pfauentritt eingeführt. Mäßigung und verständige Einsicht saßen nicht mit in diesem Rathe, und so gelang es Kaiser Karl IV., der mit Heeresmacht heranrückte, gar leicht, die Bewegung rasch zu unterdrücken. Er ließ die Anführer hinrichten, erhob starke Geldbußen und stellte die aristokratische Stadtverfassung wieder her. Die Freiheit kann nie gedeihen, wenn sich ihre Vorfechter von Ordnung und Mäßigung entfernen.

Konrad Groß kehrte mit den andern Geschlechtern nach Nürnberg zurück und verwaltete, wie vordem, sein Schultheißenamt; aber die Blüthe seines innern Lebens war geknickt; er zog sich bald von dem Schauplatze des öffentlichen Lebens zurück und starb 1356 zu Bamberg. Sein Leichnam wurde in der Kirche zum heiligen Geist begraben, und das lebensgroße Bild auf dem Grabsteine zeigt noch heute seine Gestalt und Tracht.

Im Jahre 1487 fand man nöthig, das Spital von Groß zu erweitern und den Bau über die Pegnitz zu führen. Zu diesem Zwecke bat man den Papst, zu gestatten, daß jeder Nürnberger, der zum heiligen Abendmahl ginge, zum Spitalbau 2 Pfennige geben sollte. Der Papst bewilligte dies, schickte aber auch seine Diener nach Nürnberg, für ihn das fällige Geld einzukassiren. Da dies ohngefähr 4500 fl. betrug, so schickte der Rath Nürnbergs seinen Consulenten nach Rom, der dem Papste Vorstellungen machen sollte, wenigstens doch 1000 fl. für den Spitalbau und die Findel zurückzulassen, weil die Leute nicht anders gewußt hätten, als daß ihre Abgabe vollständig den besagten Anstalten gehöre. Der Papst Innocenz VIII. blieb

unerbittlich und sandte, weil diese Ernte so gut ausgefallen war, bald darauf (1490) eigene Ablaßprediger, die in der kurzen Zeit von Michaeli bis Martini die große Summe von 6500 fl. nach Rom sandten; aus Gnaden überließen sie von diesen Ablaßgeldern 500 fl. dem Spitale und 100 fl. den Findelkindern.

Daß der Geist des Konrad Groß auch auf den Enkeln ruhe, beweist, daß zu dem in freier, sonniger Lage vor dem Frauenthore neuerbauten Spitale ein Nürnberger Bürger, Kaufmann Cramer, 100,000 fl. in seinem Testamente überwiesen hat.

Heil den Männern, die solche Saaten streuen; sie werden Früchte tragen in Zeit und Ewigkeit!

80.

Karl IV.

Nach dem Tode Ludwig des Bayern wurde Günther von Schwarzburg gewählt, ein Graf, tapfer und gerecht, dem nichts fehlte, als Land und Einkünfte, um seine neue Würde zu behaupten. Er erwartete an der Spitze eines Heeres seinen Gegenkaiser Karl, der aber nicht für gut fand, ihm gewaffnet unter die Augen zu treten; vielmehr versuchte er einen Vergleich, und da Günther sich plötzlich krank fühlte, so willigte er ein. Drei Tage darauf starb er, und Karl beehrte das Leichenbegängniß mit seiner Gegenwart, obgleich die allgemeine Stimme ihn für den Anstifter seines Todes, und den Arzt des unglücklichen Günther, Namens Freidank, für den Mörder ansah. Um Karl als deutschen Kaiser zu würdigen, darf man nur den Ausspruch Maximilian I. kennen, der ihn „einen Stiefvater des Reiches" nennt. Alle seine Unternehmungen zielten dahin, seine Erbstaaten zu vergrößern und Böhmen zu heben, das ihn besonders viel zu verdanken hat. Er errichtete die Universität Prag im Jahre 1348, die erste in Deutschland, und brachte sie in solchen Flor, daß in den ersten Jahren 30,000 Studenten eingeschrieben wurden. Er entdeckte auf der Jagd durch einen Hund, der in den Sprudel gestürzt war, die Heilquellen in Karlsbad. Unter seiner Regierung wurde das Schieß-

pulver erfunden von einem Franziskaner-Mönch zu Freiburg, Namens Berthold Schwarz. Ein verdienstliches Werk für ganz Deutschland haben wir von Karl zu berichten, die Abfassung des berühmten Reichsgesetzes, das unter dem Namen der goldnen Bulle bekannt ist, und dessen wesentlicher Inhalt (die 23 ersten Kapitel) auf einem Reichstage zu Nürnberg 1356 aufgesetzt wurde. Bulle bedeutet ein Siegel, auch eine Urkunde oder Verordnung, und diese wurde goldene Bulle genannt, weil ein großes, goldenes Siegel des Kaisers davon herabhing. Der Hauptgegenstand war die Königswahl. Es wurde festgesetzt, daß künftig 7 Fürsten: Mainz, Trier, Köln, Böhmen, Pfalz, Sachsen und Brandenburg das ausschließende Recht haben sollten, einen römischen König zu wählen; man nannte sie die 7 Kurfürsten. Zum Wahlorte wurde Frankfurt, zur Krönungsstadt Aachen, und zum Aufbewahrungsort der Reichsinsignien Nürnberg bestimmt. Die Verrichtungen der Reichs-Erzämter wurden vorgeschrieben und noch andere Bedingungen festgesetzt, die künftig den Streitigkeiten bei Kaiserwahlen vorbeugen sollten.

Besonders zeichneten sich die Jahre seiner Regierung durch Ereignisse aus, die er zwar nicht heraufbeschworen hatte, bei denen er aber auch nicht das Geringste that, um sie seinem Volke erträglicher zu machen.

In den Jahren 1347—49 zog nämlich durch Afrika, Asien und Europa eine gräßliche Seuche, die man den schwarzen Tod nannte. Es entstanden schwarze Flecken oder Brandbeulen am Körper; in höchstens 3 Tagen, oft schon in wenigen Stunden erfolgte der Tod. In Polen starben drei Viertel der Einwohner, in Norwegen zwei Drittel, in Frankreich und England soll im Durchschnitt von 10 Menschen nur ein einziger übrig geblieben sein. Auch unser Deutschland, namentlich Oestreich, und besonders Wien, hatten viel davon zu leiden. Ganze Dörfer starben aus, volkreiche Städte wurden Dörfern gleich, die Straßen waren leer, Handel und Gewerbe stockten, Mißwachs und Hungersnoth mischten ihre Schrecken in die Gräuelscenen, und zügelloses Volk, das das kurze, traurige Leben noch genießen wollte, so lange der schwarze Tod es verschonte, trug Raub und Mord und Brand in die Wohnung der noch lebenden Menschen. Die Kranken wollte Niemand pflegen, die Todten Niemand begraben; die Leichen lagen haufenweise über der Erde, und Modergeruch und Pestgestank erfüllte rings die Luft. Wo noch einigermaßen Gesetz und Ordnung galt, da rollten bei Nacht die schwarzen Leichenwagen

durch die öden Straßen; hier und dort öffnete sich eine Thüre, und schnell trug man einen Todten herbei, den man dem Haufen der andern Leichen zugesellte. Alle Bande der Natur waren zerrissen. Kinder und Eltern flohen von einander, wenn sie die fürchterlichen Anzeichen der Krankheit an ihren Lieben gewahrten; Brüder und Schwestern kehrten einander mit Thränen den Rücken; die beßten Freunde wandten das Angesicht und dachten nur an eigene Rettung.

Den Meisten erschien der schwarze Tod als Strafgericht Gottes für die Sünden der Welt. Sie suchten daher den Himmel zu versöhnen, durchzogen schaarenweise das Land, sangen Bußlieder und geißelten sich bis auf's Blut. Andere legten den Juden zur Last, des Himmels Fluch herabbeschworen zu haben, und eine fürchterliche Judenverfolgung begann. Hier sollen sie Brunnen vergiftet, dort geraubte Christenkinder geschlachtet haben, und Neid und Habsucht glaubten gar gerne diesen fanatischen Beschuldigungen. Haben doch selbst Fürsten, um die Schätze der Juden an sich zu reißen, diese Gewaltthätigkeiten begünstiget oder selbst herbeigeführt.

Das waren Tage der Angst und des Schreckens für Viele, und es hätte wohl eines stärkeren Armes in Deutschland bedurft, als der Karls IV. war, um Ordnung und Gesetzlichkeit in Deutschland aufrecht zu erhalten.

81.

Karlsbads Entstehung.

Wo der Eger Silberwogen
In der Berge Grün,
Von des Waldes Nacht umzogen,
Durch die Klippen flieh'n,
Zeigt noch jetzt des Wandrers Blicken
Ernst und schauerlich,
Auf des Hügels Felsenrücken
Eine Feste sich.

In der Vorzeit grauen Jahren,
Die jetzt Nacht umhüllt,
Ward von muth'gen Ritterschaaren
Diese Burg erfüllt.
Wann im ehr'nen Kriegesdrange
Bang ertönt' ihr Schild,
Floh vor ihrer Waffen Klange
Hier das scheue Wild.

Karl, der mächt'ge Herrscher, weilte
Gern in diesem Thal,
Das er jagend oft durcheilte
Bis zum Abendstrahl.
Laut erklangen seine Hörner
Durch Gebirg und Wald,
Wo das Echo fern und ferner
Von dem Felsen schallt.

Einst, als schon die Abendröthe
Mild herniederstieg,
Kühlung schon das Thal durchwehte,
Und die Dämm'rung schwieg;
Wie im dunkeln Schattenlande
Hob im Nebelflor
An des Waldgebirges Rande
Sich der Mond empor:

Auf des Berges steilem Hange
Ruht des Kaisers Schaar,
Die vom Werk des Tages lange
Schon ermüdet war.
Es entsanken die Geschosse
Ihrer matten Hand;
Langsam weideten die Rosse
An der Eger Strand.

Aus den feuchten Gründen quellend,
Rauscht ein Bach, und Moos
Bot dem Herrscher, weich und schwellend,
Seinen zarten Schoß.
Gern verweilend hier der Kaiser
Unter Blumen ruht,
Und vor ihm durch dürre Reiser
Flammt des Feuers Gluth.

Doch mit neuer Gierde lauschet
Schon der Doggen Ohr;
Denn es nähert sich, es rauschet
Aus dem Wald hervor.
Sieh, die schnellen Fänger wenden
Sich wie Blitzesstrahl;
Denn ein Hirsch mit zwanzig Enden
Fliehet durch das Thal.

Und mit frischer Kraft entzündet
Dies der Männer Brust;
Und der Kaiser selbst empfindet
Neu des Jagens Lust;
Mit des Hüfthorns muth'gem Klange
Folgen sie ihm bald
Von des Berges steilem Hange
Durch den finstern Wald.

Sieh, der scheue Flüchtling theilet
Schon der Eger Fluth;
Doch der Jäger Menge eilet
Hinter ihm voll Muth.
Bald schwingt er sich am Gestade
Aus den Wogen auf,
Zu des Berges höchstem Pfade
Dringt sein schneller Lauf.

Und der steilen Felsenhöhe,
Die sich kühn erhebt
In der Wolken heit're Nähe,
Er entgegen strebt;
Mit den letzten Kräften schwinget
Er sich noch hinan;
Doch der Abgrund ihn umschlinget,
Hemmend seine Bahn.

Schwindelnd zwischen Erd' und Himmel
Hängt er zitternd da;
Und im fluthenden Gewimmel
Sind die Doggen nah.
Doch in der Verzweiflung Muthe,
Wie ein wilder Leu,

Netzt er mit des kühnsten Blute
Wüthend sein Geweih.

Aber sieh, der Jäger Menge
Naht sich schon einher.
Wild, im schrecklichen Gedränge
Keine Rettung mehr,
Keine Zuflucht, die ihn schütze;
In das tiefe Grab
Stürzt er von der Felsenspitze
Schäumend sich hinab.

In den steilen Bergeswänden,
Trotzend der Gefahr,
Das Begonn'ne zu vollenden,
Folgt die Doggenschaar;
Aber gleitend sinkt der eine
Von der Klippenwand
Ueber rauher Felsensteine
Schauervollen Rand.

In den Schoß der heißen Quelle
Stürzet er hinab,
Die mit ihrer glüh'nden Welle
Brennend ihn umgab;
Und vom schmerzlichen Gebrülle
Tönt der Fichtenwald,
Daß es in der öden Stille
Von den Felsen hallt.

Und, geführt von diesem Schalle,
Sich der Kaiser naht,
Und mit ihm die Jäger alle
Von dem rauhen Pfad;
Und er eilet hin zur Stelle,
Wo vielleicht schon lang
Unbekannt die holde Quelle
Aus dem Felsen sprang.

Und die wundervolle Kunde
Ihrer Segenskraft
Hört er aus des Volkes Munde,
Dem sie Rettung schafft;
Und noch oft ist er gezogen
Zu der Silberfluth,
Schöpfend aus den reinen Wogen
Kraft und Lebensmuth.

„Dort, sprach er, am Hügel strebe
Eine Burg empor;
Aus des Waldes Schatten hebe
Sich die Stadt hervor,
Die im spätsten Lauf der Zeiten
Meinen Namen trägt;
Wo die Quellen sich verbreiten,
Sei ihr Grund gelegt."

„Und der Fels, wo unsern Blicken
Jener Hirsch entschwand,
Der, zu dessen steilem Rücken
Uns're Jagd gewandt,
Jener Fels, von dessen Gipfel
Er mit mächt'gem Schwung
Stürzte in der Bäume Wipfel,
Sei der Hirschensprung."

Und des edlen Herrschers Worte
Hat die Zeit erfüllt;
Oft an jenem holden Orte
Ward der Schmerz gestillt.
An des Töpelstroms Gestade
Die Gesundheit thront,
Und die lieblichste Najade
Noch dies Thal bewohnt.

Maltiz.

82.

Der falsche Waldemar.

Einst herrschte über die Mark ein Fürst, Namens Waldemar, der allgemein geachtet und geliebt wurde. Plötzlich starb er in der schönsten Blüthe seiner Jahre kinderlos, und seinem Nachfolger Ludwig wurde es schwer, sich die Liebe seines Volkes in solchem Grade zu er werben, wie Waldemar. Markgraf Ludwig wurde wegen seiner Tapferkeit und Kriegserfahrung zwar allgemein gefürchtet, aber er zog sich dadurch auch viele Feinde zu, und diese dachten auf List und geheime Ränke, um ihn aus der Mark zu verdrängen.

Im Jahre 1345 zeigte sich in der Mark ein alter Pilger. Bald hier, bald dort erzählte er von seinen Fahrten nach Jerusalem und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß die Mark sein Vaterland sei, von dem er vor 26 Jahren ausgewandert war. Man erzählte sich bald darauf, daß Markgraf Waldemar noch lebe, und daß dieser Pilger Waldemar sei. So unglaublich dies auch erschien, so märchenhaft es klang, daß ein Fürst, den man vor 26 Jahren begraben hatte, wieder lebe, so verbreitete sich dieses Gerücht doch von Mund zu Mund, und was man wünscht, glaubt man ja gerne. So manche Leute hatten Waldemar noch gekannt, und erzählten von seiner weisen und milden Regierung und von den glücklichen Zeiten unter seinem Regimente. Da war es bald ausgemachte Wahrheit, daß der alte Pilger der Markgraf sei; Viele meinten, es fiele ihnen wie Schuppen von den Augen, so und nicht anders hätte Waldemar ausgesehen; sie wunderten sich, daß sie den Pilger nicht sogleich erkannt hätten. Dieser war plötzlich aus der Mark verschwunden, denn er wartete in der Ferne, welchen Eindruck sein erstes Erscheinen unter dem Volke hervorgebracht habe. Da ihm dieser mehr als günstig erschien, so zeigte er sich bald darauf wieder, und zwar in Magdeburg, wo er den Erzbischof zu sprechen begehrte. Einigemal wurde er abgewiesen, und als er zum drittenmal während der Mahlzeit kam, ließ der Erzbischof dem zudringlichen Pilger einen Becher Wein bringen und ihm sagen, er möchte seine Sache einem Diener mittheilen. Der Pilger trank den Becher aus und ließ unbemerkt einen Ring hineinfallen, den der Erzbischof aber bald bemerkte und mit höchstem Erstaunen betrachtete.

„Das ist ein Siegelring, wie ihn der Markgraf Waldemar getragen hat, rief er überrascht aus; bringt mir den Pilger her; ich will ihn sprechen!“

„Ja, ich bin der Markgraf Waldemar!“ rief der Pilger aus, der sich durch die erstaunten Diener in den Saal drängte und mit fürstlichem Anstande vor den Erzbischof hintrat. „Hört meine Geschichte; sie ist kurz und einfach. Bekanntlich war ich mit meiner Muhme vermählt. Darüber in meinem Gewissen beunruhiget, sann ich auf Mittel, mich von meiner Gemahlin zu trennen, ohne sie zu verstoßen oder sonst zu beschimpfen und zu kränken. Ich stellte mich krank, und nach einiger Zeit war ich scheinbar der Krankheit erlegen. Ein treuer Diener wußte den Leichnam eines soeben verstorbenen Wächters im Schlosse in meinen Sarg zu bringen, und während man mich allgemein als todt betrauerte und mich zu Chorin begrub, wallfahrtete ich heimlich nach Jerusalem, um dort an heiliger Stätte Vergebung meiner Sünden zu erflehen. Ich war fest entschlossen, mein Leben daselbst in stiller Verborgenheit zu beschließen, da drang die Kunde von dem Jammer, der über mein geliebtes Land durch einen fremden Fürsten gekommen ist, zu meinen Ohren. Mein Herz wollte brechen; ich machte mich auf, und hier bin ich nun, um die Unbill zu rächen und wieder selbst die Zügel der Regierung in die Hände zu nehmen.“

Er warf das Pilgergewand ab und stand als Markgraf Waldemar vor dem erstaunten Erzbischof. Alsbald wurden Diener nach allen Theilen des Landes entsandt, und man beeilte sich fast allenthalben, ihn zu begrüßen, festlich zu empfangen und ihm Hülfe zuzusagen. An der Spitze der magdeburgischen Truppen zog er wie im Triumphe durch das Land, und ohne Schwertstreich waren bald alle Städte unter dem neuen Scepter. Doch nicht lange dauerte diese Herrlichkeit. Frankfurt und Spandau waren dem Markgrafen Ludwig treu geblieben, und mit Hülfe dieser Städte und seiner bayerischen Hülfsvölker eroberte er viele abgefallene Städte und zwang den Kaiser Karl IV., die Sache des falschen Waldemar zu verlassen und die Hand zur Versöhnung zu bieten. Der falsche Waldemar wurde vor den Reichstag zu Nürnberg geladen, um sich zu rechtfertigen. Da er aber nicht erschien, so wurde er öffentlich für einen Betrüger erklärt. Er lebte noch ein Jahr zu Dessau, am Hofe des anhaltischen Fürsten, und nach seinem Tode begrub man ihn in die dasige Schloßkapelle. Niemand weiß bis auf den heutigen Tag, wer der räthsel-

hafte Pilger gewesen sei. Die, welche ihn kannten, und das Gespenst heraufbeschworen, Karl IV. und Herzog Rudolph von Sachsen, haben das Geheimniß mit in das Grab genommen.

83.

Kaiser Wenzel.

Durch Karls väterliche Fürsorge wurde Wenzel noch zu Lebzeiten seines Vaters zum Kaiser gewählt. Er folgte dem Beispiele seines Vaters und blieb in Böhmen sitzen, wenn auch in Deutschland seine Gegenwart noch so nothwendig gewesen wäre. „Die deutschen Stände haben eben so weit zu mir, als ich zu ihnen", soll er den öftern Einladungen geantwortet haben. Dabei war er stolz und grausam, träge, sorglos und der Ueppigkeit, besonders dem Trunke, sehr ergeben. Man sagt, ein ihm beigebrachtes Gift habe sich auf die Leber geworfen und einen brennenden Durst erzeugt. Im Rausche beging er dann Grausamkeiten aller Art, und der Scharfrichter, den er seinen Gevatter nannte, hatte mehr zu thun, als der Richter. So ließ er den Beichtvater der Königin, Johann Nepomuk, weil dieser das Beichtgeheimniß der Königin nicht verrathen wollte, in's Gefängniß legen und dann, gebunden an Händen und Füßen, in die Moldau werfen. Nepomuk wird als Schutzpatron Böhmens verehrt, und das von Marmor und gediegenem Silber verfertigte Grabmal in der Domkirche zu Prag umschließt seinen Leichnam. Es ist begreiflich, daß das Volk Wenzel nicht liebte; er verdarb es aber auch mit dem Adel und mit der Geistlichkeit, und stand so ganz schutzlos da, als ihn sein Bruder Sigmund gefangen nahm. Auf die Vorstellungen und Drohungen der deutschen Reichsstände hin wurde er zwar wieder frei aber die fortgesetzten Klagen über seine Sorglosigkeit, Schwelgerei und Grausamkeit brachten es endlich dahin, daß er abgesetzt wurde und sich mit der Königskrone von Böhmen begnügen mußte. Sein Bruder entführte und verhaftete ihn zum zweitenmal, und 19 Monate mußte er in einem hohen Thurme zu Wien gefangen sitzen, bis er sich ein Seil verschaffte, woran er sich herabließ und nach Prag

floh. Die Böhmen nahmen ihn gerne wieder auf; denn der versoffene Wenzel war ihnen noch lieber, als der nichtswürdige Sigmund. — Die Sage erzählt, daß Wenzel eigentlich nicht Kaiser Karls Sohn, sondern der Sohn eines Schusters zu Nürnberg gewesen, mit dem er vor der Taufe verwechselt worden sei. Man zeigt noch in der Sebalduskirche zu Nürnberg den Taufstein, an welchem Wenzel getauft wurde, und erzählt, daß, als üble Vorbedeutung, während der heiligen Handlung der Sebalder Pfarrhof, wo man das Wasser zur Taufe wärmte, abgebrannt sei. Solche und ähnliche Sagen von seinem Gevatter Scharfrichter erzählen die Mönchschroniken nach hunderten; und wenn man auch viele Beschuldigungen als den Ausfluß des Hasses der Geistlichen betrachten muß, so wird doch sein Andenken auch von dem Zeugniß der beglaubigten Geschichte verurtheilt. Er starb am Schlage, als die erbitterten Anhänger des Huß den blutigen Hussitenkrieg durch einen heftigen Aufstand in Prag eröffneten.

Wie es unter einem solchen Kaiser damals in Deutschland aussah, läßt sich denken. Ueberall galt noch das Faustrecht; starke Räuberbanden durchzogen ohne Scheu das Land und plünderten Städte, Dörfer und Klöster. Fürsten und Adel zerklüfteten sich in Parteien, und jede Partei suchte sich durch Bündnisse zu stärken, um durch eigene Kraft Schutz sich zu verschaffen gegen Gewalt und Unrecht. Besonders zeichnete sich der Bund der schwäbischen Städte aus, der den Fürsten und dem Adel gegenüber stand und Anfangs vom Kaiser Wenzel begünstiget und aufgemuntert wurde.

84.

Kaiser Wenzel.

„Was schiert mich Reich und Kaiserprunk
Mit all' den bösen Plagen!
Will mir viel besser doch ein Trunk
In Ruhe hier behagen!"
So sprach der Kaiser Wenzelaus,
Und trank den vollen Humpen aus
Bei'm Königsstuhle zu Rhense.

D'rauf Kurfürst Ruprecht von der Pfalz
Hub an: „Mein Herr und Kaiser!
Ihr sprecht anjetzt mit vielem Salz
Vom rothen Asmannshäuser.
Doch, glaubt mir's, ich bericht' Euch recht:
Auch Bacheracher schmeckt nicht schlecht
Bei'm Königsstuhl zu Rhense.

Und als der Kaiser Wenzel das,
Und all die Herr'n vernommen,
Da ließen sie von dort ein Faß
Des edlen Weines kommen,
Und setzten sich früh Tages d'ran
Und schenkten ein und stießen an
Bei'm Königsstuhl zu Rhense.

Der Kaiser sprach: „Der Wein schmeckt mir!
Das sag ich ohn' Bedenken.
Und wer des edlen Weines hier
Genug mir wollte schenken,
Dem gäb' ich meine Kron' zum Dank!"
Er sprach es, schwieg und trank und trank
Bei'm Königsstuhl zu Rhense.

„Wohlan, den Handel geh' ich ein!"
Sprach Ruprecht mit Behagen.
„Ich will statt Euer Kaiser sein,
Und Eure Krone tragen.
Vier Fuder, dünkt mir, sind genung!
Die dienen Euch derweil zum Trunk,
Bei'm Königsstuhl zu Rhense."

„Nimm Scepter, Hermelin und Kron',
Nimm Alles, was ich trage!
Doch quält dich Zwietracht einst und Hohn,
So denk' an mich und sage:
Der Wein ist mehr als Kronen werth!
Das hat ein Kaiser mich gelehrt
Bei'm Königsstuhl zu Rhense!"

Drimborn.

85.

Agnes Bernauer.

Als der gemeine Wenzel und der eidbrüchige Sigismund über unser deutsches Vaterland herrschten, waren die alte, gute Zucht und Sitte besonders von den Ritterburgen und Fürstenschlössern gewichen, und der Geist der Rohheit und Zügellosigkeit war dafür eingezogen. Desto freundlicher und gemüthlicher hatte sich dagegen gleichzeitig das Leben in den deutschen Städten gestaltet. Hier hatte in den reinlichen, netten Häusern die altdeutsche Biederkeit und Ehrlichkeit eine herrliche Zufluchtsstätte gefunden; hier rührten kräftige, arbeitsame und fleißige Männer ihre geschäftigen Hände; hier walteten schöne, kluge und züchtige Hausfrauen, und wie jene den wackeren Söhnen, so waren diese den sittsamen Töchtern Muster und Vorbild. Hier war jenes Familienleben zu finden, jenes gemüthliche, friedliche Stillleben, das alle Glieder des Hauses im kindlichen Frohsinn und treuer, inniger Liebe aneinander kettet. Es konnte daher nicht fehlen, daß zuweilen hie und da die Söhne der Ritter und Fürsten, welche die verkehrten Ansichten und den verdorbenen Geschmack ihrer Väter nicht theilten, herabstiegen von ihren Burgen, um — freilich dem Vorurtheile der adelstolzen Eltern schnurstracks entgegen — sich da ein Weib zu suchen, wo Zucht und Sitte, Treue und Ehrlichkeit für die höchsten Zierden der Jungfrau galten.

In jenen Zeiten, es war um das Jahr 1430, lebte in der berühmten Reichsstadt Augsburg Agnes Bernauer, die Tochter eines dortigen Baders, Kaspar Bernauer, ein Mädchen von großer Schönheit, und, was noch mehr sagen will, von untadeligen Sitten, klarem Verstande und unübertrefflicher Herzensgüte. Ihr offenes Auge war der Spiegel ihrer reinen Seele, und wer sie sah, fühlte sich zu ihr hingezogen, und wer sie hörte, war entzückt. Da ward nun damals ein glanzvolles Ritterfest, abgehalten; Speerrennen, Gastmähler und Tänze zogen die waffenkundigen Jünglinge und Männer von nah und fern herbei; und unter ihnen zeichnete sich besonders Herzog Albrecht aus, der Sohn des Herzogs Ernst von Bayern, ein Jüngling kampf- und streitlustig, dabei von schöner Gestalt, gefälligem, gewandtem Betragen, von ritterlichem Sinn und begeistert für alles Schöne und

Große, die Zierde des Hofes, der Liebling seiner Umgebung, der Stolz seines Fürstenhauses. Dieser lernte nun unsere Agnes kennen, lernte sie achten, hochschätzen und lieben, und trug ihr endlich seine Hand an. „Nein, Prinz! sagte die bescheidene Agnes, ziehet vorüber vor dem stillen Hause der Bürgerin; in den hohen Schlössern und Festen, dort suchet Euch eine Braut, die Eurer würdig ist!" Allein alle Bitten der Agnes, alle Vorstellungen des alten Vaters derselben fruchteten nichts, und bald gab auf Albrechts Feste Voheburg im Stillen der priesterliche Segen dem Bunde der Herzen die heilige Weihe, und Agnes, das arme, schlichte Bürgermädchen, wurde die Gemahlin des Herzogs Albrecht.

Das Hochzeitfest ging ganz geräuschlos vorüber, und doch konnte dieser Schritt, wie das Paar voraussehen konnte, dem Vater Ernst nicht verborgen bleiben; aber sie hofften, daß er zu geschehenen Dingen das Beßte reden und das Band zweier redlicher Herzen nicht trennen, sondern ihren Bund segnen würde. Allein sie hatten sich verrechnet! Als der stolze Vater den Schritt seines Sohnes erfuhr, schalt er, fluchte und tobte und schwur Rache. Inzwischen ward Albrecht bei keinem Turniere, bei keinem Feste des Hofes mehr zu sehen, und als sein Vater Gesandte gen Voheburg schickte, sagte er: „Ich habe mich einem stillen, ruhigen Leben gewidmet; ich habe das mit Ueberlegung und Vorbedacht gethan, und dabei soll's auch, so Gott will, verbleiben!" Da schnaubte der zornige Vater und sann auf Mittel, den Sohn herabzulocken von seiner Feste. Er veranstaltete zu diesem Zwecke 1434 ein großes, prachtvolles Turnier zu Regensburg, wobei kein bayerischer Prinz und Ritter fehlen sollte; denn es sollte erprobt werden, wer der erste und tapferste der Ritterschaft sei. Da durfte Albrecht nicht zu Hause bleiben; er eilte nach Regensburg und ritt vor die Schranken; aber man rief ihm entgegen: „Du kannst nicht fechten hier, die Schranken müssen dir verschlossen bleiben nach den Gesetzen der Ehre und des Turnieres; denn du hast dein Wappen beschimpft durch deine Heirath mit Agnes." Da half kein Zorneswort, kein Wüthen, keine Gewalt, die Schranken blieben verschlossen. Zitternd vor Ingrimm und Zorn ritt er heim und erzählte seiner Agnes die öffentliche Beschimpfung. Das war ein bittrer Schlag für die treue, edle Seele. Unter einem Strom von Thränen brach sie in Klagen aus und bejammerte die Stunde, in der sie von ihrer trauten Heimath, von ihrem greisen Vater geschieden; doch nicht um ihretwillen, o nein! um ihres Albrechts willen klagte und weinte

die treue Agnes. Und ob auch ihr Gemahl sie öffentlich als Herzogin erklärte, ob er auch das Schloß Straubing mit ihr bezog und sie mit dem Prunke eines Hofes umgab: es nagte heimlich ein Wurm an ihrem Herzen, der ihr jede Freude verbitterte und sie oft in die trübste Schwermuth versetzte. „Ach, rief sie oft, daß ich noch in meinem Augsburg wäre, ruhig und zufrieden in meines Vaters kleinem Hause! Daß ich es nimmer vertauscht hätte mit diesen Prunkgemächern, in die ich nicht zu gehören scheine!“ — Nur die treue Hingebung ihres Gemahls konnte sie trösten und aufrichten, und wenn Dieser je einmal auf kurze Zeit Straubing verließ, da lagerte sich um so mehr tiefe Schwermuth auf ihre Seele, und der Gedanke an den Tod beschäftigte sie Tag und Nacht, wenn sie auch nicht ahnete, auf welche entsetzliche Weise sie denselben, ach! so bald finden sollte.

Es war am 12. Oktober des Jahres 1436 als Agnes, in düstern Gedanken versunken, auf Straubing einsam in ihrem Gemache saß und an die glücklichen Tage dachte, die sie zu Voheburg an der Seite ihres fürstlichen Gemahls verlebte, der eben von Straubing abwesend war. Da wurde sie plötzlich aufgeschreckt von einem gewaltigen Lärm vor dem Schlosse, der sich alsbald in den Hof, die Treppen herauf und in die Gemächer verbreitete. Der unversöhnliche Vater, Herzog Ernst, war mit seinen Getreuen in das Schloß eingedrungen, und in wenigen Minuten war die wehrlose Agnes gefesselt und fortgeschleppt. Mit edlem Stolze hörte sie vor dem besonders dazu niedergesetzten Gerichte die vorgebrachten Beschuldigungen, als hätte sie durch ihre Zauberkünste der Hölle den jungen Herzog Albrecht geblendet und angelockt, mit Würde vertheidigte sie ihre Unschuld, mit standhaftem Muthe erklärte sie, daß sie dieses Gericht nicht anerkenne; sie schilderte mit lebhaften Farben das Unrecht, das man begangen habe, sie, eine Wehrlose, in Abwesenheit ihres Gemahls meuchlings zu überfallen: Alles vergebens! Sie wurde, der gemeinsten Verbrecherin gleich, zu dem entehrendsten Tode, zum Tode in den Wellen, verurtheilt. Als sie das Todesurtheil hörte, da brach ihr bis dahin bewiesener Muth; sie bat, sie flehte, sie weinte, sie warf sich den Richtern zu Füßen; aber sie blieben unerbittlich kalt, und in wenig Stunden stand Agnes auf der verhängnißvollen Brücke, hinstarrend in die schäumenden Fluthen, wo sie ihr junges Leben enden sollte. Unter den Tausenden von Menschen, die sich versammelt hatten, um das grause Schauspiel mit anzusehen, erhob sich keine Stimme des Mitleids, kein Arm rührte sich zu ihrer Rettung, lautlos stand die

Menge. Da hörte man plötzlich einen Schrei des Entsetzens, und der Strudel des reißenden Flusses umfing die Unglückliche. Die mitleidigen Wellen trugen sie an das Ufer; aber ein roher Henkersknecht nahm eine Stange, wickelte sie um ihre schönen Haare und tauchte sie unter das Wasser. So starb Agnes, ein Muster von Schönheit, Verstand und Herzensgüte, die nichts verbrochen hatte, als daß sie den Bitten Albrechts nachgegeben und ihre Hand in die seinige gelegt hatte zum ewigen Bunde.

Was half es, daß ihr Gemahl den eigenen Vater mit Krieg überzog, um seine Agnes zu rächen? Was half es, daß ihr Leichnam feierlich in einer Kapelle bei Straubing beigesetzt wurde, daß Albrecht täglich an ihrem Grabe Messen lesen ließ? Das himmelschreiende Unrecht war geschehen. — Noch jetzt läßt man sich ihr Grab in Straubing zeigen, und so manche stille Thräne des Mitleids fließt jetzt noch der unglücklichen Agnes.

86.

Johann Huß und Hieronymus von Prag.

Diese beiden Märtyrer der Wahrheit waren Professoren der Theologie zu Prag und wirkten durch Wort und Schrift, die reine Lehre Christi zu ihrer ursprünglichen Einfachheit zurückzuführen, sie von der Verhüllung durch unverständliche, bedeutungslose Ceremonien zu entkleiden und Menschensatzungen daraus zu entfernen. Besonders war Johann Huß, bekannt als ein Mann von entschlossenem Charakter und tiefer Gelehrsamkeit, allgemein verehrt und geliebt, und so fand seine Lehre bald Eingang, ja sie wurde mit Begeisterung aufgenommen und ausgebreitet. Mit Muth verfolgte Huß die einmal betretene Bahn und eiferte schonungslos gegen die Mißbräuche der Kirche und gegen das Verderbniß der Geistlichkeit, unbekümmert um den Haß und die Rache Derer, die er sich dadurch zu furchtbaren Gegnern machte. Er schrieb und predigte gegen den Bilderdienst, das Fasten, die Ohrenbeichte, die Seelenmessen, das Mönchsleben und besonders gegen die Entziehung des Kelches im Abendmahl, und als

der Papst Nachricht von dieser Vermessenheit bekam, belegte er Huß mit dem Bann und Prag mit dem Interdikt, worauf der kühne Professor fliehen mußte. Er begab sich nach seinem Geburtsort Hussinecz, wo er auf den umliegenden Dörfern predigte und seine Lehre immer mehr ausbreitete.

Zu dieser Zeit wurde in Constanz oder Costnitz am Bodensee ein großes Concil gehalten, um dem Aergernisse der Uneinigkeit der Kirchenfürsten zu steuern, und Huß entschloß sich freiwillig, dort in eigener Person zu erscheinen, um seine Lehre zu vertheidigen.

Es war am 3. November des Jahres 1414, als Johann, mit einem Geleitsbriefe des Kaisers Sigismund versehen, und von 3 böhmischen Edelleuten, die ihm König Wenzel beigegeben hatte, begleitet, in Costnitz einzog. Ungeheuer war der Zudrang des Volkes, das den Mann sehen wollte, der mit solcher Kühnheit gewagt, dem Papste zu widersprechen, und der sich nun bereit zeigte, die Wahrheit seiner Lehre selbst vor den Vätern der Kirche zu verfechten. Er wurde von allen Seiten freundlich empfangen, und selbst der in Constanz anwesende Papst Johann XXIII. ließ ihm seinen Gruß entbieten und ihm sagen: „Du sollst Sicherheit haben, selbst wenn du meinen eigenen Bruder getödtet hättest.“ Am 28. November wurde Huß zum erstenmal vor seine Richter gestellt, und da er sich weigerte, den verlangten Widerruf zu leisten, ward er gegen alles Recht, trotz des Geleitsbriefes, trotz der Versprechungen des Papstes, trotz der feierlichen Einsprache seiner Freunde verhaftet und, einem gemeinen Verbrecher gleich, in einen dumpfen, finstern Kerker geworfen, wo er bald schwer erkrankte, und, gebeugt durch Gram und Schmerzen, sichtlich hinsiechte. Von hier aus schrieb er mehrere Briefe an seine Freunde, in denen er sein volles Herz ausschüttete, und welche redende Beweise seiner Beständigkeit in der Wahrheit, seines unerschütterlichen Glaubens, seiner Geduld im Leiden, seiner Gottergebenheit und seiner herzlichen Liebe zum Herrn sind. Erst am 4. Juli 1415 wurde er wieder vor seine Richter gestellt, wo ihn einer seiner Freunde also anredete: „Lieber Magister, siehe zu, daß du nichts gegen dein Gewissen thuest. Laß dir eher das Leben, als die Wahrheit rauben.“ Bei dieser Rede gingen Huß die Augen über, und mit Entschlossenheit und Heldenmuth vertheidigte er sich gegen seine Gegner, die ihn unter wüthendem Geschrei endlich nicht mehr weiter sprechen ließen. Als er am nächsten Tage vor den versammelten Vätern des Concils, vor dem Kaiser und den Reichsfürsten, wie der ganzen Ritterschaft mit Bescheidenheit, aber Freimuth seine Vertheidigung be-

gann und Kaiser und Papst an ihr gegebenes Versprechen erinnerte, da überflog glühende Röthe der Scham des wortbrüchigen Kaisers Antlitz; aber seine Widersacher überschrien ihn und: „Schweig, Ketzer!“ ertönte rings aus dem Kreise der Kardinäle. Fast einstimmig wurde er zum Feuertode verdammt, nachdem er seines priesterlichen Standes schmählich entsetzt und entweiht sein würde. Nach Anhörung dieses schrecklichen Urtheils führte man ihn in seinen dumpfen Kerker zurück.

Düster umwölkt hebt sich die Sonne des 6. Juli über das alte Costnitz empor, gleich als wollte sie nicht Zeuge sein des blutigen Schauspiels, das an diesem Tage stattfinden soll. Dumpf tönen die Glocken von allen Kirchen und Klöstern, ungeheuere Menschenmassen drängen sich in den Straßen und auf dem Platze, der zur Hinrichtung bestimmt ist; Reiter wehren dem Andrange des Volkes und bahnen dem Zuge den Weg. „Er kommt!“ gehts plötzlich von Mund zu Mund, und eine Stille des Todes lagert sich auf die Tausende, und manches nasse Auge blickt auf den herrlichen Mann. Unbeachtet gehen die Züge und Prozessionen der Brüderschaften und der Geistlichkeit vorüber, die, um das lichtscheue Werk zu verherrlichen, voranschreiten; Einer, nur Einer fesselt die Blicke, es ist Huß. Mit himmlischer Ergebenheit, fromme Gebete hersagend, schreitet er daher; zum herrlichen Schmucke wird ihm die Kette, die seine Hände belastet, zum Ehrenkleide die härene Kutte, die seine, von Krankheit, Gram und Elend abgezehrten Glieder deckt, und wie unter einer Fürstenkrone hebt sich sein Haupt unter der Mütze der Verdammniß, die ihm seine Richter auf den Scheitel drückten. Als Huß die papierne Krone, mit drei Teufeln bemalt, erblickte, sagte er: „Hat mein Herr Jesus für mich armen Menschen eine Dornenkrone getragen, darum trage ich gerne diese viel leichtere, mit der man mich verhöhnt.“ Und als die Bischöfe sagten: „So übergeben wir deine Seele dem Teufel!“ erwiderte Huß: „Aber ich befehle sie meinem gnädigen Gott!“ Das gemeine Volk, welches seine Reden und eifrigen Gebete hörte, sprach unter einander: „Was dieser Mensch zuvor gelehret und geprediget hat, wissen wir nicht; aber jetzt hören wir nichts, als heilige Reden und fromme Gebete von ihm.“ — Nun kam er auf den Platz, wo sich der Holzstoß befand. Da fiel er auf seine Kniee nieder und betete. Während er auf dem Scheiterhaufen stand, und man seine Hände auf den Rücken band und ihn an einen Pfahl mit sechs feuchten Stricken befestigte, trug ein Bäuerlein Holz zu. Das sah

lächelnd der heilige Märtyrer und rief: „O heilige Einfalt!“ Noch einmal ermahnte man ihn, um sein Leben zu retten, die Lehren, die er verbreitete, zu widerrufen; er aber rief vom Holzstoße herab: „Ich rufe Gott zum Zeugen der Wahrheit dessen an, was ich sprach und schrieb, darum will ich diese Wahrheit fröhlich mit meinem Tode besiegeln.“ Alsobald zündeten die Henker das Holz an. Huß sang und betete mit lauter Stimme: „Christe, du Sohn Gottes, erbarme dich mein!“ Als er diese Worte zum drittenmal anfing, trieb ihm der Wind die Gluth in's Gesicht, und man sah ihn nur noch einige Minuten lang den Mund und das Haupt bewegen. Seine Asche wurde in den Rhein gestreut, damit seine Verehrer auch nicht die kleinste Reliquie von ihm aufzuweisen hätten.

Sein Freund, Hieronymus von Prag, war herbeigeeilt, um Huß zu vertheidigen. Da er aber sah, wie es um ihn stand, verließ er Constanz eiligst wieder, wurde aber auf seiner Rückreise in Hirschau bei Sulzbach gefangen genommen, und in Ketten nach Constanz geliefert. Hier widerrief er, nachdem er lange im Kerker geschmachtet hatte, die Lehren des Wiklef, des Huß und die seinigen. Er hoffte dadurch die Freiheit zu gewinnen; sahe sich aber getäuscht. Da erwachte die Scham über seine Feigheit; Entrüstung über die bewiesene Schwäche leuchtete aus seinen Augen, als er wieder vor das Concil trat, und in einer langen, feurigen Rede, welche Alle in das größte Erstaunen setzte, bewies er, daß Wiklef und Huß nie Irrlehrer gewesen, und er auf ihre Worte leben und sterben wolle. Was er erwartet hatte, geschah.

Er wurde auf demselben Platze, wo Huß elf Monate vor ihm seine Seele aushauchte, verbrannt, und starb mit einer bewunderungswürdigen Standhaftigkeit.

87.

Die Hussiten.

An dem Scheiterhaufen des redlichen Huß zündeten die Böhmen eine Kriegsfackel an, die viele Jahre hindurch Böhmen und die

umliegenden Länder verheerte. Als die Böhmen hörten, daß ihr allverehrter Freund und Lehrer also schmählich die Todesstrafe in Costnitz hatte erdulden müssen, hielten sie einen Landtag und setzten hier eine heftige Schrift an das Concil auf. „Wir halten es für Pflicht, heißt es unter anderm darin, für unsern geliebten und ehrwürdigen Meister, Johann Huß, den Ihr vor Kurzem ohne Geständniß und ohne Ueberführung, blos auf falsche Anklagen und Verhetzungen seiner und unsrer Feinde, als einen Ketzer verurtheilt und schmählich getödtet habt, an Euch diesen offenen Brief zu richten, und darin zu bezeugen, daß Johann Huß ein wahrhaft guter, frommer und christlicher Mann gewesen, der seit vielen Jahren in unserm Königreich sittsam gelebt, in dem Rufe eines untadelhaften Lebens gestanden und uns und unsere Unterthanen sowohl mündlich als schriftlich gelehret hat. Nie haben wir von ihm Irrthümer und Ketzereien vernommen, sondern er hat uns solche verabscheuen gelehrt, und wie er uns nach Jesu Beispiel zu wandeln ermahnt hat, so ist er selbst nach demselben gewandelt. Wir erklären ferner Jeden, weß Standes und Würde er auch sei, der da vorgibt, daß in den Ländern Böhmen und Mähren falsche Lehren und Irrthümer ausgestreut werden, für einen offenbaren Lügner, Verräther und boshaften Verläumder. Für jetzt stellen wir das Unrecht dem anheim, dessen die Rache ist, und der den Thätern ihren Frevel vergelten wird ꝛc."

Alle Anhänger des Huß vereinigten sich zu einträchtigem Beistande, und als Wenzel gestorben und dessen Bruder Sigismund, der treulose Sigismund, der durch seine Zweizüngigkeit Hussen getödtet, auf den Thron kam, da brach die langgenährte Flamme los. Man riß die Kirchen der Katholiken nieder, verbrannte ihre Klöster und verfolgte ihre Priester. Wo sich ein katholischer Geistlicher öffentlich sehen ließ, da rief der Pöbel: „In den Sack mit dem Mönch! Werft ihn in's Wasser!" Das war die Saat ihrer eigenen Unduldsamkeit, ihres Hasses gegen Andersdenkende, ihrer Verfolgungswuth.

Ein wilder Krieger, von mittlerer Größe, aber starkem Körperbaue, mit großem, weitem Mund, dicker Nase und einem einzigen Auge, der schon durch sein Aeußeres Schrecken und Entsetzen einflößte, stellte sich an die Spitze der Hussiten. Es war Johann Ziska. Er erbaute mit seinen Anhängern auf dem Berge Tabor eine befestigte Stadt, und von hier aus versuchten sie alle ihre Widersacher durch Feuer und Schwert zu vertilgen. Mehr als 40,000 streitbare Männer sammelte er unter seinen Fahnen, und so konnte er auch der Heeresmacht des

Kaisers Sigismund widerstehen, der ihn auf einem steilen Berge im Osten der Stadt Prag vergebens angriff. Von dieser für die Hussiten glücklichen Schlacht heißt der Berg noch heute Ziskaberg. Als Ziska bei Belagerung der Stadt auch sein zweites Auge verloren hatte, ward er noch wilder und unversöhnlicher, bis ihn 1424 die Pest hinwegraffte. Seine Unterfeldherrn, Graf Nikolaus von Hussinecz, auf dessen Herrschaft Huß geboren war, und Procopius, setzten den Krieg mit Glück fort. Sie schwärmten im Lande umher, fielen in die umliegenden Provinzen und verbreiteten überall Schrecken und Verwüstung.

Einst belagerte Prokopius die Stadt Naumburg, weil er glaubte, daß der kürzlich verstorbene Bischof von Naumburg mit für die Verbrennung des Johann Huß gestimmt hätte. Da kam ein kluger Bürger auf den Einfall, sämmtliche Kinder in der Stadt in weiße Sterbegewänder zu hüllen, ihnen in die rechte Hand eine Zitrone, in die linke einen grünen Zweig zu geben, und so als Fürbitter für die geängstigte Stadt hinaus in das Lager des unerbittlichen Feldherrn zu schicken. Es geschah, und Prokopius soll bei dem Anblick der unschuldigen Kinderschaar, die auf den Knieen für das Leben der Eltern und um Schonung der theuern Vaterstadt baten, so gerührt worden sein, daß er nicht nur ihre Bitte erfüllte, sondern sie sogar mit Kirschen und Wein bewirthen und nach der Musik seiner Hussiten bis zum einbrechenden Abend tanzen ließ. Die angstvollen Eltern erwarteten sehnsuchtsvoll ihre Lieblinge, und als diese mit der freudigen Botschaft zurückkehrten, Prokopius werde von Naumburg abziehen, ohne ein Huhn mitzunehmen, da war große Freude in der ganzen Stadt. Prokopius hielt Wort, und jährlich wird zum Andenken an diese merkwürdige Begebenheit das Kirschenfest in Naumburg gefeiert, welches in neuerer Zeit aus einem Kinderfeste ein allgemeines, von Fremden häufig besuchtes Volksfest geworden ist.

Die Parteien wurden endlich des ewigen Krieges überdrüssig, und nach 16jährigen Feindseligkeiten, Räubereien und Verwüstungen kam es zu einem Vergleiche und endlich zum Frieden. Wie viel Blut und Menschenelend hätte nicht erspart werden können, wenn auf beiden Seiten christliche Liebe und Duldung die Menschen beseelt hätte!

88.

Ziska.

In einer wilden Schlacht,
Wo Herr'n und Knechte stritten,
Erlag der Fürsten Macht
Dem Schrecken der Hussiten.

Der Ziska, alt und blind,
Am Lindenbaume richtet;
Der Fürsten Kronen sind
Zu Füßen ihm geschichtet.

Zur Recht' und Linken weh'n
Die Fahnen von der Linde.
Zwar kann er sie nicht seh'n,
Doch rauschen sie im Winde.

Die Bauern steh'n im Kreis,
Gelehnt auf Eisenkeulen.
Er wird des Siegers Preis
Den Tapfersten ertheilen.

Sein Antlitz ist verklärt,
Ob ihn auch Nacht umhülle,
Da er aufhebt das Schwert
Und spricht bei tiefer Stille:

„Kniet Alle vor mich hin,
Ihr von unedlem Blute,
Doch von sehr edlem Sinn
Und von des Löwen Muthe.

Der Adel liegt im Feld,
Gedroschen alle Garben;
Doch hier steht manch ein Held,
Mehr werth, als die verdarben.

Die solchen Muth ihr trugt,
Den Erdkreis machtet zittern,
Die ihr die Ritter schlugt,
Euch schlag' ich nun zu Rittern."

Wolfg. Menzel.

89.

Der sächsische Prinzenraub.

In Sachsen regierte um das Jahr 1455 der Kurfürst Friedrich mit dem verdienten Beinamen der Sanftmüthige. Er wurde in einen Krieg mit seinem Bruder Wilhelm verwickelt, und nach erfolgtem Frieden glaubte ein Edelmann, Kunz von Kaufungen, der dem Kurfürsten in diesem Bruderkriege gedient hatte, nicht hinlänglich belohnt

zu sein, und dachte sich zu rächen. Er sagte dem Kurfürsten selbst in's Gesicht, er werde an seines Herrn Fleisch und Blut Rache nehmen, worauf der gutmüthige Fürst lächelnd erwiderte: „Kunz, verbrenne mir nicht die Fische im Teiche!“ Aber der rachsüchtige Kunz hielt Wort. Er verband sich mit zwei andern gleichgesinnten Rittern, Mosen und Schönfels, und faßte mit diesen den verwegenen Entschluß, die beiden Söhne des Kurfürsten, Ernst und Albrecht, bei günstiger Gelegenheit aus dem Schlosse zu Altenburg zu rauben. Diese Gelegenheit kam bald. Ein treuloser Küchenjunge, Hans Schwalbe, diente ihm als Spion, und durch diesen erfuhr er eines Tages, daß der Kurfürst nach Leipzig gereist, daß alle Hofleute zu einem Gastmahle in der Stadt geladen seien, und die Kurfürstin mit ihren beiden Söhnen auf dem Schlosse fast ganz allein sich befände. Um Mitternacht fand sich Kunz mit seinen Gehülfen und den nöthigen Reitpferden am Fuße des Felsens ein, worauf das Schloß erbauet ist, und stieg auf einer Strickleiter, welche Schwalbe am Küchenfenster befestiget hatte, in das Schloß. Die Zimmer, in welchen die Kurfürstin mit einigen Kammerfrauen schlief, wurden verriegelt, und die Prinzen in ihrem Zimmer im Schlafe überfallen und ohne Gnade vor das Schloß geschleppt, wo die Gefährten mit den Reitpferden harrten. Doch als sie ihren Raub genauer betrachteten, war der eine der Knaben nicht Prinz Albrecht, sondern ein junger Graf von Barby, der mit den beiden Prinzen erzogen wurde. Zum zweitenmal wagte Kunz den gefährlichen Gang und holte auch den jüngeren Prinzen herbei, der sich in tödtlicher Angst unter das Bett verkrochen hatte. Bei diesem Geräusche erwachte die Kurfürstin; sie hörte den Hülferuf ihrer Söhne und wollte zu ihrem Beistande herbeieilen; allein sie fand die Thüren verschlossen. Sie riß das Fenster auf und rief und flehte; vergebens! der ruchlose Räuber hörte nicht auf die Bitten der angsterfüllten Fürstin, ihn kümmerten nicht die Thränen einer verzweifelnden Mutter, er schwang sich mit seiner Beute auf sein Roß und jagte davon. Seine Gehülfen eilten mit Ernst dem Frankenlande zu, er selbst mit Albrecht suchte die böhmische Gränze zu erreichen. Gegen Morgen ruhte er von dem schnellen und beschwerlichen Ritte in einem dichten Walde aus und erlaubte Albrecht, da dieser über Hunger klagte, sich einige Erdbeeren zu pflücken. In der Nähe hatte ein Kohlenbrenner seine einsame Hütte, und da dieser den Ritter und seine Begleitung am frühen Morgen auf diesen abgelegenen Pfaden wahrnahm, schöpfte er sogleich Verdacht. Er hatte aber Kopf und Herz auf der rechten Stelle, ging

sogleich zu dem Ritter, um nähere Erkundigungen einzuziehen, und da dieser nur halbe, und wie es bei einem bösen Gewissen zu gehen pflegt, auch verwirrte Antworten gab, so steigerte sich sein Verdacht noch mehr, und ehe es der Ritter verhindern konnte, war er zu Albrecht gesprungen, und dieser hatte ihm mit wenigen Worten Alles entdeckt. Nun griff der Köhler, Georg Schmidt war sein Name, schnell nach seinem Schürbaum und schlug auf den Räuber tüchtig los, der sich zum Unglück mit seinen Sporen im Gestrüpp verwickelt hatte und zur Erde gestürzt war. Auf den Knecht des Kunz hetzte er seinen großen Hund, und seine Frau, die auch herbeigeeilt war, gab den andern Köhlern das gewöhnliche Zeichen, daß Räuber da wären, die denn in Hast herbeistürzten und mit ihren Schürbäumen gar bald dem verwegenen Räuber so zusetzten, daß er sich ergeben mußte. Sie führten ihn in einem fröhlichen Zuge nach Altenburg zurück, und noch am Abend desselben Tages schloß die geängstigte Muttter ihren jüngeren Sohn mit Freudenthränen an ihr Herz.

Aber noch fehlte Ernst, den Mosen und Schönfels mit sich fortgeführt hatten. Diese hörten aber gar bald von dem Schicksale des Kunz von Kaufungen, verkrochen sich in eine Höhle und schrieben an den Oberamtmann zu Zwickau, daß sie bereit wären, den Prinzen herauszugeben, wenn ihnen Gnade zugesichert werde. Dies geschah, und bald kehrte auch Ernst in die Arme seiner harrenden Eltern zurück. In der Kirche zu Ebersdorf, wo der Kurfürst und seine Gemahlin Gott für die glückliche Errettung ihrer Söhne dankten, werden jetzt noch die Kleider der Prinzen und der Kittel des wackern Köhlers aufbewahrt. Auf dem Marktplatze zu Freiberg wurde Kunz und der verrätherische Küchenjunge Schwalbe enthauptet. Der gute Kurfürst wollte den Ritter begnadigen, allein der Pardon kam zu spät.

Der ehrliche Köhler sollte sich eine Gnade ausbitten. Da bat er um freies Kohlenbrennen in dem Walde, wo er den Prinzen Albrecht gerettet hatte. Dies wurde ihm natürlich zugestanden, und der Kurfürst schenkte ihm ein Gut bei Zwickau und jährlich einige Schäffel Korn.

Von diesen Prinzen stammen sämmtliche Regenten in Sachsen ab, und man spricht daher von einer ernestinischen Linie, von denen

die herzoglich sächsischen Häuser ihre Abkunft ableiten, und von einer albertinischen Linie, die jetzt den Königsthron von Sachsen inne hat.

90.

Sieg der Dithmarschen über die Dänen.

Als Christian I. von Dänemark von den Schleswig-Holsteinern zu ihrem Herzog erwählt war, wollte er auch Herr der Dithmarschen werden und ließ sich vom Kaiser mit diesem Ländchen belehnen; aber die Abgeordneten der Dithmarschen erklärten: „Wir werden unsre Freiheit vertheidigen, so lange es uns noch warm um's Herz ist!“ Christians Nachfolger, Johann, erneuerte die Versuche, die Freibauern zu unterjochen; aber diese ließen ihm sagen: „Das soll nun und nimmer geschehen! Lieber wollen wir Alle sterben, ehe der König von Dänemark uns uns're Freiheit nehmen soll!“

König Johann ließ sich aber hiedurch nicht abhalten, seine Pläne gegen die reichen Deichbewohner zu verfolgen, sondern sandte ihnen im Jahre 1500 eine Kriegserklärung. Der König hatte viele Grafen, Ritter und Herren weit und breit für Zuzüge gewonnen und vor Allem die gefürchtete große Garde angeworben, ein Söldnerheer, das aus waffengeübten, muthigen Männern bestand, die dem Tode schon öfter mit Gleichmuth in's Gesicht gesehen hatten, und allgemein für unüberwindlich galten. Der Anführer dieser gefürchteten Schaar war Jürgen Slenz, ein Ritter von gewaltiger, ehrfurchtgebietender Gestalt, der den größten Mann im dänischen Heere überragte. Seine Riesengestalt wurde noch durch einen goldenen Harnisch und einen mit weit herabwallenden Federn geschmückten Helm gehoben. Dabei trat er stolz und keck daher und bespöttelte Ritter und Soldaten, auch wohl den König, daß er so großartige Anstalten zur Bekämpfung eines unmächtigen Bauernvölkchens getroffen habe. „Liegt Dithmarschen im Himmel?“ fragte er stolz, und der König antwortete: „O nein, es liegt auf unsrer lieben Erde und wagt, mir zu trotzen!“ „Dann seid unbesorgt, sagte Jürgen Slenz, wenn es auf

der Erde liegt, liefere ich es in Eure Hände.“ Mit dieser großen Garde, 6000 Mann stark, vereinigten sich noch 25,000 Mann Dänen und Schleswig-Holsteiner. Prunkvoll hatte sich der zahlreiche Adel eingefunden, mit goldenen Ringen und Ketten und prächtigen Hofkleidern geschmückt; denn sie meinten, es werde gar keines Kampfes bedürfen, oder es werde wenigstens wohlfeilen Kaufes hier Kriegsruhm und Beute zu holen sein. Sie hatten auch ihre 15—16jährigen Söhnchen mitgenommen, die sich hier ihre ersten Rittersporen verdienen sollten.

Die bedrängten Dithmarschen hatten keine Freunde, die sie unterstützten, und da der kleine Staat nur 40—50,000 Seelen zählte, so brachte man etwa 6000 streitbare Männer zusammen. Sie verzagten aber deßhalb nicht, und die Frauen redeten ihnen wacker Muth ein, so daß sie unverzagt zur Gegenwehr sich rüsteten. Ein tapferer, entschlossener und angesehener Mann, Namens Wolf Isebrand, stand an der Spitze der Bauern. Er hielt Rath mit seinen Getreuen, und nach langem Hin- und Herreden, Abwägen und Verwerfen, wurde endlich der kühne Plan des Wolf Isebrand genehmiget, und man schritt rasch und freudig zur Ausführung. Der Weg, den der Feind durch die Marsch nehmen mußte, war zwischen Meldorf und Hemmingstadt nur schmal und auf beiden Seiten von tiefen Gräben eingeschlossen. Unweit Hemmingstadt gab es eine verrufene Stelle, Tausend-Teufelswerft genannt, eine auf beiden Seiten des Weges sich hinziehende sumpfige Moorstrecke. Dort waren schon oft Unglücksfälle vorgekommen, und der Aberglaube des Volkes schrieb diese den tausend Teufeln zu, die daselbst ihr Wesen treiben sollten. „Bei diesen unheimlichen Sümpfen wollen wir, sagte Isebrand, die Nacht zuvor, ehe der Feind herangezogen kommt, quer über den Weg eine Schanze aufwerfen und einige Stück Geschütz gerade dem schmalen Weg entgegen aufpflanzen. Mit diesen empfangen wir den Feind und machen einen plötzlichen Ausfall. Auf dem schmalen Wege kann der Feind seine Macht nicht entwickeln, und kommt er einmal in Verwirrung, so ist er auf dem mit so vielen Zwischengräben durchschnittenen Moorboden verloren.“ Der entschlosse Mann erhob sich, eine kühne Heldengestalt, und forderte die Tapfersten auf, sich mit ihm dem übermächtigen Feinde gegenüber zur Rettung des Vaterlandes auf Leben und Tod zu diesem kühnen Unternehmen zu verbinden. In der Kirche zu Hemmingstadt weihte sich dann die muthige Schaar durch Beichte, Abendmahl und priesterlichen Segen dem Tode für's Vaterland. Eine hochgeach-

tete Jungfrau trug dem Zuge die Fahne vor und erinnerte die Männer durch ihren Anblick, daß sie für ihr Theuerstes in den Kampf ziehen wollten, für den Schutz ihrer Frauen und die Freiheit ihres Landes.

Unter Trompetenschall und übermüthigem Geschützesfeuer erfolgte der Auszug des dänischen Heeres aus Meldorf; die große Garde mit ihrem riesigen Anführer Slenz an der Spitze, dann anderes Fußvolk, dänische Reiterei mit dem Könige und ein langer Zug von Rüst- und Packwagen und Schlitten mit den verschiedensten Kriegs- und Lebensbedürfnissen. Die Garde, welche die Bauern schon in Gedanken vor sich herlaufen sah, hatte zur Losung gewählt: „Wahr' die Buer, de Garde, de kummt!" (Wahre dich Bauer, die Garde, die kommt!) Diese Worte riefen die Stolzen einmal über das andere mit überlauter Stimme; aber kein Bauer ließ sich sehen. Da trat plötzlich mit aller Macht Thauwetter ein. Aus Nordwest, wohin das Heer seinen Marsch zu richten hatte, blies ein ungestümer Wind mit Regen, Schlossen und Schneegestöber. Je weiter man aus der Geest in die Marsch einrückte, um so beschwerlicher wurden die Wege. Bis an das Knie watete man in Koth und Schlamm, in wässerigem Schnee und gebrochenem Eise, und die Reiter brachen wohl bis an den Bauch der Pferde ein. Man tröstete sich mit der Hoffnung, bald an einen Ort zu kommen, wo man die Bauern ohne Mühe austreiben und in ihren reichen Gehöften es sich bequem machen könne.

Man kam bis vor die Schanze, ohne eine Gefahr zu ahnen. Da krachten plötzlich die Feuerschlünde, da riefen Tausende: „Mit Gott für Weib und Kind!" Da stürzten sie hervor aus ihrer Schanze und warfen die Vordersten nieder, drängten die Nächststehenden zurück, versenkten Viele in den Sumpf, ertränkten Hunderte in den Gräben und drangen unaufhaltsam vorwärts.

Junker Slenz wollte die Schanze umgehen und die Dithmarschen im Rücken angreifen, da rief Wolf Isebrand, der die Absicht des Feindes sogleich erkannte, mit gewaltiger Stimme den Seinen zu: „Jetzt gilts! D'rauf! oder wir sind verloren!" Mit Todesverachtung machten die Dithmarschen nun einen Sturmangriff, so gewaltig und unwiderstehlich, daß die sieggewohnten Gardisten zurückgeworfen wurden. Es entspann sich der wüthendste Kampf; die Bauern konnten mit ihren langen Springstöcken, die oben mit eisernen Spitzen versehen waren, über die breiten Gräben springen, die Gardisten konnten nicht hinüber; die Bauern zogen ihre Stiefel aus; den Gardi-

sten erschwerte ihre Rüstung auf dem schlammigen Boden das Vorwärtsdringen; die Bauern riefen das umgekehrte Losungswort: „Wahr' die Garde, der Buer der kummt!" und warfen Alles vor sich nieder. Der Bauer Reimer von Wimerstadt versetzte mit seinem langen Speere dem Junker Slenz einen so gewaltigen Stoß, daß der Speer in die goldene Rüstung des Riesen eindrang, und die Spitze sich umbog. Mit aller Kraft zog der Bauer zurück, und Mann und Roß stürzten nieder. Die Brüder eilten herbei, und bald lag der Riese sammt dem Gaule, auf dem er noch in den Bügeln hing, in dem tiefen Wassergraben. Die tapfern Männer der Schanze kämpften nun nicht mehr allein; von allen Seiten eilten die gerüsteten Dithmarschen herbei, und die an den entfernten Deichwerken aufgestellten Bauern öffneten die Schleusen der Deiche, und brausende Wasserfluthen kamen herangeströmt, füllten alle Gräben, ergossen sich bald über dieselben und überschwemmten alles Land dergestalt, daß die mit den Wegen nicht vertrauten Dänen den gewissen Untergang vor Augen sahen.

Grausen erfüllte das ganze Heer; das Fußvolk suchte sein Heil in der Flucht, das nachziehende Geschütz hemmte die Eile; es entstand ein Gedränge und eine Verwirrung sonder Gleichen. Keiner gehorchte, Jeder suchte nur sich zu retten. Die Fuhrleute, die dem Kampfe noch ferne waren, durchschnitten die Stränge und flohen auf den Pferden davon. Als nun die Andern in wilder Hast nachdrängten, hemmte die lange Reihe von Rüst- und Packwagen ihr Fortkommen. Die Dithmarschen aber setzten mit ihren Springstöcken trotz der Ueberfluthung über die wohlbekannten Gräben, umschwärmten die Fliehenden wie Rachegeister und schlugen in Siegesgewißheit mit freudigem Jubelruf muthig auf die ungeheure Ueberzahl los.

Der König entkam mit seiner nächsten Begleitung glücklich nach Meldorf und gab der dortigen Besatzung den Befehl, den Rückzug des Heeres zu decken. Die geringe Mannschaft hatte aber nicht Lust, für die unwahrscheinliche Rettung der Andern ihr Leben in die Schanze zu schlagen; sie floh, und zwar so eilig, als ob der Feind ihr schon auf der Ferse säße.

Der mörderische Kampf war vorüber. 20,000 Dänen deckten das Feld oder lagen todt in den Gräben. Der Verlust auf dithmarscher Seite betrug, was fast unglaublich lautet, nur 300 Mann. Die Beute, welche in ihre Hände fiel, war außerordentlich groß. Viele köstliche Kleider, blanke Harnische, kostbares Geschmeide aller Art von Gold, Silber und Edelsteinen, 3000 Rüstwagen mit allerlei

Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen, einige tausend Pferde, vier Last Pulver, viel Geschütz und Feuergewehr, sieben Fahnen und noch andere Siegeszeichen: das war die unermeßliche Beute der Sieger. In Meldorf fanden sie ein reiches Lager des köstlichsten Weines, dazu Mastvieh und des Königs Tafelgeschirr, bestehend aus 25 silbernen Schüsseln, goldenen Tellern und Pokalen. Da bereiteten sich die Dithmarschen ein köstliches Mahl, wo es hoch her ging und geschmauset und gezecht wurde bis an den frühen Morgen. „Unser Gastgeber, König Hans, soll leben!" riefen die Einen; „es gilt unserm königlichen Kellermeister!" die Andern, und dabei wurde der Held des Tages, Wolf Isebrand, nicht vergessen.

Die Fahnen wurden in der Kirche zu Oldenwöhrden, dessen Bewohner sich in der Schlacht besonders ausgezeichnet hatten, zur ewigen Erinnerung aufgehängt; die goldenen Ketten benützten die Bauern, um ihre Hofhunde daran zu legen, und die übrige Beute wurde vertheilt. Die gefallenen Brüder wurden als Märtyrer der Freiheit geehrt, und verordnet, daß jährlich dieser Schlachttag, der 17. Februar, ein großer Festtag sein solle.

Sechs Jahre darauf starb Wolf Isebrand, und wurde nach seinem Wunsche in dem Tausend-Teufelswerft begraben. Unter großem Geleite und allgemeiner Trauer wurde er dort in die kühle Erde gebettet. Die Dankbarkeit seines Volkes erstreckte sich noch über das Grab hinaus; man sang in Heldenliedern noch nach Jahrhunderten seinen Ruhm.

91.

Maximilian I.

Dieser ritterliche Fürst hatte keinen Zug von seinem ruheliebenden, unmännlichen Vater Friedrich III., den man die kaiserliche Schlafmütze nannte. Max war schon in seiner Jugend rasch, lebendig, gewandt, entschlossen und tapfer bis zur Tollkühnheit. Dabei war er klug, edeldenkend, ein Freund der Kunst und ein Liebling der Musen. Er selbst hat uns ein größeres Gedicht hinterlassen, worin er viele seiner

erlebten Abenteuer auf die anmuthigste Weise beschreibt; dabei wußte er sich in lateinischer, französischer, italienischer, spanischer, böhmischer und englischer Sprache mündlich und schriftlich sehr gewandt auszudrücken.

Seine Abenteuer waren sehr häufig mit großen Gefahren verbunden, die sein Muth und seine Körperkraft glücklich überwanden. Einst, da er seine Schwester in München besuchte, sah er vor der Burg einen jungen Löwen. Er ließ sich das Gitter öffnen, trieb allerlei Kurzweil mit dem Thiere, und als dasselbe unbändig werden wollte, faßte er es bei der Zunge, daß es sich gehorsam zu seinen Füßen legte. — Ein anderesmal verfolgte er auf der Jagd eine Bärin, tödtete das wüthende Thier, und wollte eben ihre Jungen wegtragen, als der alte Bär herbeikam und auf einem schmalen Felsenpfade dem Jäger entgegen trat. Er stellte sich aufrecht und bedrohte ihn brummend mit seinen furchtbaren Tatzen; da rannte ihm Max den Jagdspieß in den Leib und stürzte das Thier in den Abgrund. — Bei einer andern Jagd verwickelte sich sein Pferd, als er einen wilden Eber verfolgte, in den Zweigen des Gebüsches; der Eber wandte sich und verwundete das Pferd; pfeilschnell sprang Max von dem Pferde und durchbohrte das Thier mit dem Schwerte. — Die gefährliche Gemsenjagd hatte für den kühnen Jäger einen ganz besondern Reiz. Sein Abenteuer auf der Martinswand in Tyrol wird euch in einem der nachfolgenden Gedichte beschrieben, so wie die glänzende Probe seiner Kraft, die er auf einem Turniere zu Worms, einem übermüthigen Franzosen gegenüber, ablegte.

Einen solchen Kaiser brauchte das von Parteien zerrissene, durch das Faustrecht demoralisirte Deutschland. Zwei Jahre nach seiner Thronbesteigung, 1495, hielt er einen Reichstag zu Worms, wo er den ewigen Landfrieden einführte, d. h. er setzte fest, daß Niemand den Andern befehden, berauben, belagern oder fahen dürfe, sondern daß nur die gesetzliche Ordnung die Entscheidung in einer Streitsache geben dürfe. Dazu setzte er einen höchsten Gerichtshof ein, das Reichskammergericht genannt, welches seinen Sitz zuerst in Frankfurt a/M., dann in Worms, Nürnberg, Augsburg, Speier und zuletzt in Wetzlar hatte.

Damit diese neue Ordnung besser gehandhabt werden konnte, theilte er Deutschland in 10 Kreise ein, und setzte in jedem Kreis den mächtigsten Fürsten zum Obersten, der die Ausführung der vom Reichskammergericht gesprochenen Urtheile, wenn es sein mußte selbst mit

gewaffneter Hand, zu vollziehen hatte. Die Fehden nahmen nun ein Ende, denn Jeder, der es versuchte, sich selbst Recht zu verschaffen, wurde mit unerbittlicher Strenge bestraft.

Eine andere, überaus wichtige Einrichtung verdankt ihm Deutschland, nämlich die der Posten.

Unter seiner Regierung fielen zwei Begebenheiten vor, die außerordentlichen Einfluß auf Handel und Gewerbe, so wie auf die geistige Entwicklung der Völker äußerten; es war die Entdeckung von Amerika durch Christoph Columbus und die Reformation durch Dr. Martin Luther.

Nur einen Fehler hatte dieser große Mann; er war kein Wirthschafter; es fehlte ihm beständig an Geld. Mit Jagden, Mummereien und andern Lustbarkeiten soll er oft ungeheure Summen verschwendet haben, und dagegen fehlte es oft an dem nöthigen Sold für seine Truppen oder an dem Lohn für Handwerksleute und Diener oder gar an der Zeche für den Wirth, der ihn beherbergte. Man erzählt sich, daß ihm einst die Stadt Nürnberg ihre Thore verschloß, als er dasselbe verlassen wollte, weil er seine Schulden noch nicht bezahlt hatte, und Innsbruck verweigerte einst hartnäckig die Aufnahme seines Gefolges, und Menschen, Wagen und Pferde mußten bei der rauhesten Witterung auf der Straße stehen bleiben, weil er von einem früheren Aufenthalt her die Zeche noch schuldig war.

Außerdem blickt Deutschland mit Dank auf diesen Mann, der noch im Tode groß sich zeigte. Als ihm die Aerzte sagten, daß keine Rettung mehr möglich sei, und daß er sich auf die letzte große Reise vorbereiten sollte, sprach er: „Das habe ich längst gethan; sonst möchte es wohl heute zu spät sein!" Er entschlief sanft und ruhig im Jahre 1519 im 60sten Jahre seines Lebens.

Die deutsche Geschichte gibt ihm den Ehrennamen: der letzte Ritter.

92.

Der treue Hofnarr.

Unter allen Hofnarren, die ihr Leben der Aufheiterung und der Kurzweil ihrer Fürsten widmeten, war wohl keiner so klug und verständig, und, was noch mehr sagen will, seinem Herrn so zugethan und bis in den Tod getreu, als Kunz von der Rosen, der Hofnarr Maximilian I.

Maximilian, schon zu Lebzeiten seines Vaters zum römischen König gekrönt, regierte im Lande mit kaiserlicher Gewalt. Einst zog er gen Brügge in den Niederlanden, um dort einen Landtag zu halten und die unruhigen Niederländer zur Ordnung zurückzuführen, und sein Hofnarr begleitete ihn. Dieser bemerkte auf der Reise dahin gar wohl, wie es mit dem Gehorsam und der Ehrerbietung der Unterthanen so schlecht stehe, und rieth dem König oft und dringlich, umzukehren; aber der furchtlose Max setzte seine Reise fort. Als er durch das heilige Kreuzthor zu Brügge seinen Einzug gehalten hatte, ritt Kunz zu ihm und sagte laut und unverhohlen: „Lieber König, ich sehe wohl, daß du meinen Rath gering achtest und durchaus gefangen sein willst; so sage ich dir denn, daß ich nicht gefangen sein will. Ich will dir das Geleite bis zur Burg geben; aber mich auch alsbald zum Genter Thor wieder hinauspacken.“ Das that er auch, und der König blieb in der Stadt. Kurz darauf entstand ein Tumult, und Max ritt auf den Marktplatz, ihn zu stillen; da rissen ihn die Bürger vom Pferde und schleppten ihn in ein Haus, wo sie ihn in einem kleinen Stübchen, dessen Fenster mit eisernen Stäben verwahrt waren, lange gefangen hielten.

Der treue Kunz von der Rosen, dem das Herz blutete ob seines Herrn schmählicher Behandlung, faßte den festen Vorsatz, ihn zu befreien, und sollte es selbst sein Leben kosten. Er ließ sich zwei Schwimmgürtel machen, schwamm in der Nacht durch den Schloßgraben und wollte Max vermittelst des Gürtels mit sich zurück und aus der Stadt bringen, aber — o Jammer! — unvermuthete Wächter, nämlich die Schwäne im Graben, entdeckten ihn, fielen ihn mit großem Geschrei an und schlugen ihn mit ihren Flügeln dermaßen, daß er fast das Leben verloren hätte, und nur mit genauer Noth entrann.

Darnach versuchte er es auf eine andere Weise. Er lernte das Barbieren, Haar= und Bartscheeren, verschaffte sich ein Ordenskleid, und ging so zu des Königs Hause. Da fragte ihn der Hauptmann, was er wolle, und Kunz zog mit andächtiger Miene seine Kappe ab, ließ seine Platte sehen und gab zur Antwort, er sei vom Guardian des nahen Franziskaner=Klosters abgeordnet, des Königs Beichte zu hören und ihn aus Gottes Wort zu trösten. Da schon öfter solche Besuche gestattet worden waren, so dachte der Hauptmann nichts Arges und ließ ihn einziehen. Wie er nun in des Königs Gemach war, langte er nach kurzem Willkomm sein Scheerzeug heraus und wollte Max eine Platte scheeren, dann sollte er des Narren Kutte anlegen und also den Priester spielen, während Kunz des Königs Kleider umthun und sein Haupt mit dem fürstlichen Barett bedecken wollte. „Aber um des Himmels willen, sagte Max, wozu soll das führen?" „Gehe manierlich, mit langsamen, bedächtlichen Schritten in das Franziskaner=Kloster, woher ich komme, sagte Kunz; ich habe mit dem Guardian alles abgeredet, er wird dir Pferde verschaffen, und morgen um diese Zeit wirst du bei den Deinen sein." „Und du?" entgegnete der König. „Ich stelle mich, sagte Kunz, als ob ich König Max wäre; wenn dann Die von Brügge dich suchen, werden sie an deiner Statt einen Narren finden." „Nein! rief der König, das wäre unmännlich, das wäre feige, das wäre niederträchtig! Das stünde meiner Hoheit übel an, also aus der Gefangenschaft zu entkommen." Darüber erzürnte Kunz sehr und erwiderte: „Lieber König, ich sehe, daß du ein viel größerer Narr bist, als ich, und daß ich meine gefährliche Reise umsonst übernommen habe. So behüte dich denn Gott, du närrischer König — und dabei liefen ihm die hellen Thränen über die Wangen — behüte dich Gott! Du bist viel zu dumm für die Flammländer." Mit diesen Worten wollte er betrübt zur Thüre hinausschleichen, da hörte man den Hufschlag eilender Pferde, es ertönten die kaiserlichen Hörner, Freudenruf hallte an der Pforte, Freundeswort hörte man die Treppe herauf; Freiheit! Freiheit! riefen Tausende vor dem Hause. Kaiser Friedrich hatte die deutschen Reichsstände zur Hülfe aufgefordert, bereitwillig dieselbe erhalten, und zog an der Spitze der deutschen Völker unerwartet in Brügge ein. Der befreite Max stürzte an den Hals seines treuen Kunz, der der vertraute Günstling seines Fürsten blieb bis zu seinem Tode.

93.

Die Martinswand.

Willkommen, Tyrolerherzen, die ihr so bieder schlagt!
Willkommen, Tyrolergletscher, die ihr den Himmel tragt!
Ihr Wohnungen der Treue, ihr Thäler voller Duft,
Willkommen, Quellen und Triften, Freiheit und Bergesluft!

Wer ist der kecke Schütze im grünen Jagdgewand,
Den Gemsbart auf dem Hütlein, die Armbrust in der Hand,
Deß' Aug' so flammend glühet, wie hoher Königsblick,
Deß' Herz so still sich freuet am kühnen Jägerglück?

Das ist der Max von Habsburg auf lust'ger Gemsenjagd;
Seht ihn auf Felsen schweben, wo's kaum die Gemse wagt!
Der schwingt sich auf und klettert in pfeilbeschwingtem Lauf;
Hei, wie das geht so lustig durch Kluft und Wand hinauf!

Jetzt über Steingerölle, jetzt über tiefe Kluft,
Jetzt kriechend hart am Boden, jetzt fliegend durch die Luft!
Und jetzt? Halt ein, nicht weiter! Jetzt ist er festgebannt,
Kluft vor ihm, Kluft zur Seite, und oben jähe Wand!

Der Aar, der sich schwingt zur Sonne, hält hier die erste Rast;
Des Fittigs Kraft ist gebrochen, und Schwindel hat ihn erfaßt;
Wollt' Einer von hier zum Thale hinab ein Stieglein bau'n,
Müßt', traun, ganz Tyrol und Steyer die Steine dazu behau'n.

Wohl hatt' die Amm' einst Maxen erzählt von der Martinswand,
Daß schon bei'm leisen Gedanken das Aug' in Nebeln schwand;
Jetzt kann er seh'n, ob dem Bilde sie treue Farben geborgt;
Daß er's nicht weiter plaud're, dafür ist schon gesorgt.

Da steht der Kaiserssprosse; Fels ist sein Throngezelt,
Sein Scepter Moosgeflechte, an das er schwindelnd sich hält;
Auch ist eine Aussicht droben, so weit und wunderschön,
Daß ihm vor lauter Schauen die Sinne fast vergeh'n.

Tief unten ein grüner Teppich, das schöne Thal des Inn;
Wie Fäden durch's Gewebe zieh'n Straß' und Strom dahin;
Die Bergkolosse liegen rings eingeschrumpft zu Hauf
Und schau'n wie Friedhofhügel zu Maren mahnend auf.

Jetzt stößt er, Hülfe rufend, mit Macht hinein in's Horn,
Daß es in Lüften gellet, als dröhnte Gewitterzorn;
Ein Teufelchen, das kichert im nahen Felsenspalt;
Es bringt ja nicht zu Thale des Hülferufs Gewalt.

In's Horn nun stößt er wieder, daß es fast platzend bricht;
Ho, ho, nicht so gelärmt! Da hilft das Schreien nicht!
Denn liebte ihn sein Volk nicht, was er auch bieten mag,
Herr Max, er bliebe sitzen bis an den jüngsten Tag!

Was nicht das Ohr vernommen, das hat das Aug' erkannt;
Die unten sah'n ihn schweben auf pfadlos steiler Wand;
Gebet und Glocken rufen für ihn zum Himmelsdom,
Von Kirche zu Kirche wallfahrt der bange Menschenstrom.

Jetzt an dem Fuß des Felsens erscheint ein bunter Chor,
Ein Priester inmitten, weisend das Sacrament empor.
Max sieht nicht das bunte Wimmeln auf ferner Thalesflur,
Er sieht das blitzende Glänzen der Goldmonstranze nur.

„Fahr' wohl nun, Welt und Leben! Schwer fällt der Abschied mir;
O unerforschlich Wesen, du winkst, ich folge dir!
Ich schien ein Baum voll Blüthen, — dein Blitz hat ihn erschlagen,
Ach gerne hätt' er früher noch süße Frucht getragen!

Ich schien ein Bauherr, thürmend den Dom zu deinem Ruhm;
Nicht durft er ganz vollenden der Liebe Heiligthum!
Ein Priester, plötzlich stürzend todt an des Altars Stufen;
Er hätte gern erst Segen noch über's Volk gerufen!

So mag dies Herz denn brechen, von Lieb' und Segen voll!
So modre nun mein Busen, der thatenschwanger schwoll!
Verwelke, Hand, denn nimmer krönt deine Müh' Gedeih'n!
Nur Gottes beßter Engel kann hier mein Retter sein!"

Er spricht es, hebt zum Himmel nun Angesicht und Arm,
Und in die Kniee sinkt er und betet still und warm;
Da klopft's auf seine Schulter, er fährt erschreckt empor;
„Komm' heim, du bist gerettet!" so ruft es an sein Ohr.

Und einen Bergmann sieht er froh lächelnd vor sich steh'n;
Der faßt ihn fest bei'm Arme und winkt ihm fürder zu geh'n.
Mit Leitern, Stahl und Seilen wird kühn ein Pfad gebahnt,
Wo Maxens Fußtritt strauchelt, stützt ihn des Retters Hand.

Der läd't ihn auf den Rücken, wo Klüfte schwindelnd droh'n;
Wohl sind der Treue Schultern des Fürsten schönster Thron!
Rasch geht's zu Thal, wo jauchzend Tyrol empfängt die Zwei;
Kein Spötter kann belächeln die selt'ne Reiterei.

Wohl kündet uns die Sage aus grauer Ahnenzeit
Von einem Himmelsboten, der schützend ihn befreit;
Ja, wohl ein Engel war es, ein Schutzgeist, stark und kühn,
Des treuen Volkes Liebe, so nennt zu deutsch man ihn.

Ein Kreuz auf hohem Felsen blickt nieder in das Land
Und zeigt den Ort, wo bebend einst Habsburgs Sprosse stand;
Noch lebt die edle Kunde und jubelt himmelwärts
Aus manches Sängers Munde, durch aller Tyroler Herz.

A. Grün.

94.

Kaiser Maximilians Zweikampf.

Es war der Reichstag ausgeschrieben,
Gen Worms, die alte, freie Stadt,
Und Niemand war daheim geblieben,
Kein Fürst, kein Ritter, kein Prälat.

Ja einer nach dem andern zogen
In stattlichen geschmückten Reih'n
Sie durch des Thores hohen Bogen
Wohl mit viel hundert Helmen ein.

Man hoffte viel von diesem Tage,
Denn Großes sollte da gescheh'n,
Schon manche längst erhob'ne Klage,
So mancher Zwist nicht mehr besteh'n;
Nicht mehr die blinde Willkür walten,
Die Unschuld ohne Schützer sein,
Und in dem Kampfe der Gewalten
Die Stärke nur des Rechts sich freu'n.

So hat es Kaiser Max beschlossen,
Treu denkend der beschwornen Pflicht;
Aus Habsburgs edlem Stamm entsprossen,
Verläugnet er den Ahnherrn nicht.
Er, unbesiegt in jedem Streite,
Berühmt in Kampf und Ritterspiel,
Legt willig doch das Schwert bei Seite,
Denn Recht und Friede ist sein Ziel.

Bald hat der Ruf umher verkündet,
Was auf dem Reichstag jetzt geschah,
Und Mancher wird von Lust entzündet,
Und eilt herbei von fern und nah.
Kaum faßt die Stadt die vielen Gäste,
Und was der Menge Sinn erfreut,
Bankett und Tanz, Turnier und Feste,
Beflügeln die belebte Zeit.

Da kam aus Frankreichs schönen Gauen,
Von seinem Könige gesandt,
Ein Ritter, furchtbar anzuschauen,
Im Kampf zu Schimpf und Ernst gewandt.
Der Ruf von seines Armes Stärke
Ging weit verbreitet vor ihm her,
Es sei im edlen Waffenwerke
Kein Ritter so geübt, wie er.

Hoch über seiner Herberg Pforte
Ließ er sein Wappenschild erhöh'n,
Und durch den Herold diese Worte
In der erstaunten Stadt ergeh'n:
„Er sei bereit auf Tod und Leben,
Um eine Gabe reich und schön,
Auf Haft, wie sie sich Ritter geben,
Den Kampf mit Jedem zu besteh'n.

So läßt er voll von Stolz verkünden,
Und harrt und harrt so manchen Tag;
Kein kühner Gegner will sich finden,
Der diesen Strauß bestehen mag.
Des Fremden übermüthig Pochen
Auf nie besiegter Waffen Glück,
Und was der Ruf von ihm gesprochen,
Schreckt Jeden von dem Kampf zurück.

Das wurmt den Kaiser tief im Herzen,
Er kann des Franzmanns Uebermuth,
Die Schmach der Seinen nicht verschmerzen,
Und zürnend wallt sein fürstlich Blut.
„Und will es denn nicht Einer wagen,
Wie sie um mich versammelt steh'n,
So will ich selbst mich mit ihm schlagen,
Er soll den Meister in mir seh'n!"

Er gibt sein ritterlich Verlangen
Nach Ritterbrauch dem Gegner kund.
Bei dessen Schild wird aufgehangen
Der Schild von Oestreich und Burgund.
Erstaunt erkennt ganz Worms dies Zeichen,
Und Alles harrt erwartungsvoll
Auf diesen Zweikampf sonder Gleichen,
Der Deutschlands Ehre retten soll.

Der neunte Morgen ist benennet
Zum Kampf auf ritterliche Haft;
Und jedes Gegners Busen brennet
Vor Streitlust und Gefühl der Kraft.
Durch alle Straßen wogt die Menge,
Bei allen Thoren strömt's herein
Und eilt im wimmelnden Gedränge,
Ein Zeuge dieses Kampf's zu sein.

Am neunten Morgen — ernst und stille —
Bewehrt mit Lanz' und breitem Schwert,
Vom Kopf zum Fuß in Eisenhülle,
Erscheinet Jeder hoch zu Pferd.
Wie die Trompete schmetternd tönet,
Stürmt Jeder auf den Andern los,
Die Pferde bäumen sich, es dröhnet
Die Rüstung vom gewalt'gen Stoß.

Doch fruchtlos glitschte jede Lanze,
Die Kämpfer blieben unversehrt,
Da schwinget leicht, als wie im Tanze,
Ein Jeder rasselnd sich vom Pferd.
Nun ward der Schwerter Wucht erhoben,
Die Streiche fielen hageldicht,
Und ob auch Funken um sie stoben,
Die wackern Kämpfer fühlten's nicht.

Schon war dem Fremden viel gelungen,
Er hat mit seines Hiebes Kraft
Des Kaisers Rüstung durchgedrungen,
Da wo am Helm der Panzer klafft.
Doch wie sich Max verwundet fühlet,
Scheint seine Kraft erst recht erwacht;
Als hätt' er nur bisher gespielet,
Verdoppelt er der Streiche Macht.

Und drängt, und läßt nicht nach zu stürmen,
Bis er den Gegner so betäubt,
Daß dem, unfähig sich zu schirmen,
Nichts als Ergebung übrig bleibt.
Er senkt das Schwert, fleht um sein Leben,
Und will, nach des Vertrages Kraft,
Sich nach des Kaisers Hof begeben,
Gewärtig ritterlicher Haft.

Da reicht, zur Milde schnell gewendet,
Ihm Max die kaiserliche Hand,
Und glorreich ist der Kampf geendet,
Den er für Deutschlands Wohl bestand.
Jetzt schmettern jubelnd die Trompeten,
Und Alles preist des Herrschers That,
Der, seines Volkes Ruhm zu retten,
Als Kämpfer in die Schranken trat.

Caroline Pichler.

95.

Graf Eberhard im Bart,

war in seiner Jugend ein roher, unbändiger Geselle, der seiner Mutter Mechthilde und seinem Oheim Ulrich viel zu schaffen machte. Sie waren dem wilden Knaben so wenig gewachsen, daß er stets nach seinem freien, ungezügelten Gelüsten handelte, fast ohne allen Unterricht aufwuchs und in jeder Art so ausschweifte, daß die Württemberger mit Angst und Schrecken der Zeit gedachten, wo er die Regierung selbst in die Hände nehmen sollte. Kaum war er 14 Jahre alt, so entlief er seinem Oheim, verließ heimlich Württemberg und begab sich zu seinen Verwandten mütterlicher Seits, die aus Neid den unerfahrnen Jüngling unterstützten, so daß er sein Verlangen, selbst regieren zu wollen, wirklich durchsetzte. Mutter und Oheim mußten weichen, und der unverständige, unerfahrene, rohe 14jährige Eberhard nahm die Zügel selbst in die Hand. Zum Glück für das Land hatte er gute Rathgeber, die Württemberg durch eine sturmbewegte Zeit glücklich hindurchführten, bis Eberhard plötzlich zur Besinnung kam, und — wer sollte es glauben! — zum würdigsten Regenten sich umwandelte. Aus dem leichtsinnigen Jünglinge wurde plötzlich ein ernster Mann, aus dem rohen Gesellen ein frommer, würdiger Fürst, aus dem trägen Prinzen ein unermüdet thätiger Regent. Eine Pilgerreise, die er nach Palästina unternommen hatte, soll diese Sinnesänderung bewirkt haben; mehr aber noch als dies wirkte gewiß seine vortreffliche Gemahlin Barbara von Mantua, die so ganz verstand, den Wildfang zu zügeln und auf die rechte Bahn zu lenken. Er schloß vor Allem mit seinen Vettern Friede und machte die Untheilbarkeit des Landes auf ewige Zeiten zum Familiengrundgesetz; er gab den Hauptstädten Stuttgart und Tübingen eine Städteordnung; er war der eigentliche Vater der landständischen Verfassung Württembergs; er, der kaum Lesen und Schreiben gelernt hat, fühlte als Mann den edelsten Drang, sich noch auszubilden, und stiftete die Universität Tübingen; er reformirte die Klöster und machte sie zu Bildungsstätten für Tugend und Frömmigkeit. Dabei war er ein Vater seines Volkes, zugänglich auch für den Geringsten unter demselben. Da war aber auch kein Herz, das ihm nicht mit inniger Liebe

entgegen schlug; da war aber auch keine Lippe, die nicht überfloß von seinem Lobe. „Wenn einmal der Vater im Himmel stürbe, sagten die Leute scherzweise, so könnte Niemand besser seine Stelle einnehmen, als Vater Eberhard.“ Er konnte fest auf die Treue seiner Württemberger bauen und vor dem Kaiser und allen Fürsten sich rühmen, daß er der reichste Fürst sei, weil er auch im dichtesten Walde sein Haupt getrost in den Schoß eines jeden seiner Unterthanen niederlegen und sicher schlafen könne. Seine Verdienste erkannte auch der umsichtige und gerechte Kaiser Maximilian und erhob ihn auf dem bekannten glänzenden Reichstage zu Worms 1495 zum Herzog von Württemberg. Nur kurze Zeit noch genoß Eberhard die neue Würde; denn er starb schon im nächsten Jahre Auf seinem Grabe stehend, sprach sein Kaiser: „Hier liegt ein Fürst, klug und bieder, wie keiner im Reiche; sein Rath hat mir oft genützt.“

96.

Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

„Herrlich, sprach der Fürst von Sachsen,
Ist mein Land und meine Macht;
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.“

„Seht mein Land in üpp'ger Fülle,
Sprach der Pfalzgraf von dem Rhein,
Gold'ne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edler Wein.“

„Große Städte, reiche Klöster,
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
Schaffen, daß mein Land dem euern
Wohl nicht steht an Schätzen nach.

Eberhard, der mit dem Barte,
Württembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schoß.“

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
„Graf im Bart, ihr seid der Reichste,
Euer Land trägt Edelstein!"

J. Kerner.

97.

Johann Gutenberg.

Vor dem Jahre 1440 gab es noch keine gedruckten, sondern nur geschriebene Bücher, und selbst diese waren theuer und selten; nur reiche Klöster, Kirchen und Fürsten konnten sich solche kostbare Schätze erwerben. Lesen und Schreiben hatten daher nur Wenige gelernt, und man konnte mit Recht sagen: Finsterniß deckte die Völker. Da sandte Gott einen Mann, der den leuchtenden Strahl in diese Nacht sandte, der dem menschlichen Geiste Bahnen des Erkennens und Wissens eröffnete. Es war ein Deutscher, ein Mainzer, Namens Johannes Gensfleisch zum Gutenberg, der daselbst im Hofe zum Gensfleisch im Jahre 1397 geboren wurde. Sein Vater hieß Friedrich Gensfleisch und seine Mutter Elise zum Gutenberg. Da mit ihr die Familie zum Gutenberg ausstarb, so nahm ihr Mann, nach der Sitte jener Zeit, ihren Geschlechtsnamen zu dem seinigen und hieß sich Gensfleisch zum Gutenberg. Zwischen den reichen und edlen Familien und denen der Zünfte und übrigen Bürger zu Mainz bestand ein alter Haß, weil die edlen Geschlechter meist die Herrschaft besaßen und oft und vielfach die Bürger unterdrückten. Da gab's denn immer Neid und Hader. So auch im Jahre 1420, wo der Aufruhr der Bürger die edlen Familien nöthigte, die Stadt zu verlassen. Die Gensfleische flüchteten nach Straßburg und blieben auch dort wohnen, als der Friede hergestellt war, und die Edlen zurückkehren durften. Die Jugend unseres Johann Gutenberg ist völlig unbekannt; wir wissen nur, daß er im Jahre 1436 bis 38 in Straßburg mit mehreren Männern in Verbindung trat, um Spiegel zu machen und Steine zu schleifen. Obgleich seine Familie früher reich und mächtig war, so verursachte doch die Flucht aus Mainz große Verluste, und Gutenberg mußte, um sich zu ernähren, seine Kenntnisse und Fertigkeiten anwen-

den, seine Künste ausüben und Andern lehren und bei seinen kostspieligen Versuchen und Arbeiten das Geld wohlwollender Freunde und Gönner in Anspruch nehmen. Die Noth, diese große Lehrerin der Menschen, brachte ihn auch wahrscheinlich zuerst auf den Gedanken, Bücher zu drucken. Man hatte damals Heiligenbilder, mit Reimen und Sprüchen versehen. Auf eine Tafel von Birnbaumholz wurde nämlich das Bild ausgeschnitten und das Sprüchlein auch, so daß das, was auf das Papier gedruckt werden sollte, hoch war, das andere aber vertieft und weggeschnitten wurde. Dies Hohe wurde nun mit Farbe bestrichen und mittelst eines Reibers auf das Papier gedruckt. Sein erster Gedanke war, eine Presse zu machen, durch die man einen gleichmäßigen Druck auf das Papier üben könne; dann kam er darauf, einzelne Buchstaben aus der Holztafel herauszuschneiden, damit er sie willkürlich zu Wörtern und Sätzen zusammensetzen könne. Nun hatte er bewegliche Buchstaben und konnte weit mehr leisten als früher. Allein die Holzbuchstaben, das mußte Gutenberg gar bald zu seinem höchsten Leidwesen erfahren, nutzten sich sehr bald ab und druckten sich undeutlich und unsauber. Auch kostete es eine entsetzliche Mühe und großen Zeitaufwand, um so viel A B C aus Holz zu schneiden, als zu einem, wenn auch nur kleinen Buche, geschweige zu einer Bibel, nöthig war. So sann er denn darauf, Buchstaben aus Metall, Blei, Zinn oder Kupfer zu machen. Ehe er dies aber ausführte, verließ er Straßburg und kehrte nach Mainz zurück. Hier schloß er mit einem reichen Bürger, Namens Fust, einen Vertrag, dem zu Folge Gutenberg eine Druckerei anlegen und das Druckgeräthe vervollständigen, Fust aber das Geld herschießen sollte. Der Gewinn sollte getheilt werden, und Gutenberg das hergeliehene Kapital mit sechs Prozent verzinsen. Hätte es der ehrliche Gutenberg mit einem rechtlichen Manne zu thun gehabt, so hätte aus dieser Verbindung endlich der Lohn für all sein Nachdenken, Ringen und Abmühen hervorgehen können; allein Fust war ein habsüchtiger Mann, dem Geld und Geldgewinn über Alles ging, und der in Gutenberg nur ein Werkzeug erblickte, durch das er sich bereichern könne.

Als Gutenberg seine metallnen Buchstaben gegossen hatte, die den neuen Vortheil boten, daß sie viel regelmäßiger, kleiner, feiner und schärfer gemacht werden konnten, als die hölzernen, so ging er daran, eine Bibel zu drucken. Er begann den Druck 1452 und vollendete ihn im Jahre 1455. Aber dies Werk hatte ungeheuere Kosten,

viele Sorgen und große Mühen verursacht. Schon die lange Zeit bis zur Vollendung legt ein Zeugniß ab, wie unvollkommen noch die Einrichtung der Druckerei, und wie wenig geübt, die Kunst der Drucker und Setzer war. Um diese Zeit kam Peter Schöffer aus Gernsheim zu Gutenberg, ein sehr geschickter Mann, der besonders schön schreiben konnte und eine größere Reinheit und Schönheit der Buchstaben hervorbrachte. Diesem Schöffer gab der treulose Fust seine Tochter zum Weibe, und als er ihn auf diese Weise für sich gewonnen hatte, ging er rückhaltslos mit seinem Plan heraus, Gutenberg von dem Geschäfte zu trennen, und so mit seinem Tochtermann Schöffer die Vortheile der neuen Erfindung allein zu genießen. Zu diesem Ende verlangte der falsche Mann plötzlich von Gutenberg sein ihm dargeliehenes Kapital mit allen Zinsen zurück, und da der arme Gutenberg nicht bezahlen konnte, so sprach das, überdies bestochene, Gericht, dem Fust die ganze Druckerei als Eigenthum zu als Ersatz seiner Forderung. Wem blutet nicht das Herz, diesen Mann, aller Frucht seiner Mühen beraubt, um den Preis seines Lebens und Strebens gebracht, ohne Brod, ohne Geld, ohne Unterstützung, in Mainz umherirren zu sehen? Nur kurze Zeit weilte er daselbst, gedrückt und niedergebeugt; dann nahm er den Wanderstab und verließ zum zweitenmale seine Vaterstadt, bettelarm und hülflos und, was noch mehr ist, betrogen um den Glauben an die Ehrlichkeit der Menschen. Und wieder nach Straßburg zieht er hin, dort hofft er reiche, ihm bekannte Leute zu bewegen, die nöthigen Geldmittel herbeizuschaffen, um den Plan, eine neue Druckerei einrichten zu können, auszuführen. Alle Schritte, alle Vorstellungen und Bitten blieben aber erfolglos, und die Noth beugte ihn nieder, während Fust und Schöffer ernteten, was er gesäet hatte. Am Rand der Verzweiflung lächelte ihm noch ein Glücksstern. Syndikus Dr. Humery in Mainz, ein reicher und edler Mann, ließ sich bewegen, die Geldmittel zu einer neuen Druckerei in Mainz herzuschießen; Gutenberg mußte wieder von vorn anfangen, er baute wieder von unten auf, und setzte seine ganze Kraft daran, Großes zu leisten; aber es betrog den Unglücklichen auch diese letzte Hoffnung. Adolph von Nassau belagerte Mainz, um den Kurfürsten und Erzbischof Diether zu entsetzen, und in einer nebligen Herbstnacht eroberte er die Stadt, ließ viele Bürger umbringen und ihre Häuser in Brand stecken. In dieser Mordnacht verlor Gutenberg alle seine Habe; er konnte seiner Druckerei nicht mehr vorstehen und mußte sie an Den abtreten, der

ihm das Geld vorgeschossen hatte. Dr. Humery ließ ihm zwar die Aufsicht über dieselbe, und Adolph von Nassau ernannte ihn zu seinem Hofjunker; aber Alles das war zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel, und so lebte der um die Welt so verdiente Mann in Tagen der Noth, der Sorge und des Grams. Fust und Schöffer druckten unter andern einen prächtigen Psalter, der noch heute ein Prachtstück der Buchdruckerkunst ist, wurden angesehene und reiche Leute und zehrten von dem Vortheil, den Gutenberg mit Fug und Recht für sich in Anspruch hätte nehmen können. In Straßburg, Frankfurt am Main, Bamberg und andern Städten gründeten die einstigen Gehülfen Gutenbergs, welche durch einen Eidschwur sich hatten verpflichten müssen, das Geheimniß der Kunst nicht zu verrathen, welche aber die Belagerung und Eroberung Mainz aus der Stadt vertrieben hatte, großartige Druckereien, denn sie glaubten sich durch die Zeiten der Noth ihres Eides entbunden. Sein Geheimniß war verrathen; er selbst, der Erfinder, wußte kaum einen Ort, wo er sein kummervolles Haupt niederlegen sollte. Er starb im Jahre 1469, arm und niedergebeugt durch das Mißgeschick, welches ihn durch's ganze Leben begleitete. In der alten Franziskanerkirche zu Mainz wurde er begraben, und die dankbare Nachwelt bezeichnete den Hof zum Gensfleisch, sein Geburtshaus, und den Hof zum Gutenberg, das ihm den unsterblichen Namen gab, mit würdigen Inschriften, und setzte ihm 1837 mit großer Feierlichkeit auf dem Domplatze zu Mainz ein erzenes Standbild. Alle gesitteten Völker stimmen ein in die Verherrlichung unseres großen Landsmannes, und noch nach Jahrtausenden wird die Erfindungsfeier der Buchdruckerkunst der Menschheit größtes, erhebendstes Jubelfest sein.

98.

Johannes Gutenberg.

Der größte Feldherr aller Zeiten,
Das ist Johannes Gutenberg;
Ein Cäsar wußte gut zu streiten,
Doch gegen ihn ist er ein Zwerg.

Er hat nur wenig, wenig Krieger,
Doch trotzen sie Gefahr und Tod;
Es steh'n dem kühnen Weltbesieger
Nur fünf und zwanzig zu Gebot.

Und diese kann er dreh'n und wenden,
Wohin er will, wie's ihm beliebt;
Und siegreich muß die Schlacht stets enden,
Denn seine Truppen sind geübt.

Sie brauchen auch nichts, um zu leben,
Sie stammen nicht von unserm Stern;
Der Himmel hat sie ihm gegeben,
Sie dienen ihrem Meister gern.

Als noch die Welt von Nacht umflossen,
Die Menschenbrust noch öde lag,
Da rang Johannes unverdrossen
Durch Nacht zum Licht, bis an den Tag.

Ließ seine Truppen aufmarschiren,
Hat sie in Schlachtenreih'n gestellt;
Und es gelang ihm, einzuführen
Die Geistesfreiheit in die Welt.

Und mancher Goliath des Dunkels,
Der noch nicht überwunden war,
Erblich ob seines Zorngefunkels
Und bebte vor der kleinen Schaar.

Sie schlagen tödtlich tiefe Wunden
Dem Geiste, doch dem Körper nicht,
Und nimmermehr wird der gefunden,
Der Hohn dem kleinen Häuflein spricht.

Der große Feldherr ist gestorben,
Allein sein großer Name nicht;
Er hat sich ew'gen Ruhm erworben,
So lang sein kleines Häuflein ficht.

Doch dieses ist nicht aufzureiben,
Es stammt ja aus der Himmelshöh';
Die fünf und zwanzig werden bleiben,
Man nennt sie nur — das A. B. C.!

Klumpp.

99.

Gutenbergslied.

Es ist ein Berg auf Erden,
Der Gutenberg genannt,
Der soll besungen werden
Wohl auf und ab im Land.
Er heget keine Feste,
Er pfleget keinen Wein,
Und wird doch stets der beßte
Von allen Bergen sein.
Es ist ein Berg auf Erden,
Der steht zu Mainz am Rhein;
Mit trotzigen Geberden
Schaut er in's Land hinein.

Da schaut er, was wir treiben
Vom Rheine bis an's Meer,
Da liest er, was wir schreiben
Im weiten Land umher.
Zu lang war dem Kyffhäuser
Des Rothbarts Todesnacht,
Da ist für seinen Kaiser
Der Gutenberg erwacht.
Zu Schanden heißt er werden
Der Raben schwarzes Werk,
Der beßte Berg auf Erden
Das ist der Gutenberg.

G. Herwegh.

100.

Albrecht Dürer.

Albrecht Dürers Vater war ein Goldschmied, der von Ungarn nach Deutschland kam, lange in den Niederlanden bei großen Künstlern in Arbeit stand und endlich in Nürnberg sich häuslich niederließ. Unter seinen 18 Kindern war Albrecht das drittälteste; er zeichnete sich schon in früher Jugend durch großen Fleiß im Zeichnen und der Mathematik aus und lernte auch das Handwerk seines Vaters. Aber gar bald zeigte Albrecht mehr Lust zur Malerkunst und drang so lange in seinen Vater, bis ihn dieser zu Michael Wohlgemuth, einem sehr geschickten Maler in Nürnberg, in die Lehre that. Hier übte er sich drei Jahre lang mit unermüdetem Fleiß und brachte es bald so weit, daß die Gesellen und die andern Lehrlinge mit Mißgunst und Neid auf ihn blickten, und der strebsame Jüngling während dieser Zeit viel Uebels zu erdulden hatte. Nach überstandener Lehrzeit zog er durch Deutschland, Italien und die Niederlande, um sich in seiner Kunst noch mehr zu vervollkommnen, und überall nahm man den geschickten und bescheidenen Künstler mit Wohlwollen auf.

Drei und zwanzig Jahre alt, kehrte er als ein schöner Jüngling mit freundlicher, offener Stirne, die von langen, braunen Locken umwallt war, in seine Vaterstadt zurück und heirathete nach dem Willen seines Vaters Agnes Frei, die Tochter eines berühmten Mechanikers. — Das war aber eine traurige Ehe. Der Geiz seiner Hausfrau trieb ihn fortwährend zur Arbeit an und gönnte ihm kaum die

nöthige Ruhe; ihre Zanksucht verbitterte ihm so manche schöne Stunde; ihr Keifen und Schelten weckte ihn oft aus seinen süßen Künstlerträumen. Mit beispielloser Geduld und Sanftmuth ertrug er 24 lange Jahre seine häuslichen Leiden; selten kam eine Klage über seine Lippen; er hieß seine Agnes nur seine Rechenmeisterin, und an seinen Freund Pirkheimer schrieb er von Italien, wohin er eine zweite Reise unternommen hatte: „O wie wird mich, wenn ich wieder nach Hause komme, nach der Sonne frieren!“ Auf seinen zweiten Reisen in die Niederlande und Italien wurde er überall, wo er sich zu erkennen gab, mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit behandelt. — Einst wünschte ein berühmter italienischer Maler, der besonders die Feinheit und Natürlichkeit der von Dürer gemalten Haare bewunderte, einen feinen Pinsel von ihm, um auch solche Arbeit hervorbringen zu können. „Mit Vergnügen, sagte Dürer, hier sind alle meine Pinsel, suche dir den feinsten aus.“ „Solche habe ich selbst“, sagte der Italiener, nachdem er sie gemustert hatte. Dürer ergriff den nächsten Pinsel und malte damit einen so schönen feinen Lockenkopf, daß der fremde Künstler staunte.

Ein andermal war Dürer im Kreise fröhlicher Kunstgenossen zu Bologna. Da machte Einer den Vorschlag, es solle Jeder eine kleine Probe seiner Kunst geben. Als die Reihe an Dürer kam, nahm er ein Stück Kreide, zog damit auf den Tisch einen Kreis und machte in die Mitte einen Punkt; man holte einen Zirkel herbei, und es fehlte nicht ein Haarbreit von der Rundung.

Zu Rom besuchte er den berühmten Michel Angelo, gab sich aber nicht zu erkennen, sondern trat als Farbenreiber in dessen Dienste. Angelo arbeitete damals gerade an einem Bilde, das den Besuch des Engels bei Maria vorstellte. Als einst Angelo ausgegangen war, nahm Dürer geschwind einen Pinsel und malte auf die Stirne des Engels eine Fliege mit solcher Natürlichkeit und Zartheit, daß Angelo, als er nach Hause kam und wieder an die Arbeit zu gehen im Begriffe war, sie zu wiederholten Malen wegjagen wollte. Endlich gewahrte er, daß sie gemalt sei. „Wahrlich, rief er, das kann nur Albrecht Dürer gemalt haben!“ Dieser war aber bereits über alle Berge.

Doch nicht nur als Maler zeichnete sich Dürer aus, nein, er war der belebende und leitende Mittelpunkt aller bedeutenden Kunstbestrebungen der damaligen Zeit. Im Formschneiden und Kupferstechen brachte er es so weit, daß seine Holzschnitte und Kupferstiche

durch Wahrheit des Ausdrucks, Correktheit der Zeichnung und Nettigkeit der Ausführung Alles übertrafen, was Deutschland und Italien damals in diesem Punkte hervorbrachte. Seine Lehre der Perspektive und sein Unterricht über die Befestigung der Städte und Schlösser zeigt ihn als einen denkenden, vielseitig gebildeten Mann, der auch auf die Sprache und Literatur seiner Zeit nicht ohne Einfluß geblieben ist. Ein solcher Künstler mußte auch, das konnte nicht fehlen, der Freundschaft der angesehensten Zeitgenossen für würdig befunden werden. Pirkheimer, der berühmte Nürnberger Rathsherr, war sein vertrautester Freund, und Kaiser Maximilian sein erhabener Gönner, der ihn zum Hofmaler ernannte und ihn ein beträchtliches Jahrgehalt aussetzte.

So oft Maximilian in Nürnberg weilte, versäumte er nicht, des Künstlers Werkstätte zu besuchen. Einst sprach der Kaiser mit dem Meister Dürer wegen eines anzufertigenden Gemäldes und wollte mit der Reißkohle eine Zeichnung dazu entwerfen; allein die Reißkohle zerbrach öfters in seiner ungeübten Hand; da nahm sie Dürer und vollendete leicht und frei den Entwurf. Der Kaiser wunderte sich darob und fragte: „Warum bricht denn mir die Kohle immer und Euch nie?“ „Das ist mein Scepter, sagte Dürer, hier die Leinwand mein Reich; es wäre übel, wenn meine Reißkohle Eure Majestät besser kennte, als mich.“

Dürer sollte einst in Gegenwart des Kaisers ein großes Bild an eine Mauer zeichnen. Da er aber nicht völlig hinaufreichen konnte, wurde eine Leiter herbeigebracht, und der Kaiser befahl einem nahestehenden Edelmann, die wankende Leiter zu halten. Dieser aber wies diese Zumuthung, als mit der Ehre seines Standes unverträglich, mit stolzen Mienen zurück. Der Kaiser lächelte, zog sein Schwert, hieß Dürer niederknieen und schlug ihn vor den Augen des staunenden Gefolges zum Ritter, indem er sagte: „Du bist ein Fürst, wie wenig andre sind; dich zu bedienen, schäme sich fürder kein Edelmann; Adel und Wappen seien dir von heute an verliehen.“ —

Des Meisters Bild ist, von seiner eigenen Hand gemalt, auf die Nachwelt gekommen. Die Bildung seines Körpers war ganz geeignet, den inwohnenden reichen und gediegenen Geist im Aeußern abzuspiegeln. Eine hohe, gewölbte Stirne, ein feuriger Blick, eine gebogene Nase, zierliche Finger, ein in sorgfältig gedrehten Ringellocken auf die Schul-

tern herabwallendes Haar: so zeigt uns den Künstler das am 21. Mai 1840 aufgestellte Standbild zu Nürnberg, von Rauch modellirt und von Burgschmiet gegossen.

Albrecht Dürer war und ist der Stolz seiner Vaterstadt, das Vorbild aller deutschen Künstler.

101.

Max und Dürer.

Fürst, Troßbub, Ritter, Gauner durchwimmelnd Augsburgs Straßen,
Im Saal die Rathsherrn zankend, und zankend Volk auf den Straßen,
Hier doppelt volle Schenken, doch Armuth rings im Land:
Wie mögt ihr solches heißen? Reichstag war's deutsch genannt.
Max sah vom Fenster düster in's tolle Gewühl hinein,
Da trat im schlichten Wamse ein Mann gar schüchtern ein.
„Gott grüß dich, Meister Dürer, rief Max so freudig schnell,
Wie kommt die Kunst zum Reichstag? nach Babel mein Apell?"
„Nur eine Gnade wollt' ich, o Herr, von euch erfleh'n,
Erwidert d'rauf der Meister, laßt freundlich es gescheh'n!
Ach, gerne malt' ich einmal noch euer Konterfei,
Hell strahlend wie sein Urbild, doch auch so wahr und treu."
Da faßte sanft der Kaiser des Künstlers Hand gerührt:
„Bei mir ist's Abendroth schon, d'rum eh' es Nacht ganz wird,
Willst du die Landschaft zeichnen, vom Spätlicht karg verklärt!
Gelt, Freund, so ist's gemeinet? Wohlan, gern sei's gewährt!"
Der Maler nimmt den Pinsel, Leinwand und Farbenschrein:
„Noch bitt ich eins, mein Kaiser, seht nicht so finster d'rein."
Starr auf die graue Leinwand ist Maxens Blick gebannt:
„Ich denk' an Staub und Asche, auch grau wie diese Wand."
Der Maler zeichnet weiter, Mund, Wange, Nase, Blick,
Der Kaiser sinkt vor Lachen jetzt in den Stuhl zurück:
„Ho, ho, da droht sie wieder, als ob's der Spiegel wies,
Die ungeheure Nase, die sich so oft schon stieß!"
Und Farb' auf Farb' entlodert, wie Frühlingsblüthenglanz,
Und Leben, Frühlingsleben, durchschwillt den Farbenkranz.
Aufblüht die Farb', umkosend als Lächeln hier den Mund,

Als Ernst gar finster thronend dort auf dem Stirnenrund.
Seht da den ganzen Menschen, dies alte treue Haus,
Schmerz sieht zu einem Fenster wehmüth'gen Blicks hinaus;
Die Freude steht am andern und blickt und lächelt mild,
Nur hängt an diesem Hause die Kron' als Aushängschild.
„Leb' wohl nun, Bruder Albrecht, ja Bruder nenn' ich dich;
Ein König heiß' ich, König bist du so gut, als ich;
Ein Stückchen Gold mein Scepter, mein Reich ein Stück grün Land,
Dein Scepter Stift und Kohle, dein Reich die Leinewand.
Die Heere bunter Farben sind Unterthanen dir,
Wohl treuer dir ergeben, traun, als die meinen mir!
Und Leben ist das Endziel, dem unsre Kraft geweiht,
Und Beider Müh' und Arbeit ist die Unsterblichkeit.
Und doch, ist's einst gelungen, und glauben wir's vollbracht,
Wornach wir treu gerungen, Tags über und bei Nacht,
Kommt, unser Werk besehend, manch nüchterner Gesell
Und meint, das Bild sei leidlich, der Thron steh' schief zur Stell'.
Behüt dich Gott, mein Albrecht, kehrst du nach Nürnberg heim,
So grüß mir den Hans Sachse, den Mann mit Sang und Reim;
Macht er ein Liedlein wieder, so sei's ein Leichenlied,
Bald hört ihr, daß ein König, der lieb euch war, verschied."
So sprach der Fürst. In's Auge schaut er dem schlichten Mann,
Und sieht ihn milden Blickes wohl lang und schweigend an,
Blickt dann auf's eigne Bildniß, geschmückt mit Kron' und Gold,
Und lächelt still, wie Einer, der lieber weinen wollt'.

A. Grün.

102.

Hans Holbein.

Dieser berühmte Maler wurde zu Augsburg 1498 geboren, wo er bei seinem Vater seine Kunst erlernte. Bald übertraf er diesen, und schon in seinem Jünglingsalter erwarb er sich einen nicht unbedeutenden Ruhm. Von Augsburg aus zog er mit seinem Vater nach Basel, und hier lernte er den berühmten Erasmus von Rotterdam

kennen, welcher das Talent des jungen Malers hoch schätzte und ihn mit Rath und thätiger Hülfe unterstützte. — Hans hatte jung geheirathet, und das Schicksal hatte ihm, wie seinem großen Zeitgenossen Albrecht Dürer, eine Xantippe zugeführt, die ihm seine Tage verbitterte. Darum beredete ihn Erasmus von Rotterdam, diese unwürdigen Fesseln zu brechen und nach England zu gehen, wo er selbst lange Zeit gelebt und bedeutende Verbindungen geschlossen hatte. Hans malte nun das Bild seines edlen Freundes mit einem solchen Aufwand von Fleiß und Kunst, daß Jeder, der es sah, die glänzendsten Hoffnungen für die Zukunft des Meisters darauf baute. Mit diesem Gemälde und einem Briefe seines Freundes an den Großkanzler Thomas Morus, Erasmus vertrautestem Freunde, dem dieses Bild zum Geschenke bestimmt war, reisete Holbein nach London. Er fand die freundlichste Aufnahme, und drei Jahre lebte er, aller Welt unbekannt, in dem Hause seines Gönners und verwendete diese Zeit zu einer Reihe von historischen Gemälden und Porträts, deren Besitz den Großkanzler mit jedem Tage mehr entzückte. Endlich nach drei Jahren dünkte es ihm Zeit, den seltenen Meister an's Licht treten zu lassen. Er lud zu diesem Zwecke den König Heinrich VIII. und den ganzen Hof zu einem großen Feste ein und führte dann seine hohen Gäste in einen Saal, wo die Gemälde, wohlgeordnet und im höchsten Glanze ihrer frischen Farbenpracht, ihnen entgegen leuchteten. Der König staunte bei dem Anblicke so vieler Meisterwerke; er wanderte unermüdet von einem zu dem andern, er lobte die Wahrheit, er staunte über den Ausdruck, er wurde entzückt von der Wärme des Colorits; der Sammt, der Atlas, der Schmuck, die goldnen Stickereien glänzten ihm wie in der Wirklichkeit entgegen; er war außer sich vor Freude und Bewunderung. „Und wer ist der Meister, der so Großes vermochte?" fragte der König. Da nahm Thomas Morus den jungen Holbein, welcher in bescheidener Entfernung stand, bei der Hand und stellte ihn dem König vor. Von diesem Tage an war er Hofmaler des Königs; bald auch sein Günstling, um den alle Vornehmen und Großen des Reiches sich drängten. Seine Werke waren und sind noch jetzt der schönste Schmuck ihrer Paläste, und die Engländer nennen ihn mit Stolz den Ihrigen und betrachten ihn als ihr ausschließendes Eigenthum, während uns Deutschen der Ruhm bleibt, daß er seinem angeborenen Vaterlande auch seine Kunstbildung zu verdanken hat. Wie hoch der sonst gegen alle Welt übermüthige und tyrannische Heinrich VIII. den Meister schätzte, möge folgende Geschichte beweisen:

Holbein war einst mit einem Gemälde beschäftiget, das er noch den unberufenen Augen so mancher Kunstkenner, die ihn oft mit ihren Besuchen belästigten, verbergen zu müssen glaubte, als ein junger, vornehmer Lord bei ihm Zutritt verlangte. Holbein trat ihm ganz höflich auf dem Vorplatze entgegen und bat sich zur gelegneren Stunde die Ehre seines Besuches aus. Mylord aber meinte, die Zeit, welche ihm am gelegensten wäre, müßte es auch für den Meister sein, und wollte sich endlich den Eingang in die Werkstatt erzwingen. Da nahm der Maler den Mylord bei'm Kragen und warf ihn so unsanft die Treppe hinab, daß er seinem unten stehenden Bedienten mit einem Schrei der Entrüstung und des Schmerzes vor die Füße fiel. Nachdem er sich einigermaßen erholt hatte und von seinem Diener verbunden worden war, ließ er sich vor den König führen, klagte ihm die Beschimpfung und bat um schleunige Bestrafung. Als der König lächelte und zögerte, eine harte Strafe über den Maler auszusprechen, vergaß der Lord so sehr der Mäßigung und Achtung, welche er seinem Herrn und König schuldig war, daß er schwur, selbst Rache an seinem Beleidiger nehmen zu wollen. „Jede persönliche Rache, jede Verunglimpfung und Schmach, sprach der König darauf ergrimmt, die ihr Holbein zufügt, nehme ich als mir widerfahren auf und werde sie zu strafen wissen. Bringt mir sieben Bauern, und ich will euch in einer Minute sieben Lords daraus machen; aber aus sieben Lords, wie ihr seid, vermag ich keinen einzigen Holbein zu schaffen!"

Hans Holbein, dessen meisten und größten Werke in Basel, Venedig und London zu finden sind, starb in seinem 56. Jahre zu London an der Pest.

103.

Lukas Kranach.

Sein eigentlicher Name ist Sunder; er nannte sich aber, wie dies damals sehr gewöhnlich war, nach dem Orte, wo er geboren wurde, nämlich nach dem Orte Kronach in Oberfranken des Königreichs Bayern. Im Jahre 1519 erhielt er die Ehrenstelle eines Bür-

germeisters zu Wittenberg, die er neben seiner Kunstbeschäftigung zur allgemeinen Zufriedenheit lange verwaltete. Er war durch das Band der innigsten Freundschaft mit Luther verbunden, der damals in Wittenberg muthig und kraftvoll den großen Kampf begann. Er war der Vertraute aller seiner Pläne; er beförderte die Handlungen dieses heldenmüthigen Geistes; er rieth zu Luthers Verbindung mit Katharina von Bora; er nahm den herzlichsten Antheil an allen trüben und freudigen Ereignissen in dem Leben des großen Reformators, und Jeder von diesen beiden großen Männern fand den andern immer in freudiger Bereitschaft zu größeren oder kleineren Dienstleistungen. Unter den vielen Gemälden dieses treuen Sohnes der Natur, der wahr, kräftig, herzlich, ein kernhafter, tüchtiger Meister, seinen großen Charakter in seinen Werken aussprach, ist daher das Bild seines Freundes Luther das hervorragendste. Er stellte diese kräftige Heldengestalt bald in der Mönchskutte, bald als Ritter Jörge, bald im Priestergewande mit der Bibel in der Hand dar. — Vor Allem aber verdient die beispiellose Liebe und Treue gerühmt zu werden, mit der er seinem Herrn, dem Kurfürsten Johann Friedrich dem Großmüthigen, anhing, und den er selbst im Unglück, als alle Getreuen sich von ihm wendeten, nimmer verließ. Dieser unglückselige Fürst wurde nach der Schlacht bei Mühlberg, wo er gefangen wurde, vor das Kriegsgericht gestellt, bei welchem der furchtbare Herzog Alba den Vorsitz führte, von diesem zum Tode verurtheilt, vom Kaiser aber begnadiget und in schmählicher Gefangenschaft gehalten. Als darauf Kaiser Karl Wittenberg belagerte, erbat sich Lukas Kranach eine Audienz bei ihm, und nachdem der Kaiser sich längere Zeit außerordentlich gnädig mit dem Meister unterhalten hatte, indem er sich erinnerte, als achtjähriges Kind in den Niederlanden von ihm gemalt worden zu sein, forderte er ihn endlich auf, sich eine Gnade zu erbitten. Da fiel der ehrwürdige, fünf und siebenzigjährige Greis, der in seinem Leben wohl noch nie seine Kniee, als vor Gott dem Herrn, gebeugt hatte, vor den Kaiser hin und bat mit heißen Thränen um die Freiheit seines gefangenen Fürsten. Der Kaiser wandte sich kalt ab und sagte: „Du bist mir lieb und werth, Kranach; aber diesen Wunsch kann ich dir nicht gewähren.“ „So gestattet mir wenigstens, setzte der treue Unterthan hinzu, die Gefangenschaft mit ihm theilen zu dürfen.“ Dies wurde ihm zugesagt, und der Greis verließ Alles, was ihm in seinem langen Leben lieb und theuer geworden war, seine Kinder und Enkel, seine Verwandten und Freunde, Haus und Hof,

seine zweite Vaterstadt Wittenberg, und eilte in die Arme seines, von aller Welt verlassenen, im einsamen Kerker schmachtenden Fürsten und Freundes. Er betete mit ihm, er las ihm vor, er führte ihn in heitern Stunden durch die Uebungen in seiner Kunst weit hinaus über die beengenden Mauern, die Beide umschlossen hielten. Das Jahr 1552 brachte Beiden die Freiheit; der Passauer Vertrag öffnete ihren Kerker, und an der Seite seines fürstlichen Freundes, der in Weimar seinen Einzug hielt, rief auch ihm die jubelnde und begeisterte Menge ihre Vivats zu. Von Allen hoch geehrt und geliebt, lebte er noch ein Jahr zu Weimar und ging am 16. Oktober 1553 in eine bessere Welt ein. Er wurde auf dem Gottesacker der Sankt Jakobskirche in Weimar begraben; sein Leichenstein stellt den Meister in Lebensgröße dar und führt die Ueberschrift: pictor celerrimus (der geschwindeste Maler) statt celeberrimus (der berühmteste).

104.

Der Rabe zu Merseburg.

Zu Merseburg an der Saale lebte zu Anfang des 16. Jahrhunderts Bischof Thilo von Trotha, ein gar strenger und jähzorniger Herr, was Niemanden, besonders aber keinem Bischofe, gut anstehen will. Einst hatte er sich auf der Jagd müde gejagt und doch nichts erleget, darum er verdrießlich sein Roß heimwärts lenkte, und, in seinem Schlosse angekommen, mißmuthig die Jagdkleider abwarf und unwirsch seinen alten, treuen Diener Johannes begrüßte, der im Gemach seiner harrte.

Da der Bischof an's offene Fenster trat, bemerkte er dort sein Schmuckkästchen, in welchem er seinen Siegelring aufzubewahren pflegte. Er hatte es am frühen Morgen in der Eile unverschlossen dort stehen gelassen, ergriff es nun und wollte seinen kostbaren Ring herausnehmen; aber — siehe! er war verschwunden. Die Röthe des Zornes überzog sein Gesicht, mit rauhen Worten wendete er sich zu seinem alten Johannes, und als dieser vernahm, was seinen Herrn beunruhigte, erblaßte er und wußte kaum ein Wort hervorzustammeln.

„Räuber! schrie ihm der Bischof zu, alter diebischer Bube! heraus mit dem Ringe! Niemand ist in dies Gemach gekommen, als du, und nur du hast den Ring!“ Da kam dem treuen Diener die Sprache wieder; im Gefühle seiner Unschuld widersprach er mit kühnen Worten und reizte den Zorn des Bischofs durch seinen gerechten Widerspruch so sehr, daß dieser ihn, seiner vieljährigen treuen Dienste vergessend, in den Thurm werfen ließ.

Bei allen Verhören betheuerte Johannes seine Unschuld; erst unter den Qualen der Folter, welche so oft schon Geständnisse von Thaten erpreßte, die der Gemarterte niemals begangen hatte, gestand er ein Verbrechen, das dem treuen, ehrlichen Diener nie in den Sinn gekommen war; er gestand, weil er den Tod solchen Qualen vorzog. Auf dem Blutgerüste angekommen, wozu ihn das strenge Gesetz der damaligen Zeit verurtheilte, erhob er betend seine Hände zu dem Allwissenden und erklärte vor allem Volke, daß er unschuldig sterbe. Zu spät! der Henker legte Hand an die greisen Haare des Alten, und ruhig und gelassen legte Johannes sein Haupt auf den Block.

Jahre vergingen, und das Grab des treuen Dieners war mit hohem Grase überwuchert, kein Mensch gedachte seiner mehr, und auch der Bischof hatte im Strudel des üppigen Lebens sein vergessen. Da geschah es, daß in einer Nacht ein fürchterlicher Sturm die Dachbekleidung eines der sieben Schloßthürme des Bischofsitzes herunterriß, und als der Dachdecker am nächsten Tage den Thurm bestieg, um den Schaden auszubessern, da fand er — den Siegelring. Aus dem Neste eines Raben hoch im Gemäuer zog er ihn hervor und brachte ihn dem Bischof, den fast der Schreck tödtete. „Treuer Johannes!“ das war Alles, was er zu sprechen vermochte. „Treuer Johannes!“ das waren die einzigen Worte, die Reue und Scham ihn in den ersten Tagen hervorbringen ließen.

Er gieng in sich, entsagte von nun an aller Weltlust und ließ an seinem Schlosse und am Dome zu Merseburg ein Wappen anbringen, das den Raben mit dem Ringe im Schnabel und darüber zwei gen Himmel erhobene Hände zeigt. Auch verordnete er in seinem Testamente, daß fortan auf dem Schloßhofe ein lebender Rabe sollte gehalten werden auf ewige Zeiten. Noch heute sieht man den schwarzen Vogel in seinem einsamen Käfige sitzen und traurig durch die Gitter seines Gefängnisses schauen. Von Zeit zu Zeit öffnet er den

Schnabel und krächzt schaurig, als wollte er die traurige Geschichte des treuen Johannes erzählen.

105.

Martin Luthers Jugend.

Am 10. November 1483 zog Hans Luther, ein Bergmann aus dem Dorfe Möra, unweit Salzungen, mit seiner Ehefrau Margaretha nach Eisleben, um auf dem Jahrmarkte, der am folgenden Tage gehalten werden sollte, allerlei einzukaufen. In der darauf folgenden Nacht wurde zu Eisleben der junge Luther geboren, und gleich den folgenden Morgen trug man ihn in die Peterskirche daselbst und ließ ihn Martinus taufen, weil der 11. November dem heiligen Martinus geweiht ist. Schon in den ersten Jahren seines Lebens zogen seine Eltern von Möra nach Mansfeld, wo es ihnen anfangs ziemlich kümmerlich ging. Aber nach und nach gelang es ihrem unermüdeten Fleiße, Etwas zu erübrigen, so daß sie sich ein paar Schmelzöfen kaufen konnten, deren verständiger und rastloser Betrieb sie später zu ziemlich wohlhabenden Leuten machte. Von seinen Eltern wurde Martin sorgfältig und strenge erzogen, und die übermäßig scharfe Zucht des Vaters und des ersten Lehrers erfüllte des Knaben Gemüth mit knechtischer Furcht, die er erst spät und mit großer Mühe überwinden konnte. Dem Vater wurde der Fleiß und die Lernbegierde des Sohnes öfters gepriesen, so daß er den Entschluß faßte, ihn studieren zu lassen. Als Martin sein vierzehntes Jahr erreicht hatte, schickte er ihn nach Magdeburg und ein Jahr später nach Eisenach, wo Verwandte seiner Mutter wohnten, die sich aber des Knaben sehr wenig annahmen, so daß er sich genöthigt sah, Mitglied der Currende zu werden, d. h. mit andern Schülern von Haus zu Haus zu gehen und durch Singen vor den Thüren seinen Unterhalt sich zu erwerben. Oft geschah es, daß er mit schnöden Worten abgewiesen wurde, oft hatte er sich heiser gesungen um ein Stücklein schwarzes Brod; aber einmal machte er sich durch seine kräftige Altstimme und durch seinen Ernst und Eifer, womit er die Sache betrieb, bei einer Wittwe, Namens Cotta, bemerkbar. Sie nahm ihn in ihr Haus auf, gab ihm Kost und Wohnung und sorgte selbst für seine Kleider. Dafür begehrte sie von ihm zum Danke weiter Nichts, als daß er ihr manchmal zur

Zither vorsingen mußte, welches Instrument er, wie auch die Flöte, ohne Lehrmeister in den Musestunden gelernt hatte. Die uneigennützige, mütterliche Pflege der gutmüthigen Frau machte auf Luthers Gemüth den wohlthuendsten Eindruck, und er hat ihrer hernachmals oft in Ehren und mit Dank gedacht.

Luther, der ein vortreffliches Gedächtniß und vorzügliche Anlagen hatte, verband mit diesen Gaben ausgezeichneten Fleiß, und so überflügelte er schnell seine Mitschüler und konnte nach drei Jahren die Universität Erfurt beziehen, wo er nach des Vaters Willen der Rechtsgelehrsamkeit sich widmen sollte, damit er einst als Sachwalter oder Staatsbeamter zu Ansehen, Würden und Vermögen gelange. Der frühe Morgen fand ihn schon an der Arbeit, und am Abend, ja spät in der Nacht saß er noch am Studiertisch; selbst Erholungsstunden benutzte er zur Belehrung. Er besuchte sehr oft die Universitätsbibliothek, und hier war es, wo ihm die erste vollständige, lateinische Bibel zu Gesicht kam. Mit Neugier fing er an zu lesen, mit höchstem Interesse fuhr er fort, mit steigender Bewunderung studierte er dieselbe. Weder in der Schule, noch in der Kirche hatte er von diesen Geschichten etwas vernommen. Die Jugendgeschichte Samuels fesselte ihn zuerst, und es ergriff ihn wunderbar, wie Samuel von seiner Mutter ausschließlich dem Dienste Jehovahs geweiht, und wie durch ihn das entweihte Amt der Priester wieder zu Ehren gebracht wurde. Dieses angestrengte Studieren, worüber er oft Essen, Trinken und Schlaf vergaß, hatte aber nachtheiligen Einfluß auf seine Gesundheit; er wurde todtkrank, und als er wieder genaß, wurde seine ursprünglich heitere Gemüthsstimmung öfters durch Anwandlungen von Schwermuth unterbrochen. Er machte sich zuweilen die größten Vorwürfe wegen unfrommer Gesinnung, glaubte sich vom Teufel versucht, wurde oft von Bangigkeit um das Heil seiner Seele erfüllt, ja oft von Todesangst ergriffen. In dieser Gemüthsstimmung verwundete er sich auf einer Fußwanderung mit seinem Degen unvorsichtigerweise so, daß er sich beinahe verblutet hätte, und später wurde ihm sein liebster Freund Alexius durch einen gewaltsamen Tod plötzlich von der Seite gerissen. Einige sagen, der Blitz habe ihn erschlagen, Andere, er sei erstochen worden. Dies Alles wirkte so heftig auf Luthers Gemüth, daß ihn die Furcht vor Gottes Zorn und vor der ewigen Verdammniß so ergriff, daß er den einzig sichern Weg, den man damals kannte, um die Seligkeit zu erlangen, einzuschlagen für gut fand — nämlich in ein Kloster zu gehen. Am Abend des

17. Juli 1505 lud er seine Freunde zu sich ein, war bei Wein, Gesang und Saitenspiel heiter und vergnügt, ohne durch ein Wort seinen Entschluß ahnen zu lassen, und am frühen Morgen des folgenden Tages ließ er sich in das Augustinerkloster zu Erfurt aufnehmen.

106.

Der Wittwe Haus zu Eisenach.

Horch! durch des Winters Sturmgesause
Ertönt mit Macht ein neues Lied;
An manchem stolzen Herrenhause
Der stumme Chor vorüberzieht;
Doch vor der Wittwe stiller Wohnung,
Da wird der Mund ihm aufgethan,
Und mit gar festlicher Betonung
Stimmt er die frommen Weisen an.

Hin zu der Schüler Lobgesängen
Neigt sich der frommen Wittwe Ohr.
Ihr ist's, als ob in's Herz ihr klängen
Der Engel Gruß aus höher'm Chor;
Doch weit aus vor den Stimmen allen,
So keck und frisch und doch so rein,
Hört sie des Einen Stimm' erschallen.
Wer mag der junge Sänger sein?

„Den Sänger, ja, den muß ich kennen;
O bringt den Knaben her zu mir!
Komm, sollst mich deine Mutter nennen,
Du lieber Sänger, weile hier!"
Und unter's Dach führt sie den Armen,
Und fragt und forscht nach seiner Noth.
An ihrem Herd soll er erwarmen,
Sich sättigen an ihrem Brod.

So wuchs heran der Martin Luther,
Erzogen in der Wittwe Haus,
Und es erblüht der frommen Mutter
Ein ewig frischer Kranz daraus;
Denn wo von Luthern wird gesungen,
Fängt man mit diesem Liede an,
Und dankbar rühmen's alle Zungen,
Was an dem Kleinen sie gethan.

Hagenbach.

107.

Luther beginnt die Reformation.

Luthers ungewöhnlich fromme Mutter, die dem Glauben und Aberglauben damaliger Zeit ganz ergeben war, scheint dem Entschlusse

des Sohnes, in das Kloster zu gehen, nicht ganz fremd gewesen zu sein. Sein Vater aber, der das Klosterleben durchaus nicht leiden konnte, wurde höchst aufgebracht und warf ihm zornig die Nichtachtung des vierten Gebotes vor. Im Kloster wurde Luther mit rein äußerlichen, zum Theil niedrigen Geschäften überhäuft; er mußte den Meßner machen, mit dem Bettelsacke umherziehen, die Zellen und Zimmer reinigen, und nur die wenige Zeit, welche ihm diese Plackereien und seine übrigen Klosterpflichten, Buß- und Betübungen, Fasten und alle möglichen Kasteiungen übrig ließen, konnte er auf Studieren verwenden. Die Bibel und darin die paulinischen Schriften, sowie unter den Kirchenvätern der heilige Augustin fesselten ihn besonders. Dabei trieben ihn fortwährend innre Kämpfe und Selbstqualen umher, daß es nahe daran war, daß er sich fast zu Tode gemartert hätte, als er durch Vermittelung seines Gönners, des Ordenprovinzials Dr. Staupitz 1508 als Professor an die neu errichtete Universität Wittenberg berufen wurde. Hier lehrte er Philosophie, und da er einen lebendigen, klaren Vortrag hatte, so wurde er mit großem Beifall gehört, und noch in demselben Jahre ihm die Predigerstelle der Stadt angetragen, die er auch mit Geist und Kraft verwaltete und bald der Liebling der Bürger wurde.

Im Jahre 1510 wurde Luther in Angelegenheiten seines Ordens nach Rom geschickt. Er ging zu Fuß, lebte kärglich, kehrte nur in Klöstern ein und betrachtete die ganze Reise als eine Wallfahrt. Als er Roms Thürme in weiter Ferne erblickte, fiel er auf die Kniee nieder und rief voll Andacht: „Sei mir gegrüßt, heiliges Rom!“ Eingetreten in die Hauptstadt der römischkatholischen Christenheit, nahmen seinen Geist die Pracht der Kirchen und der Prunk des Gottesdienstes ganz gefangen. Er rutschte in eifrigem Gebete auf seinen Knieen die Pilatustreppe hinan, welche wunderbarlich von Jerusalem nach Rom versetzt worden sein soll; er las in höchster Andacht die Messe; er betrachtete mit heiliger Scheu die Kardinäle und den heiligen Vater. Aber das Leben der Klostergeistlichen, der ganze unwesentliche Ceremoniendienst, dem der innerste Kern der gläubigen Anbetung im Geist und in der Wahrheit fehlte, die Ueppigkeit und Verderbtheit des römischen Hofes, das unheilige Treiben des heiligen Vaters: dies Alles ließ ihn mehr als ahnen, was ihm später zur festen Ueberzeugung wurde, daß Papstthum und Kirchenthum, Kirchensatzungen und Bibellehren nicht Hand in Hand gingen. „Ich wollte nicht tausend Gulden nehmen, daß ich die Reise nicht sollte gethan

haben," äußerte er später öfters, und als er nach seiner Zurückkunft nach Wittenberg zum Doktor der Theologie erhoben wurde, fühlte er sich berufen, den Kampf mit dem Papstthum aufzunehmen, wenn auch mit Bescheidenheit und in aus Ehrfurcht zurückgehaltener Weise, wie auch Anfangs in engen Kreisen als Prediger und Universitätslehrer. Er lernte hebräisch und griechisch, um das alte und neue Testament in der Ursprache lesen zu können, und alle Ansichten und Ueberzeugungen erklügelte er nicht, um damit zu prunken, sondern sie waren ein durch und durch mit dem Wachsen seines innern Lebens zusammenhängendes Bedürfniß seines Geistes, nichts Angelerntes, sondern ein Errungenes. Daher machten seine Reden auf seine Zuhörer einen unwiderstehlichen Eindruck, sein Ansehen in Wittenberg wuchs, sein Ruf im übrigen Deutschland begann und brachte die Universität in raschen Flor. — Zu derselben Zeit hatte vier Meilen von Wittenberg, zu Jüterbog, der Dominikanermönch Johann Tetzel seinen Ablaßkram aufgeschlagen, und bot, wie ein Schacherjude seine Waare, seine Ablaßzettel aus, die die Sünder aller Reue und Buße überhoben. Viele Stimmen wurden gegen solchen Unfug laut, und Luther benützte Beichtstuhl und Kanzel, um durch die Bibel die Gottlosigkeit solcher Lehren zu beweisen. Er wandte sich brieflich an mehrere Bischöfe und beschwor sie, kraft ihres Amtes dem Unfuge zu steuern, durch welchen Gottes Name gelästert und das Volk verführt werde. Allein die Weltklugheit und die Knechtsgesinnung dieser Männer hatten nur ihre Pfründen, nicht aber das Seelenheil der ihrer Obhut anvertrauten Heerde im Auge, und sie antworteten ausweichend und abwehrend. Da schlug er am hellen Mittage des 31. Oktobers 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze an, welche er zugleich drucken ließ und durch ganz Deutschland verbreitete. Sie wurden fast überall mit Beifall aufgenommen; zur Disputation fand sich Niemand ein. Als der Papst davon hörte, berief er Luther nach Rom; aber der Kurfürst wußte es durch seine Gegenvorstellungen dahin zu bringen, daß die Sache in Deutschland verhandelt wurde. Cardinal Cajetan zu Augsburg wurde beauftragt, den Mönch zu vernehmen, und Luther leistete willig Folge. Seine Freunde, und selbst Maximilian I., der sich damals des Reichstages wegen in Augsburg aufhielt, waren um ihn besorgt, und nicht mit Unrecht. Cajetan hielt es unter seiner Würde, sich mit Luther in Auseinandersetzungen einzulassen und verlangte unbedingten Widerruf. Luthern fing es an unheimlich zu werden; er entfernte sich noch in der Nacht durch ein

kleines Pförtchen aus Augsburg, setzte sich auf ein gutes Pferd, das seine Freunde bereit hielten, und eilte Sachsen zu. Schon in Nürnberg kam ihm ein päpstliches Schreiben zu Gesicht, welches Cajetan die Vollmacht ertheilte, Luthern, wofern er nicht widerrufe, mit dem Banne zu belegen, ihn gefangen zu nehmen und ausliefern zu lassen. Dieses Verfahren, ihn zur Verantwortung zu laden und vor Ablauf der Frist, ehe eine Verantwortung möglich gewesen, zu verurtheilen, erfüllte Luthern mit gerechtem Unwillen. Eben so fruchtlos war eine zweite Unterredung mit einem andern päpstlichen Gesandten, Miltiz, zu Altenburg und eine öffentliche Disputation mit dem Ingolstädter Kanzler und berühmten Theologen Dr. Eck zu Leipzig, wobei die Musensöhne beider Universitäten Wittenberg und Leipzig mit Wort, Faust und Waffe an einander geriethen. Da kam am 3. Oktober 1520 eine päpstliche Bannbulle gegen Luther in Wittenberg an. Dr. Eck hatte sie bei'm Papste ausgewirkt und wollte sie in allen Städten Deutschlands anschlagen lassen. An vielen Orten verboten die Magistrate den Anschlag, an andern wurde sie vom Volke wieder herabgerissen, und in Leipzig wäre Dr. Eck von den Studenten beinahe darüber erschlagen worden. In Wittenberg selbst versammelte sich am 10. Dezember die akademische Jugend vor dem Elsterthore, und Luther verbrannte hier die päpstliche Bulle nebst andern päpstlichen Gesetzen und Verordnungen und sagte sich und seine Anhänger feierlich los von der Gewalt des Papstes und von den Kirchensatzungen der Menschen.

108.

Luther auf dem Reichstage zu Worms.

Kaiser Maximilian I. war 1519 gestorben, und ihm folgte sein Enkel Karl V. Dieser berief im Jahre 1521 zu Worms einen Reichstag, und Luther war längst entschlossen, die nächste Gelegenheit zu benützen, um vor Kaiser und Reich seine Lehren zu rechtfertigen. Er folgte daher einer Berufung nach Worms mit freudigem Muthe, obgleich er von vielen Seiten gewarnt und an Hussens Schicksal erinnert wurde. „Ist auch Huß zu Asche verbrannt, so ist doch die Wahrheit nicht mit ihm verbrannt worden, sagte er; und wenn so viele Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, so wollte ich doch hingehen!“ Von seiner Gemüthsstimmung auf der Reise gibt

am beßten das unübertreffliche Lied, das seinem von Gottvertrauen durchglühten Herzen entströmte: „Eine feste Burg ist unser Gott, eine gute Wehr und Waffen,“ das schönste Zeugniß. Der Kurfürst von Sachsen hatte ihm sicheres Geleite vom Kaiser ausgewirkt und versprach ihm überdieß seinen mächtigen Schutz. Seine Reise glich einem Triumphzuge. Von allen Seiten strömte das Volk aus Neugierde oder Theilnahme herbei, und als er in Worms angelangt war, und der Thürmer auf dem Dome durch Trompetenklang seine Ankunft anzeigte, lief Alles vom Tische weg, — denn es war gerade Mittag, — um ihn zu sehen. Auf offnem Rollwagen, dem der kaiserliche Herold in glänzender Amtstracht voranritt, hielt er seinen Einzug, von einer zahllosen Menge, die ihm entgegen wogte, angegafft und angestaunt. Selbst in seiner Wohnung gönnte man ihm keine Ruhe, indem Edle, Grafen und Fürsten bis in die Nacht hinein ihn mit ihren Besuchen beehrten. Am 17. April, Nachmittags 4 Uhr, wurde er vor die Reichsversammlung gefordert und auf Umwegen durch Gärten und Häuser dahin geleitet, um dem unermeßlichen Andrange der neugierigen Menschenmenge zu entgehen. An der Thüre des Saales klopfte ihn Georg Frundsberg, ein tüchtiger Kriegsmann, auf die Schulter und sprach: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in der allerernstesten Schlacht nicht gethan haben. Bist du deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort, und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen.“ Als er in die Versammlung trat, in deren Mitte der jugendliche Kaiser thronte, umgeben von 6 Kurfürsten, 24 Herzogen, 8 Markgrafen, 30 Bischöfen und Prälaten, auch vielen Fürsten, Grafen, Herren und Gesandten, da mochte er wohl die ganze Schwere seiner Aufgabe fühlen. Seine ersten Antworten ließen ihn in den Augen Vieler, die nach seinen Schriften ein überkühnes, heldenmüthiges Hervortreten erwartet haben mochten, als verzagt erscheinen; denn er erbat sich mit demüthiger und schwacher Stimme von kaiserlicher Majestät Bedenkzeit aus. Als er aber am nächsten Abend erschien und mit Festigkeit und kraftvoller Stimme eine wohlgeordnete, klar gedachte Rede an den Kaiser hielt, da war die Verwunderung groß. Und als man ihn ungeduldig unterbrach und derb bedeutete, es sei hier nicht der Ort zum Disputiren, er solle vielmehr eine kurze und deutliche Antwort geben, ob er widerrufen wolle oder nicht, da sprach er: „Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit klaren Gründen überwiesen werde, so kann und will ich nicht widerrufen, weil es

weder sicher noch gerathen ist, Etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen." Im Hinausgehen sagte er: „Und wenn ich tausend Köpfe hätte, so wollte ich sie mir eher abschlagen lassen, als daß ich Widerruf leistete." Luthers Standhaftigkeit gewann ihm die Herzen vieler Anwesenden, besonders unter den Deutschen. Der Kaiser selbst mußte gestehen: „Dieser Mönch redet unerschrocken und mit getrostem Muthe." Noch an demselben Abende schickte der alte Erich, Herzog von Braunschweig, obgleich ein eifriger Katholik, Luthern eine silberne Kanne mit Eimbecker Bier, er solle sich damit erquicken. Die vornehmen Spanier aber nannten sein Beginnen aberwitzig, und die Welschen dürsteten nach Rache. Diese wollten daher den Kaiser bewegen, das sichere Geleite für die Rückreise aufzuheben, denn einem Ketzer brauche man nicht Wort zu halten. Da gab dieser die edle, kaiserliche Antwort: „Wenn Treu' und Glauben überall vertrieben werden, so sollen sie doch an meinem Hofe Sicherheit finden. Ich mag nicht, gleich meinem Vorgänger Sigismund, wortbrüchig werden; was man zusagt, muß man halten."

Doch ließ er Luthern sagen, daß er Worms sogleich verlassen müsse, und daß nach 21 Tagen das sichere Geleite abgelaufen sei. Luther trat daher am nächsten Tage seine Rückreise an.

109.

Luther und Frundsberg.

Schon harret an den Thüren
Des Volkes Menge dicht,
Als sie den Luther führen
Vor Kaiser und Gericht.
Und an der Thüre Pfosten,
Dem Eingang Luthers nah,
Steht fest auf seinem Posten
Der alte Frundsberg da.

Wie unter Blitzesflammen,
Wie unter Sturmesweh'n
Zwei Eichen dicht beisammen
Auf zähen Wurzeln steh'n,
So stehen kühngestaltig
Die beiden Helden dort,
In Waffen Der gewaltig,
Und Jener dort im Wort.

Den schirmt die Pickelhaube,
Das Panzerhemd aus Erz,
Und Jenem stählt der Glaube
Das vielgeprüfte Herz.

In Schlachten schaut der Eine
Dem Tod in's Angesicht,
Dem zittern die Gebeine
Auch vor dem Teufel nicht,

Der Ritter sieht den Priester
Sich werfen in den Tod,
In seinen Zügen liest er
Der Losung ernst Gebot,
Das „Siegen oder Sterben!"
Dem fromm Verwegnen heißt,
Und vor dem Himmelserben
Beugt sich des Helden Geist.

„Mönchlein! beginnt der Ritter,
Du gehest einen Gang,
Wie auch im Schlachtgewitter,
Im Mord- und Sturmesdrang
Ich noch bestanden keinen
Und keinen werd' besteh'n;
Bist du mit Gott im Reinen,
Magst du den Gang auch geh'n!"

So gab der greise Degen
Am heißen Kampfestag
Dem Luther seinen Segen,
Den Hand- und Ritterschlag.
Wohlauf denn, Held! und schwinge
Dein ritterliches Schwert!
Laß sehen, ob die Klinge
Als flammend sich bewährt!

Hagenbach.

110.

Luther in Worms.

Du stehst in der Prälaten,
In edler Fürsten Kreis,
O Mönchlein, laß dir rathen,
Die Flammen brennen heiß;
Ein Widerruf, ein Wörtchen,
Gib dies nur, jenes zu,
Und durch ein Hinterpförtchen
Entschlüpfest sicher du.

Du kannst nicht? bist gefangen?
Von Menschen wohl? — O nein!
Gefangen ohne Bangen,
In Gottes Wort allein.
Was auch die Menschen sagen,
Du fürchtest sein Gericht,
Du stehest ohne Zagen,
Und anders kannst du nicht.

So steh'! Es wird dich halten,
Der anders kann und will,
Als Freunds- und Feindsgewalten;
Steh' nur und halt ihm still!
Du stehst in Gottes Namen;
Der Nam' ist „Wunderbar;"
Gott helf dir, Amen! Amen!
Er ist und bleibet wahr.

Hagenbach.

111.

Luther auf der Wartburg.

Luther war auf seiner Rückreise glücklich bis Eisenach gekommen und überall mit großen Ehren empfangen worden. Von hier aus wollte er einen Seitenweg einschlagen und seine Verwandten besuchen, als nahe bei dem Schlosse Altenstein vermummte Reiter auf seinen Wagen zusprengten, ihn heraushoben, auf ein Pferd setzten und auf einem Umweg Nachts 11 Uhr (den 4. Mai 1521) auf die Wartburg brachten, auf jenes alte Bergschloß bei Eisenach, das einst der Hauptsitz der Landgrafen von Thüringen war. Sein Kurfürst hatte vorausgesehen, daß bald die Reichsacht über ihn ausgesprochen werden würde, und wollte ihn durch diesen Gewahrsam vor den Verfolgungen seiner Feinde schützen. Der Kaiser ließ auch, als die meisten Stände schon Worms verlassen hatten, nicht in der Reichsversammlung, sondern in seiner Wohnung, ein Edikt unterschreiben, das die Acht über Luther und alle seine Anhänger, Freunde und Gönner in den schärfsten Ausdrücken aussprach. Allein die Achtserklärung fand im Volke keinen Anklang; man fuhr fort, Luthers Schriften zu drucken und zu verbreiten; Flugschrift auf Flugschrift erschien zu Gunsten der Reformation; der ritterliche Hutten trat mit offenem Visir auf den Kampfplatz, und der verbannte und geächtete Luther erwarb sich in seiner Zurückgezogenheit auf der Wartburg mehr Freunde, als je zuvor. Das Volk war um ihn besorgt, als es hörte, Luther sei verschwunden; Viele waren erzürnt und entrüstet, Andere beruhiget und erfreut, je nachdem sie der Sage, er sei ermordet oder er sei in Sicherheit, Glauben schenkten.

Inzwischen lebte Luther auf der Wartburg in angestrengtester Thätigkeit; er übersetzte eifrig an der Bibel, gab eine Schrift gegen die Ohrenbeichte und eine andere gegen die Klostergelübde heraus; aber das einsame Leben wollte ihm doch nicht recht behagen, er verfiel in Mißstimmung, hatte häufig Anfechtungen und Beängstigungen, und man erzählt sich, daß er einst nach angestrengter Arbeit das Dintenfaß nach dem Teufel geworfen habe, der ihm leibhaftig erschienen sei, um ihn von seinem Wirken abzuziehen. Man sandte ihm Arzeneien von Wittenberg, man nahm ihn als Ritter Georg mit auf die Jagd; er unternahm größere Ausflüge zu Pferd nach Gotha, Jena, Erfurt 2c.; oft sah man ihn am Burgberge lustwandeln, Erdbeeren

suchen und dem Gesange der Vögel lauschen. Sein Zimmer im alten Ritterhause der Wartburg war bequem eingerichtet, seine Pflege und Bewirthung, wie es ein Ritter erwarten durfte, und es fehlte ihm nichts, als — Wittenberg! Es erfaßte ihn oft eine solche Sehnsucht nach seinen gelehrten Freunden, daß er über Tisch in zahlreicher Gesellschaft, bei der er als Junker Georg galt, sehnsüchtig ausrief: „Ach, wer in Wittenberg wäre!“ Einmal folgte er wirklich dem Zuge seines Herzens und, in Eisen gekleidet, mit langem Haupt- und Barthaar, trat er eines Tages unerwartet bei einem Freunde in Wittenberg ein und verlebte da ein paar glückliche Tage.

So waren 11 Monate verflossen, als Karlstadt, der sich in Uebertreibungen gefiel, und maßlose Meinungen, Hoffnungen und Forderungen auf Katheder und Kanzel zur Sprache brachte, gegen die Verehrung der Heiligen zu Felde zog, ja an der Spitze seiner Freunde in die Schloßkirche drang, Bilder und Bildsäulen, ja selbst Crucifixe vernichtete und andere Tollheiten beging. Luther hörte kaum von diesem schrankenlosen Beginnen, als ihn Schreck, Angst und Zorn alle Furcht vor Acht und Bann vergessen ließen, und er nach Wittenberg eilte. Seine nachdrücklichen, feurigen Reden, seine Klarheit und Umsicht, seine christliche Schonung gegen Karlstadt und die andern Urheber des Unfugs beruhigten die aufgeregten Gemüther; der Gottesdienst wurde wieder geordnet, und bald war Wittenberg wieder wie zuvor der Feuerheerd der neuen, gereinigten Lehre, ohne ein Vulkan zu werden, der allem Bestehenden den Untergang drohete.

112.

Fortgang der Reformation und Luthers Ende.

Um diese Zeit kam eine mächtige Stütze Luthers nach Wittenberg; der gelehrte Professor der griechischen Sprache, Philipp Melanchthon (Schwarzerde), aus Bretten in Baden gebürtig. Voll von christlicher Milde und Demuth, war er ein widersprechender Charakter von Luther, und doch knüpfte sich zwischen beiden Männern ein inniges Freundschaftsbündniß. „Melanchthon fährt säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußet mit Lust, nachdem Gott ihm gegeben seine Gaben reichlich. Ich dagegen muß die Klötze und

Stämme ausreuten, die Pfützen ausfüllen und überall Bahn brechen und zurichten." Mit Hülfe dieses Mannes ließ er das erste evangelische Gesangbuch erscheinen, schrieb seinen großen und kleinen Katechismus, redete und wirkte für Errichtung und Ausstattung von Schulen, regelte die Klöster 2c.

Er selbst legte das Mönchskleid ab und heirathete Katharina von Bora, eine von den acht Nonnen, welche ihr Kloster schon früher verlassen hatten.

Ein Religionsgespräch zwischen Luther und dem Schweizer-Reformator Zwingli, welches 1529 zu Marburg über die Abendmahlsfeier stattfand, führte leider zu keiner Einigung. Auf dem Reichstage zu Speier in demselben Jahre wurde den Anhängern der neuen Lehre zwar freie Religionsübung gestattet; aber ausdrücklich bemerkt, daß sie sich ferneren Reformirens enthalten sollten. Dagegen legten diese die berühmt gewordene Protestation ein und erhielten davon den Namen Protestanten. Noch wichtiger war 1530 der Reichstag zu Augsburg, auf dem die Lehrsätze der Evangelischen in einer klaren, meisterhaften Schrift, von Melanchthon verfaßt — die Augsburger Confession genannt — öffentlich vorgelesen und dem Kaiser überreicht wurden. Der Reichsabschied erklärte sich auf's heftigste gegen die Neuerer und verlangte ihre unbedingte Rückkehr in den Schoß der wahren Kirche. Da schlossen sich die Evangelischen näher an einander und stifteten einen Bund zu Schmalkalden, einer hessischen Stadt im Thüringer Walde. Sechs Fürsten, zwei Grafen und elf Städte unterschrieben die Artikel des Bundes, dessen Häupter der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen waren. Luther ahnte die Stürme, die das neue Licht heraufbeschwören würde; aber er erlebte sie nicht mehr. Seine angestrengten Arbeiten, über die er oft die Pflege seines Körpers vergaß, raubten ihm das eine Auge, brachten ihm Schwindel und andere böse Zufälle, die ihn hinderten, mit so unermüdeter Thätigkeit seinem Berufe und seinem großen Werke zu leben, als er früher gewohnt war. Dies machte ihn mißmuthig und oft ungerecht gegen seine Freunde, namentlich gegen Melanchthon, dessen freiere, vernunftgemäßere Auffassung der Abendmahlslehre er nicht billigen konnte.

Im Anfange des Jahres 1546 empfing Luther noch einen Beweis, wie groß das Vertrauen war, das man ihm allgemein schenkte. Die Grafen von Mansfeld hatten sich über die Bergwerke ihres Landes entzweit. Sie wandten sich nun an Luther, er möge zu ihnen

nach Eisleben kommen und ihren Streit schlichten helfen. In Halle mußte er drei Tage verweilen, weil die Saale ausgetreten war, und hier predigte er noch mit großer Begeisterung über des Apostel Paulus Bekehrung. Die Grafen von Mansfeld kamen ihm in einem stattlichen Zuge mit 113 Pferden entgegen; aber theilnahmlos und schwach lag er, einer Ohnmacht nahe, im Wagen; erst nachdem er durch Schlaf und zweckmäßige Arzenei sich gestärkt hatte, fühlte er sich kräftig genug, die Unterhandlungen bis zum 17. Februar zu leiten; viermal predigte er noch, weihte zwei Geistliche zu ihrem Amte ein und verläugnete bis zum letzten Tage nicht seine Munterkeit im Umgange mit Freunden und Tischgenossen. In der Nacht des 17. Februars mußte der Arzt herbeigerufen werden, und auch Graf Albrecht von Mansfeld und seine Gemahlin kamen schnell herbei, die ihn so liebevoll und sorgfältig pflegten, als ob er ihr leiblicher Vater gewesen wäre. Dr. Jonas fragte ihn, als er immer schwächer wurde: „Ehrwürdiger Vater, wollt ihr auf die Lehre, die ihr gepredigt habt, sterben?“ und Luther antwortete deutlich: „Ja!“ Er verfiel nun in einen tiefen Schlummer, wurde nach und nach kälter, fing an zu erbleichen und gab mit einem tiefen Seufzer Morgens zwischen 3 und 4 Uhr den Geist auf. Am 19. Februar wurde die Leiche in einen zinnernen Sarg gelegt, in die Hauptkirche zu St. Andreas gebracht, und von Dr. Jonas vor einer zahllosen Menschenmenge und vielen Fürsten und Herren eine Trauerpredigt gehalten. Am nächsten Tage wurde der entseelte Körper unter einer Bedeckung von 45 Reitern und den Grafen von Mansfeld nach Halle gebracht. In allen Dörfern, durch welche der Zug ging, erklangen die Todtenglocken, und auf allen Wegen umgab den Sarg eine lautweinende Menge. Rath, Geistlichkeit und Bürgerschaft von Halle empfingen und geleiteten ihn durch ihre Stadt, und als am 22. der Trauerzug vor dem Elsterthore in Wittenberg ankam, warteten schon die Lehrer der Universität, die Geistlichen der Stadt, Bürgermeister und Rath und eine unabsehliche Menge Volkes, um die Leiche des Verewigten zu ihrer Ruhestätte zu begleiten. Unter dem Geläute aller Glocken der Stadt bewegte sich nun ein langer Zug durch die Collegien- und Schloßstraße, über den Markt in die Schloßkirche. In derselben wurde der Sarg, welcher mit schwarzem Sammt bedeckt war, niedergestellt, und nachdem Dr. Bugenhagen voll tiefer Wehmuth, öfters durch seine, wie durch die Thränen der Menge unterbrochen, die Predigt, und Melanchthon im Namen der Universität die Standrede gehalten hatten, senkten einige

jüngere Docenten die irdischen Ueberreste des großen Mannes in die Gruft, welche unweit der Kanzel geöffnet war.

113.

Karl V.

Dieser Fürst hatte vermöge seiner Geburt Rechte auf die schönsten Länder Europas. Spanien, die Niederlande, Neapel und Sicilien, die östreichischen Erblande und ein großer Theil von Amerika nannte ihn seinen Herrn. Die deutschen Fürsten hatten daher große Bedenklichkeiten, diesen mächtigen Herrscher zum Kaiser von Deutschland zu wählen; sie fürchteten, er möchte seine Macht zu ihrer Unterjochung mißbrauchen; und daher machten sie einen förmlichen Vertrag mit ihm, den er unterschreiben und beschwören mußte, ehe er zu Aachen — und zwar mit außerordentlicher Pracht — gekrönt wurde.

Das Glück seiner Waffen verschaffte ihm den Sieg über den ritterlichen König von Frankreich, Franz I., den er in der Schlacht bei Pavia in Oberitalien gefangen nahm. Er legte ihm darauf so harte Bedingungen vor, daß der unglückliche König schwur, lieber in der Gefangenschaft sterben zu wollen, als darauf einzugehen. Man brachte ihn nach Spanien und behandelte ihn mit scheinbarer Ehrerbietung; Karl aber besuchte ihn erst, als er vernahm, daß er lebensgefährlich erkrankt sei, und gab ihm bei dieser kurzen Zusammenkunft das Versprechen, ihn baldigst freizulassen, was auch im nächsten Jahre unter drückenden Bedingungen für König Franz geschah. Später erneuerten sich die Feindseligkeiten gegen Frankreich, die durch einen Waffenstillstand beendiget wurden. Beide Monarchen, Karl und Franz, hatten eine persönliche Zusammenkunft, bei welcher sie sich so viele — wenn auch nur äußere — Beweise von Achtung und Zutrauen gaben, daß Niemand geglaubt hätte, diese Männer seien jemals Feinde gewesen. Bald darauf reis'te sogar Karl mitten durch Frankreich nach seinen Niederlanden und brachte 5 Tage bei Franz I. in Paris zu, wo er mit königlicher Pracht bewirthet und mit allen ersinnlichen Ehrenbezeugungen behandelt wurde. Es gab zwar Hofleute, die dem König Franz riethen, Kaiser Karl festzuhalten und Gleiches mit Glei-

chem zu vergelten; aber Franz dachte zu edel, um das Gastrecht zu entweihen und sich eine so unritterliche That zu erlauben.

Ein zweiter Gefangener des Kaisers war der Papst Clemens VII., der mit den Hauptstaaten Italiens einen Bund gegen Karl geschlossen hatte. Rom wurde erobert, geplündert, verheert; der Papst wurde gefangen, die Cardinäle auf Esel gesetzt und zum Gelächter des Pöbels in den Straßen umhergeführt. Karl V. stellte sich bei der Nachricht von diesen Erfolgen seines Heerführers äußerst betrübt; er legte Trauerkleider an und trieb die Heuchelei so weit, daß er öffentliche Gebete für die Befreiung des Papstes anordnete. Doch gab er ihn nicht eher frei, als bis er ein hohes Lösegeld bezahlt hatte. Zwei Jahre darauf ging Karl selbst nach Rom und schämte sich des elenden Gaukelspieles nicht, sich vor dem, von ihm so erniedrigten Papste auf die Kniee zu werfen und seine Füße zu küssen, sowie von ihm sich die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen.

Ein dritter Gefangener Karls war der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, der an der Spitze des schmalkaldischen Bundes sich dem Kaiser entgegensetzte, bei Mühlberg aber geschlagen, gefangen, zum Tode verurtheilt und endlich zu lebenslänglicher Gefangenschaft begnadiget wurde.

Ein vierter Gefangener Karls war der Landgraf Philipp von Hessen-Kassel, der nach der Schlacht bei Mühlberg mit dem Kaiser unterhandelte, sich demüthigte und gegen das ausdrückliche Versprechen Karls, seiner Freiheit beraubt wurde.

Unter den andern Kriegen Karls ist der Zug gegen Tunis merkwürdig, wo er 20,000 Christensclaven befreite, was ihn der ganzen Christenheit werth machte und seinem Charakter etwas Ritterliches gab.

In seinen letzten Feldzügen hatte er weniger Glück; dabei plagten ihn die Gichtschmerzen und verleiteten ihm die Herrlichkeit der Welt und den Glanz des Thrones. Nach einem stürmischen Leben übergab er seinem Sohne Philipp Neapel, die Niederlande, Spanien, und die deutsche Kaiserkrone überließ er seinem Bruder Ferdinand. Dann schiffte er sich nach Spanien ein und wählte dort zu seinem künftigen Aufenthalte das Kloster St. Just. Hier vertauschte er die Hoheit, Herrschaft und Pracht mit der Stille und Einsamkeit des Klosterlebens. Seine Vergnügungen beschränkten sich auf kleine Spazierritte, auf die Bestellung eines Gärtchens und auf mechanische Arbeiten. Zweimal wohnte er täglich dem Gottesdienste bei, las stets

Erbauungsbücher und versank nach und nach in die größte Schwermuth. In diesem Seelenzustande beschloß er, seine eigene Todtenfeier zu begehen. In ein Sterbekleid gehüllt, umgeben von seiner trauernden Dienerschaft, legte er sich in einen Sarg, der in der Mitte der Klosterkirche stand. Das Todtenamt wurde gehalten, Grabgesänge angestimmt und die letzte Besprengung vorgenommen. Hierauf entfernten sich Alle, und die Kirchenthüren wurden geschlossen. Er blieb noch einige Zeit im Sarge liegen, dann erhob er sich, warf sich vor dem Altar auf die Kniee und kehrte in seine Zelle zurück. Diese Ceremonie beschleunigte seinen Tod; es überfiel ihn ein Fieber, in welchem er am 21. September 1558 starb.

114.

Der Pilgrim vor Sankt Just.

Nacht ist's, und Stürme sausen für und für,
Hispan'sche Mönche, schließt mir auf die Thür!

Laßt hier mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet mich in die Kirche schreckt!

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein!
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

Das Haupt, das nun der Scheere sich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt.

Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich
Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich.

Platen.

115.

Das Frühstück zu Rudolstadt.

Eine deutsche Dame aus dem Hause der Fürsten von Schwarzburg war es, die den gefürchteten Herzog von Alba, welcher mit seinen wilden Spaniern Deutschland durchzog, durch ihr entschlossenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiser Karl V. im Jahr 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwittwete Gräfin Katharina von Schwarzburg bei ihm einen Sicherheitsbrief aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen versprach sie, Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalebrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, abbrechen und in größerer Entfernung aufschlagen zu lassen, damit die allzugroße Nähe die raublustigen Gäste nicht in Versuchung führen möchte. Mittlerweile näherte sich der spanische General, vom Herzog Heinrich von Braunschweig und seinen Söhnen begleitet, der Stadt und bat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrod zu Gast. Eine solche Bitte konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; seine Excellenz möchten kommen und fürlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, des Sicherheitsbriefes noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die Beachtung desselben an's Herz zu legen. Die kriegerischen Gäste fanden einen freundlichen Empfang und eine gut besetzte Tafel auf dem Schlosse. Noch hatte man sich indessen kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saale rief. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volks; was dem Aermsten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen. Auf's Aeußerste über diese Wortbrüchigkeit der Fremden entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer gesammten Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begibt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch zu Tische sitzen.

Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr so eben hinterbracht worden, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwiderte ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch sei, und daß bei einem Durchmarsch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten stünden. „Das wollen wir doch sehen," antwortete sie aufgebracht. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder bei Gott" — indem sie drohend ihre Stimme erhob — „Fürstenblut für Ochsenblut!" Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken mit Bewaffneten gefüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit mit vieler Ehrerbietigkeit hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Bei'm Eintritte dieser gerüsteten Schaar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen, handfesten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen und, auf welche Bedingung es auch sei, die beleidigte Dame zu versöhnen. Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst und brach in ein schallendes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang in's Lustige zu kehren, und hielt der Gräfin eine Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Muth, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu verhalten und nahm es auf sich, den Herzog Alba zu Allem, was billig sei, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem Letztern wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich auf's schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

Schiller.

116.

Thomas Münzer.

Ein Mann, wohlerfahren in der Schrift, beredt, voll Eifer und Thatkraft, der aber leider von der rechten Bahn abwich und, ein Apostel übelverstandner Freiheit, das arme Landvolk bethörte. Er rühmte sich unmittelbarer Erleuchtung von Gott, schimpfte auf den

Papst und Luther, lehrte die Gütergemeinschaft und predigte gegen die Obrigkeit. Da liefen ihm Viele zu und ergötzten sich an seinem unchristlichen Geschwätze; denn ein neues Lied ist bei den Unwissenden im Volke das beßte. Zuerst trat er in Allstädt in Sachsen auf; von da vertrieben, zog er nach Nürnberg, wo ihn aber der Rath zeitlich genug aus der Stadt jagte. Dann wandte er sich gen Mühlhausen in Thüringen, und gewann da einen solchen Anhang, daß die Gemeinde, als sie den widerspenstigen Rath abgesetzt und verjagt hatte, ihn zum Prediger wählte. Nach einem Jahre seines tollen Wirkens daselbst regten sich die Bauern in Schwaben und Franken, und Thomas glaubte nun, sein Stündlein sei gekommen, da er sich Ansehen, Macht und Reichthum verschaffen könne. Er zog nach Frankenhausen, wo sich viele Bauern zusammengefunden hatten, um gegen die Edelleute und ihre rechtmäßige Obrigkeit zu Felde zu ziehen. Die Fürsten hatten Erbarmen mit dem armen Volk und ermahnten es, heimzukehren und redeten freundlich und gütig mit demselben. Nun trat aber Thomas Münzer auf und sagte in einer langen, kräftigen Rede: „Lasset euch nicht irreführen durch ihre glatten Worte und gleißnerischen Versprechungen. Sie haben noch nie ihr Wort gehalten, wie andere gemeine, ehrliche Leute. Stellt euch zur Wehre und fürchtet nicht ihre Büchsen, nicht ihr Geschütz; denn ihr sollt sehen, daß ich alle Kugeln mit dem Aermel auffangen will. Gott ist mit uns! Sehet ihr dort seinen Regenbogen in den Wolken? Es ist das Zeichen, daß er uns nicht verderben werde und auf unserer Seite stehen will, denn auch wir führen den Regenbogen im Panier! Seid unerschrocken und tröstet euch göttlicher Hülfe, die Stunde des Gerichts und der Strafe für unsre Tyrannen ist gekommen!" Ein Abgeordneter der Fürsten, der zu unterhandeln kam, wurde gegen allen Kriegsgebrauch erstochen, und das war das Zeichen zum Angriff. Die Landleute schickten sich weder zur Flucht, noch zur Wehre an, sondern standen unthätig fest beisammen und sangen: „Nun bitten wir den heil'gen Geist!"

Die Verblendeten warteten auf ein Zeichen vom Himmel; aber die Reisigen durchbrachen die Wagenburg, schossen und stachen nieder, wen sie erreichen konnten, so daß bei 5000 Mann todt auf dem Platze blieben. Thomas Münzer aber war nach Frankenhausen geflohen und hatte sich auf den Boden eines Hauses versteckt, wo er sich in ein Bett legte und vor den Kriegsknechten, die dahin kamen, krank stellte. Sie fanden aber verdächtige Briefe bei ihm, untersuchten die-

selben und ersahen bald daraus, wer er sei. Er wurde vor die Fürsten gebracht, die ihn bald zum Tode verurtheilten. Auf seinem letzten Gange war er sehr verzagt, die Kniee zitterten und die Lippen bebten ihm, daß er nicht zu beten vermochte. Doch ermannte er sich auf der Richtstätte noch einmal und ermahnte die Edelleute und Fürsten, die Bücher der Könige zu lesen und nicht fürder gegen die armen Leute so hart zu sein. Sein Kopf wurde auf einen Spieß gesteckt und im Lager umher getragen.

117.

Der Bauernkrieg.

Dieser gräßliche Nothschrei der gedrückten Menschheit hatte seine wahren Ursachen in den Zinsen, Zöllen, Steuern und Frohnen, welche den armen Landbewohnern in einem Maße auferlegt wurden, daß sie nach und nach unerschwinglich erschienen. Dieser traurigen Lage sie zu entreißen, baten und flehten sie lange vergebens bei Adel und Geistlichkeit, die von ihren Gerechtsamen keinen Finger breit weichen wollten. Als nun Luther auftrat, und in seinen Reden und Schriften von „evangelischer Freiheit" sprach, da mißverstanden die Bauern in Franken und Schwaben, später auch in Sachsen und Thüringen jene Lehren und griffen zu den Waffen, um sich eine eingebildete Freiheit von allen drückenden Lasten und Abgaben zu erkämpfen. Von einigen Schwärmern hingerissen, suchten sie sich eigenmächtig Hülfe zu verschaffen, durchzogen verschiedene herrschaftliche Gebiete, ängstigten Geistliche und Edelleute schwer, plünderten und raubten, ja brannten Schlösser und Klöster nieder. Sie trugen einen Bundschuh auf einer Stange voran oder führten denselben in ihren Fahnen, daher wird uneigentlich auch dieser Bauernaufstand Bundschuh genannt. Andere führten in ihren Fahnen und Siegeln ein Pflugrad, als das Sinnbild ihres Gewerbes und ihres Bundes, indem sie einander zugeschworen hatten, ungetrennt zu bleiben, wie die Speichen eines Rades. Daher hieß man ihre Anführer, welche den unzufriedenen Haufen die Fahne der Empörung vortrugen, die Rädelsführer.

Die Unruhen brachen zuerst in Würzburg aus, wo Johann Böhme, ein junger Mensch, der sich durch Liedersingen in den Herbergen sein Brod verdiente, als Freiheitsprediger auftrat. Er gab vor,

die Mutter Gottes wäre ihm erschienen und hätte ihn aufgefordert, den unterdrückten Bauern zu verkünden, daß bald eine Zeit kommen werde, wo gänzliche Freiheit und Gleichheit die Menschen beglücken würden. Da gäbe es weder Papst noch Kaiser, weder Fürsten noch Obrigkeit; Wälder, Wiesen und Gewässer dienten dann zu Jedermanns Nutzen und Vergnügen, durch gemeinschaftlichen Fleiß würde Einer wie der Andere sein Brod gewinnen. Diese verführerischen Vorspiegelungen zogen eine Menge Bauern herbei, so daß einmal an 40,000 Menschen um ihn versammelt waren. Diese beschied er, zu einer bestimmten Zeit mit Waffen zu erscheinen und das unerträgliche Joch abzuschütteln. Der Bischof von Würzburg ließ den Schwärmer gefänglich einziehen, aber an 46,000 Bauern rückten vor das Schloß und begehrten seine Freilassung. Der Bischof ließ Geschütz aufführen, die Rädelsführer gefangen nehmen und mit dem Freiheitsprediger Böhme hinrichten. Dieses kräftige Einschreiten stillte auf einige Zeit den Aufruhr, aber im Jahre 1525 griffen sie von neuem zu den Waffen, durchzogen ganz Franken, plünderten, zerschlugen, mißhandelten und steckten in Brand, wo sie in Klöstern und Rittergütern Widerstand fanden. Auch die Stadt Würzburg ergab sich ihnen, und der Bischof mußte entfliehen; die Festung Marienberg aber konnten sie nicht erobern, ungeachtet sie solche mit schwerem Geschütz beschossen. Da näherte sich der schwäbische Bund, eine vom Kaiser Friedrich III. bestätigte Vereinigung von Fürsten in Schwaben, um da den Landfrieden zu sichern. Er schlug zuerst die Bauern aus dem Allgau, zerstreute dann die Schwarzwälder und Württemberger und brachte endlich den fränkischen Bauern bei Königshofen eine blutige Niederlage bei, worauf die Reste der Zersprengten da und dort vollends niedergewürgt wurden. Leider verfuhr die Rachsucht mancher Fürsten gegen die Besiegten durch Hinrichtungen und Gütereinziehungen auf das unmenschlichste. 50,000 Bauern hatten das Leben verloren, ohne daß der Zweck des Aufstandes, Minderung ihrer Lasten, erreicht worden wäre.

118.

Johann von Leyden.

Schon im Mittelalter gab es Parteien, welche die Kindertaufe für unstatthaft erklärten, und als die Reformation jeder neuen Mei-

nung freien Lauf zu öffnen schien, da traten einige Schwärmer dieser Sekte öffentlich auf, die die bürgerliche Ordnung umzustürzen bemüht waren, indem sie die obrigkeitliche Gewalt und das kirchliche Lehramt nicht anerkannten, sondern völlige Gleichheit aller Christen einführen wollten. Sie behaupteten, Jedem sei die Gabe der Weissagung und Auslegung göttlicher Offenbarungen verliehen, daher gebe es keinen besondern Priesterstand, noch bedürfe es für sie irgend einer Gelehrsamkeit; auch solle kein Christ etwas Eigenes haben, sondern Allen Alles gemein sein. Dabei verwarfen sie, wie schon gesagt, die Kindertaufe und erklärten nur Erwachsene dieses Sacramentes würdig und fähig. Wer von den schon getauften Christen zu ihrer Partei übertrat, mußte sich noch einmal taufen lassen, daher nannte man sie Wiedertäufer.

Im Jahre 1534 erschienen Johann Matthys, ein Bäcker aus Harlem, und sein fanatischer Jünger Johann Bockhold, ein Schneider aus Leyden, in Münster, und verschafften dort, von dem Prediger Rottmann und den Rathsherren Knipperdolling und Krechting unterstützt, den Wiedertäufern das Uebergewicht, so daß sie bald das ganze städtische Regiment in ihre Hände bekamen, und der Bischof von Münster fliehen mußte. Vergebens hatte ihnen der Magistrat die Kirchen verschlossen, sie erstürmten sie mit bewaffneter Hand; vergebens setzte man ihnen Gewalt entgegen, ihr fanatischer Eifer und unruhiges Gesindel aus den benachbarten Städten verschafften ihnen die Uebermacht und den Sieg über ihre Gegenpartei, die sie endlich aus der Stadt jagten. Nun trat Matthys als Prophet auf, führte die Gütergemeinschaft ein und ließ alle Bücher, außer der Bibel, verbrennen. Nachdem er bei einem Ausfalle gegen den Bischof von Münster das Leben verloren hatte, trat Bockhold als sein Nachfolger auf, und ließ sich bald unter dem Namen Johann von Leyden zum Könige des neuen Zions, wie sie ihr neues Reich nannten, erheben und krönen. Nun wurde Münster der Schauplatz der wildesten Ausschweifungen und der empörendsten Gräuel. Der König führte die Vielweiberei ein und vermählte sich selbst mit sechzehn Weibern. Als eine derselben ihm die Hungersnoth der belagerten Stadt vorzustellen wagte, ließ er sie auf öffentlichem Marktplatze enthaupten. So grausam verfuhr er gegen Alle, die dem bethörten Volke die Rohheit, Habsucht und Raserei seines jungen Tyrannen enthüllen wollten oder sonst einen Widerspruch wagten. Er lebte in fürstlicher Pracht und Schwelgerei, erließ Aufrufe zur Empörung gegen die Fürsten, gegen den Papst und Lu-

ther, und der fromme Wahnsinn seiner Partei staunte ihn auch dann noch als einen Gottgesandten an, wenn er mit blutdürstiger Rohheit eigenhändig mordete. Der Taumel der unglücklichen Bewohner reizte sie zu dem hartnäckigsten Widerstande gegen die Belagerer, welche endlich, durch Zuzüge verstärkt, die Stadt eroberten und dem Reiche des neuen Zions ein Ende machten. Der Priester Rottmann fiel bei der Erstürmung; Johann von Leyden, Knipperdolling und Krechting wurden mit glühenden Zangen zu Tode gemartert und ihre Leichname in eisernen Käfichen am Lambertusthurme zu Münster zum Schrecken aller Rebellen aufgehängt.

Dieser Auswuchs der Reformation, der der guten Sache sehr leicht Schaden hätte bringen können, wäre er nicht blos auf Münster eingeschränkt geblieben, diente nur dazu, um den wahren Protestantismus in desto größere Klarheit zu stellen.

119.

Kurfürst Moritz.

Moritz war ein feuriger Charakter, rastlos thätig, unerschrocken, tapfer und zugleich wohl erfahren in den krummen Gängen der Politik. Er war mit einer Tochter des berühmten Philipp, Landgrafen von Hessen, vermählt. Obgleich ein Bekenner des Lutherthums, trennte er sich von dem schmalkaldischen Bunde, an dessen Spitze sein Schwiegervater und der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen standen. Uneinigkeit und Unentschlossenheit im protestantischen Lager ließen gegen den ungerüsteten Kaiser Karl nichts unternehmen, und als der Kaiser seine Truppen zusammengezogen und seine Macht der seiner Gegner gleich sah, wurde Kurfürst Johann Friedrich in die Reichsacht erklärt, und sein Vetter Moritz zum Vollstrecker derselben ernannt, der auch sofort das Kurfürstenthum in Besitz nahm. Noch in demselben Jahre wurde die unglückliche Schlacht bei Mühlberg geschlagen, wo die beiden Heerführer des schmalkaldischen Bundes in des Kaisers Gefangenschaft geriethen. Die protestantische Sache schien verloren, da Moritz, noch ihr mächtigster Bekenner, im Solde des Kaisers stand und von diesem durch die Kurwürde von Sachsen und die Länder des gefangenen Johann Friedrich belohnt wurde. Als ein Mann von höchst zweideutigen Grundsätzen stand Moritz vor den Augen seiner

Glaubensgenossen, ja vor ganz Deutschland da. Das fühlte er selbst tief, und er faßte einen kühnen Entschluß, den Flecken an seiner Ehre wegzuwaschen und die Glaubensfreiheit der Protestanten zu retten. Der Kaiser hielt noch immer, gegen sein fürstliches Wort, den Landgrafen Philipp in engem Gewahrsam. Sollte das den Schwiegersohn Moritz nicht kränken? Dabei sah er, wie der Kaiser seinen Plan, die Rechte und Freiheiten der deutschen Fürsten zu vernichten und sich zum unumschränkten Beherrscher Deutschlands zu machen, immer offener verfolgte. Sollte das dem Kurfürsten Moritz gleichgültig sein? Grund genug, daß er ihm Frühlinge 1552 in Sturmeseile mit seinen Verbündeten nach Süddeutschland zog, um die deutsche Verfassung und die Glaubensfreiheit zu retten. Vor ihm her gingen die Kriegsmanifeste, worin stand: „wie der Kaiser die Religion nur zum Deckmantel seiner Willkür nehme, wie er, allem Rechte zum Hohne, den Landgrafen noch immer gefangen halte, wie er die deutsche Freiheit und Verfassung vernichten wolle, dem Eide zuwider, den er der deutschen Nation geleistet."

Karl lag an der Fußgicht in Innsbruck darnieder, und als man ihm diese Nachricht brachte, wollte er sie nicht glauben und sagte: „Sollte denn keine Treue und kein Glaube mehr in der Welt sein?" So groß war sein Zutrauen in die Redlichkeit des Kurfürsten, daß er in Innsbruck verweilte, bis das feindliche Heer nur noch zwei Tagmärsche entfernt war. Da konnte er an der Verrätherei, wie er es nannte, nicht länger zweifeln, bestieg eine Sänfte und ließ sich in der Nacht bei Fackelschein durch die Engpässe Tyrols nach Villach in Kärnthen bringen.

Bald darauf ward Karl in Passau (1552) gezwungen, einen Vertrag mit dem Kurfürsten abzuschließen, durch welchen Landgraf Philipp wie Friedrich von Sachsen ihre Freiheit wieder erhielten und den Protestanten freie Religionsübung eingeräumt wurde. Nun zog Moritz nach Ungarn und überwältigte mit Hülfe der Pest und der strengen Jahreszeit die Türken. Nach Deutschland zurückgekehrt, fand er das Reich in argem Hader. Markgraf Albrecht hatte sich dem Vertrage von Passau nicht unterworfen und zog, am wilden Kriegesleben Gefallen findend, brandschatzend in Deutschland umher, sein Heer durch Beute ernährend. Moritz zog sein Schwert gegen den Räuber und bezwang ihn; aber seine persönliche Tapferkeit brachte ihm dabei den Tod. Er wurde zwar gewarnt, nicht zu tief in das Gewühl der Schlacht einzudringen; aber er rief: „Neben meinen Lie-

ben und Getreuen, die ich in's Feld führte, will ich kämpfen, und so Gott will, auch fallen!" Er starb, durch einen Büchsenschuß tief verwundet. Noch walten Zweifel, ob der Feind, ob der Verrath im eignen Lager die tödtliche Kugel entsendet. Er zählte erst 32 Jahre, als er starb. Er war von mittlerer Größe, doch schlanken Wuchses, von stolzer und kühner Haltung; die Stirne war hoch, die blauen Augen scharf und klar, zeugend von tiefer Klugheit und kühner Kraft; sein röthlich-blonder Bart floß bis auf die Brust herab, das Haupthaar trug er nach damaliger Sitte kurz verschnitten.

Wer die Handlungen eines Regenten nach dem Erfolge mißt, der muß Moritz in die erste Reihe deutscher Fürsten stellen. Sein Kampf gegen den durch Bande des Blutes und Glaubens eng verbundenen Friedrich brachte ihm den Kurhut; sein Abfall von seinem Freunde und früheren Wohlthäter, dem Kaiser, erzwang die Religonsfreiheit der Protestanten; sein Zug gegen die Türken brachte Ungarn und Oestreich die Ruhe, und sein Sieg über Albrecht gab dem deutschen Reiche den lang entbehrten Frieden; seine Einrichtungen im eigenen Lande, sein Streben Wissenschaft und Kunst zu heben, machten seinen Nachfolger Ludwig zum Regenten eines aufblühenden, kräftigen Sachsens. Dafür reicht ihm die Geschichte den Kranz der Anerkennung; seines Herzens Falten liegen bloß und aufgedeckt vor einem höheren Richter.

120.

Philippine Welser.

Die Welser waren im 14., 15. und 16. Jahrhundert eine der angesehensten Patrizierfamilien in der freien Stadt Augsburg. Ihre Waaren gingen nach allen Welttheilen; sie hatten in Smyrna, Amsterdam und Lissabon große Handlungshäuser unter ihrer Firma, und von ihnen wurden in Verbindung mit den Fuggern den deutschen Kaisern bedeutende Summen Goldes zu ihren Kriegen und anderen Unternehmungen vorgeschossen.

Franz Welser, der zur Zeit Karl V. lebte, stand damals diesem ausgedehnten Geschäfte mit großer Kenntniß nnd Rechtlichkeit vor. Er war ein ernster, unter Büchern und Rechnungen ergrauter Mann, unerbittlich streng und pünktlich in seinen Geschäften, aber

eben so gütig und liebevoll als Gatte und Vater. Sein höchster Schatz, für den er alle seine Reichthümer dahin gegeben hätte, war seine einzige Tochter Philippine, die von ihrer frommen und klugen Mutter eine treffliche Erziehung erhalten hatte, und, wie am Geiste, so auch am Körper, als die Perle der Jungfrauen in ganz Augsburg galt. Sie war 17 Jahre alt, als Erzherzog Ferdinand, Sohn des böhmischen Königs und nachmaligen deutschen Kaisers Ferdinand I., nach Augsburg zu einem Reichstage kam und bei einem Bankett die schöne Philippine kennen lernte. Das süße Band der Freundschaft, das der Schöpfer um zwei gleichgesinnte Herzen windet, suchte bald der feurige 19jährige Jüngling fester zu schlingen; er bot ihr seine fürstliche Hand, um sie zum Altare zu führen, und so sehr auch Philippine Anfangs vor einem solchen Antrage zurückschreckte, so sehr auch der verständige Kaufherr davon abmahnte, Ferdinand wollte sich von der Sonne seines Lebens, wie er Philippine nannte, nicht mehr trennen, und der alte Welser wollte den jungen Herzog nicht in eine freudenleere, öde Nacht hinausstoßen und gab den Kindern endlich seinen Segen. Sie zogen nach Tyrol auf das Schloß Ambras und lebten hier stille Tage des Glücks, die nur von der Nachricht getrübt wurden, daß König Ferdinand, der strenge Vater, nie seine Zustimmung zu diesem Bunde geben werde, daß er den Sohn verbanne von seinem Hofe, daß derselbe nie mehr sein Angesicht sehen sollte.

Das war freilich ein harter Schlag für den treuen Ferdinand; aber die hellen Augen seiner Philippine, ihr treues Herz, ihre unversiegbare heitere Lebenslust verscheuchten diese Schatten aus seinem Leben acht lange Jahre hindurch. Acht Jahre lebten sie still und einsam auf Schloß Ambras, sich selbst und den Kindern, zwei muntern Knaben, die Gott ihnen geschenkt hatte, und geliebt von den biedern Bewohnern des Thales, denen Philippine eine mütterliche Freundin geworden war.

Wenn sie von den prächtigen Turnieren und glänzenden Hoffesten zu Prag hörten, da durfte Philippine ihrem Gemahl gar wohl in's Auge schauen; keine Wolke des Trübsinns lagerte sich auf seine Stirne, kein Verlangen nach dem, doch von Jugend auf gewöhnten Hofleben stieg in ihm auf; er fand reichen Ersatz für solche Freuden an der treuen Hingebung seiner Gattin, an der herzlichen Liebe seiner beiden Kinder. Wenn sie aber niederstiegen von ihrem Schlosse in die Hütten der biedern Tyroler und hier zuweilen im stillen Fa-

milienkreise einen weißlockigen Greis seine Enkel auf den Knieen schaukeln sahen, wenn das harmlose Glück und der reiche Segen einer ausgedehnten Familie, wo Großvater, Kinder und Enkel im süßesten Verbande lebten, an ihren Blicken vorüberging: da seufzte zuweilen Ferdinand, und an dem sonst so klaren Auge unserer Philippine hingen Thränen, Thränen der Sehnsucht und Liebe; sie fühlten Beide, was ihnen zu ihrem Glücke noch fehlte.

„Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser!" rief eines Abends Philippine ihrem Ferdinand zu. „Ich ertrage nicht länger dieses Leben, verbannt von dem Herzen deines Vaters. Höre den Plan, den ich schon lange im Stillen gehegt, und gib deine Zustimmung." Albert hörte aufmerksam zu und billigte nach kurzem Bedenken ihren Entschluß.

Am nächsten Morgen verließen zwei Menschen das Schloß Ambras und schlugen die Straße nach Norden ein. Es war Philippine, in dem Gewande einer Pilgrin, und ein treuer Diener, der sie begleitete. Sie zogen unerkannt durch Bayern und Böhmen nach Prag, wo König Ferdinand sein Hoflager hielt.

Nach einigen Tagen saß König Ferdinand auf dem Throne, um in eigener Person Gericht zu halten, wie er öfters zu thun pflegte. Die weiten Säle der Burg waren geöffnet. Da trat ein Weib herein im grauen Bußgewande; schüchtern nahte sie sich den Stufen des Thrones und blickte, indem sie die Kniee beugte, bittend zu dem Könige empor, der, überrascht von solcher Schönheit und fast geblendet von dem Glanze des herrlichen Auges, sanft und gnädig fragte, indem er aufzustehen winkte: „Wer seid Ihr, schöne Frau, und was fordert Ihr von uns?" „Meine Geschichte ist einfach und kurz, begann die Bittende mit klarer, sanfter Stimme, in der ihre volle Seele lag. Ich war einst ein armes Mädchen, meine Wünsche erstreckten sich nicht weiter, als auf die Liebe meiner guten Eltern. Da trat eines Tages ein fremder Ritter in meine stille Welt und warb um meine Hand. Meine Eltern erschöpften alle Vernunftgründe; ich selbst sträubte mich lange; doch der feurige Jüngling siegte über alle Bedenken; meine Eltern legten endlich segnend unsre Hände in einander; ich wurde seine Gattin." — Ein Strahl der Erinnerung traf zündend des Königs Herz; er sah düster vor sich hin. —

„Aber seine Eltern, fuhr sie mit bewegter Stimme fort, erfuhren diesen Schritt mit großer Bestürzung; sie fluchten ihrem Sohne, sie fluchten mir, ach! und schon viele Jahre entbehren wir den Segen

der Theuren, der jedem Ehebund eine größere Weihe gibt, als des Priesters Hand vermag. Nur Ihr vermögt es, königlicher Herr, uns mit dem strengen Vater auszusöhnen. Mit mir bittet mein Gemahl — hier zog sie eine Bittschrift aus dem Busen — mit mir bitten meine unschuldigen Kinder, die ihre kleinen Arme schon oft flehend nach dem Bilde des Großvaters ausgestreckt haben."

Eine Ahnung, wer vor ihm stehe, flog durch seine Seele. Er heftete sein Auge noch mehr auf die schöne Gestalt und den beredten Mund und sagte: „Und wer ist der, der eine solche Frau von seinem Angesicht verbannen kann? Nennt mir den Harten, ich will euer Fürsprecher sein."

„Es ist Euer königlichen Majestät nächster Verwandter; es ist Euer beßter, treuester Freund; ein Wort von Euch — sagte sie mit erhöhterem Tone — und wir sind gerettet aus unserer Noth." Dabei erhob sie die seelenvollen Blicke, und Thränen perlten reichlich über ihre schönen Wangen. Da schwand die Wolke von der Stirne des Königs, da schmolz die Eisrinde um das Herz des Vaters, da benetzte auch die Augen des Herrschers der himmlische Thau, der, ach! auf dieser Höhe sich selten zeigt. Die Pilgrin warf ihr Oberkleid ab und rief unter Schluchzen: „Ich bin Eure Philippine, Eure verstoßne, verkannte Philippine!" Er erhob sich von seinem Sitze, er streckte die Arme aus, und sie stürzte an das so lang verschlossene Vaterherz. Das war der seligste Augenblick ihres Lebens. Aber es war noch eine liebende Seele in der Nähe, die aufjauchzte bei dieser Scene; es war der treue Diener, den die Wachen am Eingange des Saales zurückgehalten hatten, und der jetzt sein Dienergewand abwarf und als Erzherzog dem Könige und Vater in die geöffneten Arme eilte.

Da war Freude im königlichen Hause, wie noch nie; da war Freude in Prag, wie bei einem Friedensschlusse nach einem 8 Jahre langen zerstörenden Kriege; da war Freude in Tyrol in den Hütten und Herzen des treuen Volkes, das von je sein Glück an das Glück seines Herrschers knüpfte. Philippine lebte nach diesen Tagen in Tyrol an der Seite ihres Gemahls, umgeben von ihren Kindern, die zu Grafen von Burgau ernannt wurden, noch 30 glückliche Jahre, und als sie starb und in der Hofkirche zu Innsbruck beigesetzt wurde, wo noch heute ihr Grabmal zu sehen ist, da beweinten sie nicht blos die Ihrigen, sondern ganz Tyrol, das in ihr eine Fürstin von seltener Schönheit und Herzensgüte erkannt hatte.

Im Schlosse zu Schönbrunn bei Wien wird noch das Bildniß

der schönen Philippine gezeigt, und in ihren so ansprechenden, freundlichen, offenen Zügen liest man die Geschichte ihrer glücklichen Tage.

121.

Jakob Fugger und sein Haus.

In dem Dorfe Graben oder Göggingen, unweit Augsburg, saß Hans Fugger, ein armer Leinweber, an seinem Webstuhle und ließ es sich recht sauer werden, um seine Familie ehrlich und redlich zu ernähren. Er hatte zwei Söhne, Hans und Ulrich, die von ihrem Vater unermüdeten Fleiß und christliche Rechtschaffenheit gelernt hatten, und die sich, als sie größer geworden und das Handwerk ihres Vaters tüchtig erlernt hatten, nach dem nahen Augsburg begaben, wo die ehrsame Zunft der Weber damals gar hochgeschätzt wurde. Diese Zunft hatte nämlich dem Kaiser Otto den herrlichen Sieg über die Ungarn auf dem Lechfelde erringen helfen; sie hatte eines feindlichen Heerführers Schild erbeutet und erfreute sich von dieser Zeit an gar vieler Vorrechte und Freiheiten. Das zog Hans und Ulrich in die Stadt, wo sie gar bald ihres Dörfchens ganz vergaßen, sich häuslich niederließen und das Meisterrecht erwarben. Hans besonders war glücklich; er betrieb das Gewerbe seines Vaters und nebenbei einen Leinwandhandel mit so viel Fleiß und Geschick, daß er bald unter den Zwölfern, den Vorstehern seiner Zunft, saß, später in den Rath gewählt wurde, und als er starb, 3000 fl. hinterließ, ein damals sehr bedeutendes Vermögen. Seinen älteren Sohn Andreas begünstigte das Glück noch mehr, so daß er bald „der reiche Fugger" hieß, und sich mit einer Jungfrau aus einem alt adeligen Geschlechte verheirathete. Der jüngere Sohn, Jakob Fugger, war aber eigentlich der Stammvater der angesehenen Familie. Er hatte drei Söhne: Ulrich, Georg und Jakob. Dieser Letztere war zum geistlichen Stande bestimmt und hatte sich auf den Universitäten Italiens reiche Kenntnisse erworben, kehrte aber in's väterliche Haus zurück, weil das Geschäft und der Leinwandhandel über Nürnberg nach Norden und über Venedig nach Italien immer größere Ausdehnung erhielten, und die Brüder allein nicht mehr zurecht kommen konnten. Nun wendete Jakob Fugger seine gesammelten Kenntnisse an, und gar bald war er der reichste Kaufmann Deutschlands, ja sogar Europas. Dazu verhalfen

ihm neben seinem Leinwandhandel die unterirdischen Schätze von Gold und Kupfer in Ungarn, wo er Bergwerke baute, um diese Schätze an den Tag zu bringen; er pachtete auch die reichen Erzadern zu Schwatz in Tyrol, von denen er allein jährlich 200,000 fl. reinen Gewinn zog. Man wird sich daher nicht wundern, wenn er in Tyrol ein prächtiges Schloß, die Fuggerau genannt, aufführte, wenn er in Geldgeschäfte mit den ersten Höfen Deutschlands trat, wenn er selbst am ostindischen Handel, von Antwerpen aus, den lebhaftesten Antheil nahm, wenn bald keine Handelsstraße und kein beschifftes Meer sich fand, wo nicht fuggerische Güter gingen. Kaiser Fiedrich III. erhob ihn in den Adelstand, Maximilian I. ernannte ihn zu seinem Rathe, und wenn man in Spanien Jemand als mit irdischen Gütern gesegnet bezeichnen wollte, so pflegte man zu sagen: „Er ist reich, wie ein Fugger!“ Jakob starb ohne Kinder; aber die Söhne seines Bruders, Raimund und Anton, hoben ihr Haus zu dem höchsten Glanze; sie wurden von Karl V. in den Grafenstand erhoben, es wurde ihnen das Recht ertheilt, goldene und silberne Münzen zu schlagen, und während des denkwürdigen Reichstages von 1530 wohnte Karl V. Jahr und Tag in Anton Fuggers prächtigem Hause auf dem Weinmarkte.

Nach seinem Zuge gegen Tunis besuchte Kaiser Karl den Anton Fugger wieder, und als dieser einmal in das Zimmer des Kaisers trat — denn er hatte immer unangemeldet Zutritt — sprach ihm der Kaiser viel vor von seinen bedrängten Umständen und von seinem leeren Säckel, während er sich an einem spärlichen Kaminfeuer wärmte. Endlich war das Feuer fast erloschen, und es bedurfte neue Nahrung, denn im Zimmer war es unfreundlich kalt. Da ließ Fugger durch seine Diener Zimmtholz herbeibringen, das damals in einem ungeheuren Preise stand, legte es in den Kamin, griff dann in seinen Mantel und zog mehrere Papiere heraus, womit er das sinkende Feuer anschürte, daß es lustig brannte. Darauf wandte er sich zum Kaiser und sprach lächelnd: „Kaiserliche Majestät, hier brennen zwei Millionen!“ Es waren nämlich die kaiserlichen Schuldbriefe, die Fugger in das Feuer geworfen hatte. Der Kaiser blickte verwundert bald in das Feuer, bald auf den reichen Kaufherrn und sagte endlich: „Sah' ich doch im Leben keine schönere Flamme; mich hat stark gefroren, lieber Fugger, doch jetzt ist der Frost vorüber.“ Nicht lange darnach machte der Kaiser einen Besuch am königlichen Hofe zu Paris, und der König zeigte ihm unter andern seine reiche Schatzkammer, indem er ihn öfters, wie einst der reiche Crösus den Solon, mit

fragenden Blicken betrachtete. „Zu Augsburg ist ein Leinweber, sagte der Kaiser, als er das Gemach verließ, der kann das Alles mit eigenem Gelde bezahlen.“ Kunst und Wissenschaft wurden von den Fuggern mit Freigebigkeit unterstützt; ihre Wohnungen und Gärten waren Meisterwerke der Baukunst und des damaligen Geschmackes; bei ihnen traf man Kunstschätze aller Art; Maler und Musiker fanden bei ihnen Aufmunterung und reichen Lohn. Doch auch ihrer Milde und ihres Wohlthätigkeitssinnes müssen wir in Ehren gedenken. Wer nach Augsburg kommt, versäume nicht, das Denkmal zu beschauen, das sich die Fugger selbst gesetzt haben, ein Denkmal, das wohl jedes Standbild von Erz übertrifft. Es sind 106 kleine Häuser in der Jakober Vorstadt, mit eigenen Mauern und Thoren versehen, die armen Bürgern ohne oder gegen geringen Miethzins zu Wohnungen überlassen werden und die Fuggerei heißen. An den edlen Fuggern, sagt der Spiegel der Ehren, ward erfüllet des Heilands Zusage: „Gebet, so wird Euch gegeben!“

122.

Nikolaus Kopernicus.

Kopernicus wurde zu Thorn an der Weichsel den 19. Februar 1473 geboren. Von der Schule daselbst kam er nach Krakau und studirte da Medicin, worin er auch die Doktorwürde erlangte. Mehr aber beschäftigte ihn Mathematik und Astronomie, und daher ging er im 23. Jahre nach Bologna, wo diese Wissenschaften besonders gepflegt wurden, und lehrte, 27 Jahre alt, Mathematik in Rom mit großem Beifall. Von da kehrte er in sein Vaterland zurück, wo ihm sein Oheim, der Bischof von Ermeland war, eine Pfründe am Dome zu Frauenberg ertheilte. Diese Stellung gab ihm Muße genug, den erhabensten Gegenstand der Natur, die Sternenwelt, zu seinem Studium zu machen. Unter den mannichfachen Vorstellungen der Menschen über die Einrichtung unseres Planetensystems hatte die ptolemäische Weltordnung das Uebergewicht erhalten. Ptolemäus war ein griechischer Astronom und Mathematiker, der lehrte, daß die Erde im Mittelpunkte des runden Weltgebäudes unbeweglich still stehe, und die übrigen Weltkörper, Sonne und Planeten, sich in vollkommen

runden Kreisen um dieselbe bewegen. Kopernicus zweifelte an der Wahrheit dieser Behauptung, denn er fand, daß die Bewegung der Himmelskörper, in dieser Weise sich gedacht, recht verworren und verwickelt wäre, und er wußte, daß die Natur einfacheren Gesetzen folgt. Er nahm nun an, daß die Sonne den Mittelpunkt der Welt bilde, und daß unsere Erde ein Planet sei, der sich, wie Merkur, Venus, Mars, Jupiter ꝛc., um seine Sonne drehe. Als er hienach die Bahnen zeichnete, fand er, daß sich alle himmlischen Bewegungen vollkommen erklären ließen, und so war denn das wahre Weltsystem gefunden. Er verfolgte seine Idee mit unermüdeter Sorgfalt, nicht etwa ein paar Jahre hindurch, sondern durch die größte Hälfte seines Lebens; er verglich sie immerfort mit dem Himmel, und zwar hundert Jahre vor Erfindung der Ferngläser, mit elenden, hölzernen Werkzeugen, und erst, als er von der Wahrheit seiner Forschungen vollkommen überzeugt war, trat er öffentlich damit hervor. Er schickte sein Werk mit einem Sendschreiben dem Papste zu, und dieser fand, daß sich diese Behauptungen mit der Bibellehre durchaus nicht vereinigen ließen, und schleuderte den Bannstrahl gegen Kopernicus. Ein gleiches Schicksal sollte diejenigen treffen, welche sein Werk drucken und verbreiten würden. Trotz dem fand sich in Nürnberg 1543 ein Drucker und Verleger, und Kopernicus hatte, nur wenige Tage vor seinem Tode, die unbeschreibliche Freude, seine Schriften in den Händen der Welt zu wissen. Obgleich die Wissenschaft schon längst entschieden und das kopernicanische Weltsystem als das allein richtige anerkannt hat, so sah sich der Vatikan doch erst 278 Jahre nach Erscheinung des Werkes, im Jahre 1821, vermüßiget, das Verdammungsurtheil aufzuheben und den großen Geist aus dem Banne zu erlösen.

Kopernicus größter Schüler, Johann Keppler, der Sohn eines Württemberger Gastwirths, lebte zu Regensburg, mit Mangel und Sorgen aller Art kämpfend. Erst die dankbare Nachwelt lohnte seine unsterblichen Verdienste um die Astronomie mit gerechter Verehrung; die Mitwelt ließ ihn fast verhungern.

Noch schlimmer erging es dem italienischen Astronomen Galilei, der, weil er die Ansichten Kopernicus zu den seinigen machte, nach Rom gerufen, und von der Inquisition zur Verantwortung gezogen wurde. Seine Vertheidigung hörte man kaum an; er mußte auf den Knieen liegend, mit der Hand auf dem Evangelienbuch, seine Lehre als Irrthum und abscheuliche Ketzerei abschwören. Als er aufstand, stampfte er vor Ingrimm auf den Boden und brummte in

den Bart: „Und doch bewegt sich die Erde!" Zur Strafe wurde er auf unbestimmte Zeit in die Gefängnisse der Inquisition gesperrt, wo er allwöchentlich die sieben Bußpsalmen beten mußte. Blind, taub und lahm, starb er aus Kummer, seiner Ueberzeugung nicht Worte leihen zu dürfen. Wie Keppler in Regensburg, so hat Galilei in Florenz neben dem großen Maler und Bildhauer Michel Angelo ein prächtiges Denkmal. Auch Kopernicus wurde in der Annenkirche zu Krakau ein Denkmal gesetzt, und sein Standbild in Warschau aufgerichtet, weil seine Vaterstadt Thorn damals zu Polen gehörte.

123.

Anfang des dreißigjährigen Krieges.

Ferdinand, der von den Jesuiten in strengkatholischen Grundsätzen erzogen worden war, hatte in seinen Erblanden schon allenthalben den Protestantismus aufgehoben und Jedem, der nicht zur katholischen Religion zurückkehren wollte, die Auswanderung auferlegt. Daher suchten die protestantischen Stände in Böhmen dessen Wahl zum böhmischen König zu hintertreiben, aber es gelang ihnen nicht. Ferdinand wurde 1617 gewählt und gekrönt. Was die Böhmen befürchteten, traf ein; der in Rudolphs Majestätsbriefe verbürgten Religionsfreiheit zum Trotze wurde die Kirche zu Klostergrab niedergerissen und die zu Braunau geschlossen, und als sich die protestantischen Stände darüber beschwerten, erhielten sie ein verweisendes Schreiben. Da erschienen 1618 am 23. Mai Abgeordnete unter Anführung des Grafen Mathias von Thurn auf dem Schlosse zu Prag, stellten die Statthalter zu Rede, und da sie trotzige Antworten erhielten, warfen sie Martinitz und Slawata sammt dem Geheimschreiber Fabricius aus dem Schloßfenster hinab in den Hof, wo sie auf einen Misthaufen zu liegen kamen, und durch diesen Zufall am Leben erhalten wurden.

Die Protestanten sahen die Folgen dieser Gewaltthat voraus und stellten unter dem Grafen Thurn eine Heeresmacht auf. Der Kaiser Mathias versuchte den Weg der Güte durch ein Manifest, in dem er versprach, ihre Privilegien heilig zu halten; aber dieser Brief verfehlte seine Wirkung. Als die Böhmen in dem tapfern Grafen von Mansfeld einen ebenso unverhofften als siegsgewohnten Beschützer

erhielten, der ihnen 4000 Mann zuführte, wollten sie nichts mehr von Ergebung wissen. Plötzlich, im vollsten Feuer des Aufruhrs, raffte der Tod den Kaiser Mathias dahin, und Ferdinand wurde sein Nachfolger. Aber während man ihn in Frankfurt zum Kaiser machte, stürzte man ihn in Prag von dem böhmischen Throne.

Unter allen Fürsten hatte sich Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz die gegründetsten Ansprüche auf das Vertrauen und die Dankbarkeit der Böhmen erworben; er war freien und aufgeweckten Geistes, vieler Herzensgüte und königlicher Freigebigkeit, das Haupt der Reformirten in Deutschland und Schwiegersohn des Königs von England; ihn wählte man zum böhmischen Könige. Lange schwankte er; Sachsen, Bayern und alle Mitkurfürsten mahnten ab, selbst Jakob von England warnte ihn; aber seine Diener baten und bestürmten ihn, und seine ehrgeizige Gemahlin sprach: „Konntest du dich vermessen, um die Hand einer Königstochter zu werben, so mußt du auch den Muth haben, eine Königskrone anzunehmen. Ich will lieber an einer königlichen Tafel trockenes Brod essen, als an einer kurfürstlichen im Ueberflusse schwelgen.“ Friedrich nahm die böhmische Krone. Mit beispiellosem Pompe geschah zu Prag die königliche Krönung; die Nation stellte alle ihre Reichthümer aus, ihr eigenes Werk zu ehren. Die Nebenländer Böhmens, Mähren und Schlesien, folgten dem Beispiele des Hauptstaates und huldigten. Das Frohlocken war ohne Gränzen, die Freude an dem neuen Könige ging bis zur Anbetung.

Ferdinand brachte die Protestanten in seinen Erblanden zum Gehorsam und rückte dann, verbunden mit dem Haupte der katholischen Liga, Maximilian von Bayern, in Böhmen ein und ging rasch auf Prag los. Auf dem weißen Berge unweit Prag hatten sich die Böhmen verschanzt, und Bethlen Gabor ließ 10,000 Ungarn zu ihren Fahnen stoßen. Unwiderstehlich drangen die Bayern und Wallonen vor. Die ungarische Reiterei war die erste, welche den Rücken wandte; das böhmische Fußvolk folgte, und in der allgemeinen Flucht wurden endlich auch die Deutschen mit fortgerissen. In weniger als einer Stunde war dieser entscheidende Sieg erfochten.

Friedrich saß zu Prag bei der Mittagstafel, als ein Eilbote ihm diese Trauernachricht brachte. Von dem Wall herab zeigte sich ihm die ganze, schreckliche Scene. Er entfloh mit seiner Gemahlin in solcher Eilfertigkeit, daß er seine Krone zurück ließ. „Ich weiß nun, wer ich bin,“ sagte der unglückliche Fürst zu denen, welche ihm Trost

zusprachen. „Es gibt Tugenden, welche nur das Unglück uns lehren kann, und nur in der Widerwärtigkeit erfahren wir Fürsten, wer wir sind.“ Prag ergab sich am andern Tage den Siegern; die andern Städte folgten dem Beispiele der Hauptstadt; die Stände huldigten Ferdinand ohne Bedingung. Drei Monate ließ der Kaiser verstreichen, ehe er eine Untersuchung anstellte; aber an Einem Tage brach das Ungewitter aus; 48 der thätigsten Beförderer des Aufstandes wurden gefangen genommen, und 27 starben auf dem Blutgerüste, von dem gemeinen Volke eine unzählige Menge. Die Namen der Entwichenen wurden an den Galgen geschlagen und ihre Güter eingezogen. Friedrich wurde in die Reichsacht erklärt, und die Kurwürde an Maximilian von Bayern gegeben.

Das war der Anfang eines 30 Jahre langen, ganz Deutschland verheerenden Krieges. In demselben haben sich Tilly, Wallenstein und vor Allem der edle, fromme Schwedenkönig Gustav Adolph ausgezeichnet. Ihr sollt diese Helden des dreißigjährigen Krieges näher kennen lernen.

124.

Tilly.

Denkt Euch einen kleinen, hagern Mann, mit hoher gerunzelter Stirne, langer Nase, eingefallnen Wangen und starkem Knebelbart, angethan mit einem spanischen Wamms von hellgrünem Atlas mit aufgeschlitzten Aermeln, auf dem Kopfe einen kleinen hochaufgestutzten Hut mit einer rothen Straußenfeder, die bis auf den Rücken niederwallte: dies ist Tilly's Bild, jenes gefürchteten Generals im dreißigjährigen Kriege, den Gustav Adolph wegen seiner Strenge, Rohheit und Pünktlichkeit den alten Corporal nannte. Tilly war ebenso tapfer, gewandt und listig, als grausam; er war überaus nüchtern und enthaltsam, ein Feind alles Aufwandes, wie aller äußeren Ehrenbezeigungen; er nahm vom Kaiser nie baares Geld und schlug uneigennützig alle Geschenke an Gütern aus. In seiner Jugend war er Jesuit, und seine harte und fanatische Erziehung, wie seine Kriegsschule unter Alba in den Niederlanden, prägte ihm stummen Gehorsam, eiserne Pünktlichkeit und schwärmerischen Glaubenseifer, der mit

den Ketzern kein Mitleid und Erbarmen kennt, mit den schärfsten Zügen in seine Seele ein.

Herzog Maximilian von Bayern, das Haupt der katholischen Liga, erhob Tilly zum Oberfeldherrn des ligistischen Heeres, und als solcher zeichnete er sich in der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag (1620) ruhmvoll aus. Die sorglosen böhmischen Großen ließen sich von Tilly vergebens warnen, vor den kaiserlichen Strafbefehlen zu fliehen; 3 Monate nach dem Siege von Prag wurden an einem Tage und in einer Stunde 48 der vornehmsten Parteihäupter gefangen und 27 dem Tode überliefert.

Im Fortgange des Krieges schlug Tilly den Markgrafen von Baden, Georg Friedrich, bei Wimpfen, wo sich durch Muth und Anhänglichkeit an ihren Fürsten 400 Bürger von Pforzheim so sehr auszeichneten. Diese 400 Getreuen waren nämlich unter Anführung ihres Bürgermeisters Deimling ihrem Markgrafen als Leibwache in das Treffen bei Wimpfen gefolgt. Die kaiserliche Uebermacht, mit dem gefürchteten und kriegserfahrenen Tilly an der Spitze, begann schon zu weichen vor dem Löwenmuthe des kleinen Häufchens, welches der Markgraf führte. Da zersprangen die Pulverwägen im Rücken der Tapfern und richteten eine solche Zerstörung an und brachten eine solche Verwirrung in ihre Reihen, daß nur die Flucht das einzige Rettungsmittel war. Georg Friedrich entschloß sich nur auf dringendes Bitten der Seinigen hiezu, und sie wurde nur dadurch ermöglicht, daß sich jene 400 Bürger von Pforzheim dem feindlichen Heere entgegenstellten und dasselbe durch übermenschliche Anstrengung und Wunder der Tapferkeit so lange aufhielten, bis der Markgraf und die Seinigen glücklich entronnen waren. Doch diese Heldenthat kostete Allen das Leben; nicht Einer kehrte in seine Vaterstadt zurück, und dies Denkmal edler Aufopferung für Fürst und Vaterland ist, wenn auch nicht das einzige, doch gewiß eines der schönsten und erhabensten auf dem Felde deutscher Geschichte.

Gegen Christian IV. von Dänemark gewann Tilly einen vollständigen Sieg bei Lutter am Barenberge; und als Wallenstein auf dem Reichstage zu Regensburg seine Feldherrnwürde verlor, wurde Tilly zum Generalissimus ernannt. Seine bedeutendste Unternehmung als solcher war die Erstürmung Magdeburgs, den 10. Mai 1631, wo die Gräuel, von Pappenheims Wallonen und Isolanis Kroaten verübt, sowie Tillys eigene unerbittliche Grausamkeit, ewig ein Schandfleck in der Lebensgeschichte dieses Mannes bleiben werden.

Da stellte sich der König von Schweden, Gustav Adolph, der Rächer, leider nicht der Retter Magdeburgs, dem Tilly bei Leipzig gegenüber. Hier erneuerte Pappenheim siebenmal seinen Angriff gegen die Schweden, und siebenmal wurde er zurückgeworfen, und entfloh endlich mit großem Verluste; hier wurde Tilly, der Sieger von 36 Schlachten, gänzlich geschlagen und, bedeckt mit Wunden und von dem Schmerze gefoltert, seinen Ruhm zu überleben, kam er mit kaum 600 Mann seiner großen Armee nach Halle. Mitten unter Verwundeten und Todten warf sich Gustav Adolph auf dem Schlachtfelde nieder, und die erste, feurigste Siegesfreude ergoß sich in einem glühenden Gebete.

Von dieser Zeit an hatte Tilly kein Glück mehr; der Geist Magdeburgs schwebte über ihn bei allen seinen Unternehmungen; er verschanzte sich bei Rain am Lech, um den Schweden das Eindringen in Bayern zu verwehren; aber Gustav Adolph nahm schnell Donauwörth und ertrotzte mitten durch die Wuth des von dem Schnee der Tyroler Gebirge angeschwollenen Lechs und mitten durch das mörderische Feuer der feindlichen Kanonen den Uebergang über den Lech, und Bayerland stand den Schweden offen. Hier zerschmetterte Tilly eine Kugel den Schenkel, und er starb, nachdem er alle Launen des ungetreuen Kriegsglückes erfahren hatte, in den Mauern von Ingolstadt. Von der überlegenen Feldherrngröße Gustav Adolphs zermalmt, sah er am Abende seiner Tage die reichen Lorbeern, welche seine früheren Siege ihm um das Haupt gewunden hatten, dahin welken, und Magdeburgs zürnende Manen umgeben noch heute sein Grab und verdunkeln den Ruhm seiner Thaten.

125.

Magdeburgs Zerstörung.

Magdeburg, eine der wohlhabendsten Städte Deutschlands, genoß unter der Regierung seines Magistrats eine republikanische Freiheit, welche seine Bürger mit einer heroischen Kühnheit beseelte. Davon hatten sie bereits gegen Wallenstein, der, von ihrem Reichthume angelockt, die übertriebensten Forderungen an sie machte, rühmliche Proben abgelegt, und in einem muthigen Widerstande ihre Rechte behauptet. Ihr ganzes Gebiet hatte die zerstörende Wuth seiner

Truppen erfahren; aber Magdeburg selbst entging seiner Rache. Nun schloß die Stadt ein Bündniß mit dem Schwedenkönig, und ehe dieser nahe genug war, sie mit seiner Macht zu unterstützen, fingen die Feindseligkeiten mit Pappenheim und dann auch mit Tilly an, der die Stadt immer enger einschloß und in kürzester Zeit alle Außenwerke in seiner Gewalt hatte. Die Besatzung belief sich nicht über 2000 Mann Fußvolk und einige Hundert Reiter; aber was war das für eine so große und noch dazu unregelmäßige Festung! Diesen Mangel zu ersetzen, bewaffnete man die Bürger; aber gar zu bald zeigte sich in diesen Reihen Uneinigkeit, und den Aermeren that es weh, daß man ihm allein alle Lasten aufwälzte, ihn allein allem Ungemach, allen Gefahren blos stellte, während der Reiche seine Dienerschaft sandte und sich in seinem Hause gütlich that. Der Unwille brach zuletzt in ein allgemeines Murren aus; Gleichgültigkeit trat an die Stelle des Eifers, Ueberdruß und Nachlässigkeit im Dienst an die Stelle der wachsamen Vorsicht. Nur Eines hielt sie noch zusammen, der unüberwindliche Widerwille gegen den Kaiser und ihr Religionseifer; dabei hielt sie der Gedanke aufrecht, daß Gustav Adolph in Eilmärschen heranrücke. Dies war aber auch dem Grafen Tilly nicht unbekannt, und er that Alles, um die Bürger Magdeburgs in eine tiefe Sorglosigkeit zu stürzen, um sie dann schneller und sicherer überwältigen zu können.

Unerwartet schweigt die Kanonade der Belagerer, die Stücke werden abgeführt, die Soldaten ziehen sich zurück; Todtenstille herrscht im kaiserlichen Lager. Alles überzeugt die Belagerten, ihre Rettung sei nahe. Der größte Theil der Bürger und Soldaten verläßt früh Morgens seinen Posten auf dem Wall, um endlich einmal nach langer Arbeit des süßen Schlafes sich zu erfreuen; — aber ein theurer Schlaf und ein entsetzliches Erwachen!

Ein heftiges Musketenfeuer, das Lärmen der Sturmglocken, das überhand nehmende Getöse machen endlich den erwachenden Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen sie sich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr und stürzen in blinder Betäubung dem Feinde entgegen. Das Neustädter Thor hatte der Feind schon überwältiget; Falkenberg, der tapfere Commandant, den Gustav Adolph den Magdeburgern gesandt hatte, liegt hier, von vielen Kugeln durchbohrt, todt am Boden. Bald sind noch zwei Thore genommen, die Hauptarmee Tillys dringt ein, besetzt die Straßen, und das aufgepflanzte Geschütz scheucht alle Bürger in ihre Wohnungen, dort ihr

Schicksal zu erwarten. Nicht lange läßt man sie in Zweifel; zwei Worte des Grafen Tilly bestimmen Magdeburgs Geschick. Der taube Grimm der Wallonen und der Kroaten fürchterliche Banden beginnen jetzt eine Würgerscene, für welche die Geschichte keine Sprache hat. Nicht die schuldfreie Kindheit, nicht das hülflose Alter, nicht Jugend, nicht Geschlecht, nicht Stand, nicht Schönheit können die Wuth der Sieger entwaffnen; keine noch so verborgene, keine noch so geheiligte Stätte kann vor der alles durchforschenden Habsucht sichern; in einer Kirche fand man 53 Frauen enthauptet; die Kroaten vergnügten sich, Kinder in die Flammen zu werfen, die Wallonen, Säuglinge an der Brust ihrer Mutter zu spießen. In ununterbrochener Wuth dauern diese Gräuel fort, und um den Widerstand zu brechen, hatte man gleich Anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhebt sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitet und den Brand allgemein macht. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezückte Schwerter, durch stürzende Trümmer, durch das strömende Blut. Da traten einige Offiziere, von diesem grausenvollen Anblick empört, bittend zu Tilly, daß er dem Blutbad möchte Einhalt thun lassen. „Kommt in einer Stunde wieder, war seine Antwort; der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit auch Etwas haben!“ — So wurde fort geplündert und gemordet, bis die unerträgliche Glut die Würger zwang, sich in das Lager zu flüchten. In weniger als 12 Stunden lag diese volkreiche, feste, große Stadt, eine der schönsten Deutschlands, in Asche, zwei Kirchen und einige Hütten ausgenommen.

Kaum hatte sich die Wuth des Brandes gemindert, als die kaiserlichen Schaaren mit erneuter Wuth zurückkehrten, um unter Schutt und Asche ihren Raub aufzuwühlen. Manche erstickte der Dampf; da die Bürger ihr Bestes in die Keller geflüchtet hatten.

Am 13. Mai endlich erschien Tilly selbst in der Stadt, nachdem die Straßen von Schutt und Leichen gereiniget waren. Schauderhaft, gräßlich, empörend war die Scene, welche sich jetzt der Menschlichkeit darstellte. Lebende, die unter den Leichen hervorkrochen, umherirrende Kinder, die mit herzzerschneidendem Geschrei ihre Eltern suchten, Säuglinge, die noch lebend an der Brust ihrer gemordeten Mütter lagen! Mehr als 6000 Leichen mußte man in die Elbe werfen, um die Gassen zu räumen; eine ungleich größere Menge

von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Getödteten wird auf 30,000 angegeben.

Den Tag nach dem Einzuge Tillys wurde in der Domkirche feierliche Messe gehalten und unter Abfeuerung der Kanonen das Te Deum angestimmt. Der kaiserliche General durchritt die Straßen, um als Augenzeuge seinem Herrn berichten zu können: „Seit Trojas und Jerusalems Zerstörung ist kein solcher Sieg gesehen worden!"

126.

Tilly.

Rauher Krieger wilde Horden
Stürmen durch das Thor herein,
Und sie würgen und sie morden
Alt und Jung und Groß und Klein.

Bürgerblut in Strömen fließet,
Flammen lodern himmelwärts;
Ach, der Säugling wird gespießet,
Und durchbohrt der Mutter Herz.

Nicht der Unschuld ängstlich Rufen
Dämpft der Rotten Tigerwuth,
Selbst von des Altares Stufen
Rinnet der Erschlag'nen Blut.

Doch drei edle Krieger gehen
Tief erschüttert Hand in Hand,
Gnad' den Armen zu erflehen,
Dringen sie durch Mord und Brand.

Und sie nah'n sich dem Gebieter:
»Herr, des Jammers wär' genug!« —
»»Fragt in einer Stunde wieder!««
Ist des Wüthrichs harter Spruch.

Nur ein Wink an seine Leute,
Und es würde Fried' und Ruh;
Aber ach! mit wilder Freude
Sieht er dem Gemetzel zu.

Würge, Mörder, und vernichte!
Auch dein Leben wird verweh'n,
Und dem göttlichen Gerichte
Wirst du nimmermehr entgeh'n.

Bald entflieht sein Geist der Erde.
Mühsam klimmet er empor;
Daß er eingelassen werde,
Fleht er vor des Himmels Thor.

»Komm' in einer Stunde wieder!«
Donnert es aus Petrus Mund;
Und das Scheusal stürzet nieder,
Nieder in der Hölle Schlund.

Und so klimmt er jede Stunde
Auf zur goldnen Himmelspfort',
Und so tönt's aus Petrus Munde,
Gott nur weiß, wie lange, fort.

Schnerr.

127.

Wallenstein.

Albrecht von Wallenstein oder Waldstein war ein Mann von hoher, hagerer Gestalt, starken Gliedmassen, länglichem Gesichte, gelblicher Hautfarbe und hoher, ernster Stirne. Sein schwarzes Haar trug er kurz geschnitten und von der Stirne aufwärts gestrichen; seine schwarzen Augen waren voll Feuer, sein Blick durchdringend; sein Benehmen hatte etwas Herrisches und Rauhes. An der Tafel war er mäßig; er schlief nur wenige Stunden; denn sein unruhiger, strebsamer Geist ließ ihm keine Ruhe. Er schaute — und dies war seine größte Schwäche — nach den Gestirnen, um sein eigenes Schicksal und das der Fürsten und Völker daraus zu erkennen. Er hatte ungeheuren Reichthum, liebte fürstliche Pracht, und sein Ehrgeiz kannte keine Gränzen. Sein Feldherrntalent zeichnete ihn aus und erhob ihn zu der wichtigen Stellung, die er im 30jährigen Kriege unter Kaiser Ferdinand einnahm.

Er stammte aus einer angesehenen böhmischen Familie, die der protestantischen Religion zugethan war, und diente, nachdem er seine Studien in Altdorf bei Nürnberg vollendet hatte, als Page in Innsbruck. Hier stürzte er einmal, als er in dem Fensterbogen des Saales eingeschlummert war, 2 Stock hoch herab, ohne sich zu beschädigen. Von dieser Zeit an wurde er tiefsinnig und trat zur katholischen Kirche über. In einem Feldzuge gegen die Türken zeigte er viel persönliche Tapferkeit; noch mehr zeichnete er sich im Kampfe gegen die protestantischen Böhmen aus, und so stieg er schnell von Stufe zu Stufe. Der Kaiser Ferdinand erhob ihn in den Grafen-, und später in den Fürstenstand und schenkte ihm die Herrschaft Friedland in Böhmen. Als der Krieg mit dem nördlichen Deutschland ausbrach, hatte Ferdinand weder Geld noch Truppen. Wallenstein erbot sich, auf eigene Kosten ein Heer von 50,000 Mann aufzustellen, wenn er der Oberbefehlshaber desselben sein und die Brandschatzungen der eroberten Länder für sich behalten dürfe. Der bedrängte Kaiser willigte ein, und bald sammelte sich unter Wallensteins Fahnen eine Macht, die Freund und Feind furchtbar wurde. Er schlug den Grafen von Mansfeld, nöthigte den König von Dänemark zum Rückzug, eroberte Mecklenburg und Holstein, den größten Theil von Schleswig und

Jütland und belegte diese Länder mit ungeheuren Brandschatzungen. Er belagerte lange die Stadt Stralsund. „Und wenn sie mit Ketten an den Himmel angeschlossen wäre, so muß sie mein werden!" sagte Wallenstein; aber er mußte die Belagerung aufheben, so wie er von Magdeburg und Glückstadt unverrichteter Sache abziehen mußte. Sein übermüthiges Betragen, seine ungeheuern Erpressungen, selbst in neutralen Ländern verübt, stürzten ihn; er wurde auf einem Reichstage zu Regensburg abgesetzt, und sein persönlicher Feind, der bayerische General Tilly, zum kaiserlichen Oberbefehlshaber ernannt. Wallenstein lebte nun in Prag als Privatmann, aber mit königlichem Aufwande. Eigene Garden umgaben ihn, 60 Pagen und 20 Kammerherren bedienten ihn; er reiste mit einem zahlreichen Gefolge und mit 200 Wagen auf seine Güter, und sein Astrolog Seni verkündigte ihm aus den Gestirnen eine neue glänzende Laufbahn.

Da starb Tilly in Ingolstadt an seinen Wunden, und Gustav Adolphs Kriegsglück zwang den Kaiser Ferdinand, den demüthigenden Schritt zu thun, und Wallenstein wieder den Oberbefehl des Heeres anzutragen. Unter harten, das Ansehen des Kaisers tief verletzenden Bedingungen nahm er das Anerbieten an und übte von nun an unabhängige Gewalt, handelte — auch in den Reichsländern — nach Willkür, zog Güter ein, belohnte und strafte, und wurde der Schrecken seiner Zeitgenossen, ohne sich die Achtung der Nachwelt zu erwerben. Bei Nürnberg stand er thatlos dem Schwedenkönig gegenüber, und bei Lützen mußte er, selbst verwundet, das Schlachtfeld als Besiegter räumen. Seine Unthätigkeit in Böhmen erregte den Verdacht, in geheimen Unterhandlungen mit den Schweden zu stehen; ja man legte ihm die Absicht bei, sich durch den Beistand der Protestanten zum Könige von Böhmen machen zu wollen. Den gefangenen Grafen Thurn, den Anstifter des ersten Aufstandes in Böhmen, entließ er frei und reich beschenkt, und schloß einen Waffenstillstand mit dem Feinde, ohne den Kaiser zu fragen. Das vermehrte den Verdacht gegen seine Treue; er wurde in Wien als Verräther geschildert und von Ferdinand seines Kommandos entsetzt und geächtet. Welches seine Plane waren, wie weit sie griffen, wohin sie zielten, ob schon Alles bis zum Entschlusse klar und hell vor seiner Seele lag: das deckte die Nacht zu, die ihn in seinem Blute schwimmen sah. Am 25. Februar 1634 wurden bei einem Gastmahl in Eger Wallensteins vertrauteste Freunde und ergebenste Generale von Buttlers Dragonern überfallen und getödtet; darauf überfiel der Hauptmann De=

veroux mit 6 Hellebardierern den Herzog in seinem Schlafzimmer; schweigend, mit ausgebreiteten Armen empfing er der Hellebarde tödtlichen Stoß in die feste Brust, und lautlos sank er todt darnieder. Kein Arm erhob sich, seinen Tod zu rächen, und er ward ohne Gepränge in der von ihm gestifteten Karthause zu Gitschin beigesetzt. Ihn beweinte nur eine trauernde Wittwe, denn wahre Freunde hatte der kalte, stets verschlossene und herrische Mann nicht. Seine ansehnlichen Besitzungen wurden vom Kaiser eingezogen, seine sämmtlichen Papiere vernichtet und seine Mörder belohnt. So endete Wallenstein, Herzog von Friedland, Generalissimus des östreichischen Heeres im 30jährigen Kriege, dessen Name stets ein gemischtes Gefühl von Staunen und Abscheu erregt.

128.

Gustav Adolphs Einzug in Nürnberg.

Gustav Adolph hatte ein Gesetz erlassen, welches die Sicherheit der Heerstraßen und den freien Zug der Kaufleute nach der Frankfurter Messe unter seinen ausdrücklichen Schutz stellte. Die Nürnberger waren unter einem besondern Geleite schwedischer Reiter zur Frühlingsmesse dahin abgegangen. Die Gesandten, welche Nürnberg an den Rhein zu ihm sandte, redete er mit solcher Freundlichkeit und Herablassung an, daß der unüberwindliche Zauber, von einem so ruhmgekrönten König, von einem solchen Kriegeshelden also sich behandelt zu sehen, seine Wirkung nicht verfehlte. Er nannte Nürnberg das Auge Deutschlands, und gab nicht undeutlich zu verstehen, welche Rolle er ihr zugedacht habe, wenn Gott sein Werk segnen und sein Leben schützen werde. Ein königlicher Schenkungsbrief sprach der Stadt das Eigenthumsrecht der deutschherrlichen Güter zu, die in ihrem Gebiete lagen, und so versäumte der kluge König nichts, diese bundesverwandte Stadt immer enger an sich zu ketten. Mehr als um Alles dies aber schlugen die Herzen der Einwohner ihm mit Begeisterung entgegen, weil sie ihn als den Hort evangelischer Freiheit verehrten. Bei solchen Gesinnungen der Bürger konnte es nicht fehlen, daß sein Einzug am 21. März 1632 ein Triumphzug war, wie Nürnberg zuvor und hernach keinen gesehen. Der König kam von Fürth her, von dem Könige Friedrich V. von Böhmen, dem Pfalz-

grafen August von Sulzbach, dem Herzog Ernst von Weimar und einem zahlreichen Gefolge begleitet. Der Nürnberger Rath empfing ihn vor dem Thore. Die Bewillkommungsreden übertönte der laute Jubel der Bevölkerung, und dieser steigerte sich zu einem betäubenden Freudengeschrei, zu einem gränzenlosen Frohlocken, als der Gefeierte durch das Thor in die Stadt einritt. Der Weg war mit Blumen übersäet, Jungfrauen überreichten ihm Lorbeerkränze, Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe und zeigten ihnen den Retter Deutschlands; Männer und Greise warfen sich auf die Kniee nieder und weinten vor Freude. Oefter als einmal stockte der Zug; öfter als einmal drohte des Königs Pferd scheu zu werden, so drängten sich die Jubelnden heran. Der König war, wie immer, sehr freundlich und herablassend; er grüßte nach allen Seiten, drückte mit Innigkeit die ihm entgegengestreckten Hände, und sein Auge strahlte Entzücken, als er sah, wie zwei Greise, die er angeredet hatte, sich in die Arme fielen und sich selig priesen, diesen Tag erlebt zu haben.

Im Namen des Rathes wurden dem Könige von zwei Mitgliedern desselben, Ch. Fürer und Christoph Volkamer prächtige Geschenke überreicht, worunter vier Kanonen, eine Himmels- und eine Erdkugel von Silber und inwendig vergoldet, als Trinkgeschirre brauchbar, ein Werk des Nürnberger Kunstfleißes. In seiner Antwort auf die Anrede der Rathsherren entwickelte Gustav Adolph jene unnachahmliche Beredsamkeit, wodurch er alle Herzen zu gewinnen wußte. „Ich danke Euch für Eure herrlichen Geschenke, sagte er; doch könnt Ihr mir nichts Besseres verehren, als Eure Beständigkeit. Ich beschwöre Euch, laßt Euch durch nichts abwendig machen, nicht durch Drohungen oder Verheißungen, nicht durch Furcht und Schrecken, nicht durch Eitelkeit oder andere Leidenschaften, denen das menschliche Herz unterworfen ist. Die Feinde werden nichts unterlassen, Euch von mir abspenstig zu machen. Oestreich, Spanien und der Papst haben sich eng verbunden, alle Evangelischen zu vertilgen. Dahin zielen alle ihre Anschläge, dahin wenden sie alle Stärke und Macht, dahin stehet ihr Thun und Lassen, all ihr Dichten und Trachten. Gott hat Euch Tausende anvertraut und Euch zu Regenten gesetzet in einer Stadt, dergleichen ich mein Lebtage nie gesehen. Ihr seid alte Patrizier, Eure Voreltern sind berühmt gewesen vor undenklichen Jahren in der ganzen Welt; diesem Lobe strebet nach, regieret also, daß Ihr dermaleins vor Gott und der ganzen Christenheit Rechenschaft abzulegen vermöget. Nicht genug kann ich mich wundern, und muß

es für eine augenscheinliche Fügung Gottes erkennen, daß unser Feind sich einer solchen Stadt noch nicht bemächtiget hat, da er nur zugreifen durfte. Wunderbarlich hat mich Gott, der mich zu diesem Werke berufen hat, bis auf den heutigen Tag erhalten; denn eher hätte ich mich des jüngsten Tages versehen, als daß ich nach Nürnberg kommen sollte. Ich habe mein armes Land und Leute und was mir lieb ist verlassen, so manchen theuern Helden mit hinausgeführet, welche ihr Leben neben dem meinigen gewagt, Alles dem gemeinen evangelischen Wesen und der deutschen Freiheit zum Beßten. Was ich Euch versprochen habe, will ich halten, so weit mir Gott Gnade verleiht. So bleibt auch Ihr beständig, laßt Euch nicht abwendig machen, ermuthiget andere Städte durch Eure Standhaftigkeit und Euer Ansehen, so wird Gott Euch Heil geben, daß Eure Stadt blühe und zunehme. Es wird Euch Gott nicht alle Tage einen solchen Prediger schicken, wie mich; ich rede aber nicht also zu Euch, als ob ich Zweifel in Eure Aufrichtigkeit setzte; ich will Euren Eifer nur anspornen, mir treu zu bleiben, der ich nichts anderes begehre, als Euch zu helfen, zu trösten und zu schützen."

129.

Der Kampf auf der alten Veste bei Nürnberg.

Im Angesichte der alten freien Reichsstadt Nürnberg lagerten sich zwei Gewitter tragende Wolken, die Heere Gustav Adolphs und Wallensteins, und die Augen von ganz Europa hefteten sich mit Furcht und Neugier auf diesen wichtigen Platz. Der Friedländer hatte den Schwedenkönig überrascht, und kam mit beinahe 60,000, größtentheils bewährten Soldaten durch die Oberpfalz hergezogen, ehe der König Zeit gehabt hatte, seine durch ganz Deutschland zerstreuten Truppen an sich zu ziehen. An Mannschaft viel zu schwach, um den anrückenden Feind aufhalten zu können, was sollte er thun? Die bundesverwandte Stadt ihrem Schicksale überlassen? Sich in dieselbe einschließen und durch Hunger besiegt werden? Die Menschlichkeit und die Ehre gebot das Letztere, und Gustav Adolph war fest entschlossen, sich lieber mit seiner ganzen Armee unter den Trümmern Nürnbergs begraben zu lassen, als auf den Untergang desselben seine Rettung zu gründen.

Sogleich wurde Anstalt gemacht, die Stadt mit allen Vorstädten in eine Verschanzung einzuschließen, und innerhalb derselben ein festes Lager aufzuschlagen. Viele tausend Hände setzten sich alsbald in Bewegung zu diesem weitläufigen Werke, und alle Einwohner Nürnbergs beseelte ein heroischer Eifer, für die allgemeine Sache Blut, Leben und Eigenthum zu wagen. Das Landvolk aus den benachbarten Dörfern wetteiferte mit den Bürgern und Soldaten, so daß schon am 14. Tage die ganze ungeheure Arbeit vollendet war. Ein 8 Fuß tiefer und 12 Fuß breiter Graben umschloß die ganze Verschanzung, auf der gegen 300 Kanonen aufgefahren waren. — Während dies außerhalb der Mauern der Stadt vorging, war der Magistrat beschäftigt, die Magazine zu füllen und mit Kriegs- und Mundvorräthen für eine langwierige Belagerung zu versehen, sowie durch strenge Reinlichkeitsanstalten für die Gesundheit der Einwohner Sorge zu tragen. Um den König im Nothfall unterstützen zu können, wurde aus den jungen Bürgern der Stadt ein Regiment gebildet mit 24 Abtheilungen, nach den Buchstaben des Alphabets genannt, und die schon vorhandene Stadtmilitz wurde bedeutend verstärkt.

Wallenstein, der nicht eilen mußte, sich einen Namen zu machen, begnügte sich damit, jenseits der Rednitz, Nürnberg gegenüber, ein stark befestigtes Lager zu beziehen, und den Schweden jede Zufuhr aus Franken, Schwaben und Thüringen abzuschneiden. So hielt er die Stadt belagert und glaubte so den Gegner, dessen Muth er nicht in offener Feldschlacht erproben wollte, durch Hunger und Seuchen langsam, aber desto sicherer zu ermüden.

Acht und fünfzig Tage schon hatten beide Armeen, durch ihre Verschanzungen gedeckt, einander im Gesichte gestanden, ohne daß mehr als leichte Streifereien und unbedeutende Scharmützel vorgekommen wären. Auf beiden Seiten hatten ansteckende Krankheiten mehr als das Schwert die Mannschaft vermindert, und jetzt stellte sich auch der Hunger ein. Dem Könige öffnete zwar, sobald der Mangel sich einstellte, die Stadt Nürnberg ihre Vorrathshäuser, aber als der Herzog Wilhelm von Weimar und der Landgraf Wilhelm von Hessenkassel zur Verstärkung des Königs herbeirückten, und 70,000 Mann in der Stadt lagen, da wurde der Brodmangel mit jedem Tage empfindlicher. Alle Mühlen in und um Nürnberg reichten nicht hin, das Korn zu mahlen, das jeder Tag verschlang, und 50,000 ℔ Brod, welche die Stadt täglich in's Lager lieferte, reizte den Hunger blos, ohne ihn zu befriedigen. Die wirklich bewundernswerthe Sorgfalt des Magistrats

konnte nicht verhindern, daß ein großer Theil der Pferde aus Mangel an Futter umfiel, und die zunehmende Wuth der Seuchen mit jedem Tage hunderte von Menschen in's Grab streckte. Dieser Noth ein Ende zu machen, verließ Gustav Adolph die Stadt und griff das friedländische Lager an. Allein hier hatte Natur und Kunst alles gethan, um die Stellung zu einer unangreifbaren zu machen. Tiefe Gräben umschlossen unersteigliche Schanzen, dichte Verhacke und stachelige Pallisaden verrammelten die Zugänge zu dem steil anlaufenden Berge, die alte Veste genannt; hinter den Brustwehren lauerte der Musketen tückisches Feuer, und aus hundert offenen Kanonenschlünden blitzte den verwegenen Stürmern ein gewisser Tod entgegen. Alle Regimenter stürzten sich nach und nach während eines zehnstündigen Kampfes in den Rachen des Todes, und alle kehrten blutend und zerrissen von dem Kampfplatze zurück. Wallenstein behauptet seinen Platz, und noch 14 lange, gräßliche Tage bleiben die Armeen einander thatlos gegenüber gelagert. Da wachsen die Drangsale des Hungers, da werden die Landbewohner die Opfer der Raubsucht des verwilderten Soldaten, da löst die Noth alle Bande der Zucht und Ordnung selbst im schwedischen Lager, da liegen zertreten die umliegenden Felder, die Dörfer in Asche, Modergerüche verpesten die Luft, verheerende Seuchen, durch die Gluth der Hundstage ausgebrütet, wüthen unter Menschen und Thieren, und Nürnberg allein hatte mehr als zehntausend seiner Bürger begraben. Gerührt von dem allgemeinen Jammer, zog am 8. September der König mit klingendem Spiele, in völliger Schlachtordnung an dem Feinde vorüber, der seinen Abzug nicht im Geringsten störte und fünf Tage später selbst sein Lager verließ. Hundert Rauchsäulen der eingeäscherten Dörfer in der Runde verkündeten seinen Abschied und zeigten der getrösteten Stadt, welchem Schicksale sie entgangen war.

130.

Die Schlacht bei Lützen.

Wallenstein zog auf die weite Ebene von Lützen zurück und erwartete hier in völliger Schlachtordnung den schwedischen König. Er kam und stellte seine Völker zum Treffen; auf dem rechten Flügel führte der König selbst seine Schweden an. Zwei solche Feldherrn,

so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit hatten sich noch selten in einer offenen Schlacht gegenüber gestanden, ein so hoher Preis hat noch selten den Muth begeistert. Die blutige Morgenröthe erscheint; ein undurchdringlicher Nebel verzögert den Angriff bis zur Mittagsstunde. Da theilt sich der Nebel; man sieht Lützen in Flammen, und die Schweden stürzen auf die Kniee, ein geistliches Lied singend, das die Feldmusiken begleiten. Jetzt tönt die Losung, und im fürchterlichsten Kugelregen werden die ersten drei friedländischen Brigaden niedergeworfen, die Gräben übersprungen, die Batterien erobert. Mit Blitzesschnelligkeit ist Friedland zur Stelle; er weiß seine fliehenden Schaaren zum Stehen zu bringen, und ein mörderischer Kampf erhebt sich; Mann kämpft gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwerte und der Pike Platz. Die Schweden ziehen sich zurück. Das hört der König auf dem siegreichen rechten Flügel, übergibt hier die Verfolgung des Feindes dem General von Horn, und pfeilschnell kommt er dem linken Flügel zu Hülfe. Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, war behend genug, ihm zur Seite zu bleiben, die begleitenden Schwadronen bleiben zurück. Da bemerkt ein kaiserlicher Gefreiter den König und befiehlt einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerschmettert. Die nacheilenden Schwadronen kommen daher gesprengt, und ein verwirrtes Geschrei: „Der König blutet! Der König ist erschossen!" verbreitet Schrecken und Entsetzen. Der Herzog von Lauenburg führt den blutenden, halb ohnmächtigen König zurück, da trifft ihn eine zweite Kugel in den Rücken, und mit den Worten: „Ich habe genug, Bruder; rette nur du dein Leben!" sinkt er vom Pferde, wird noch von mehreren Kugeln durchbohrt, und sein entstellter Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben. Das in Blut gebadete Roß des Königs verkündet dem schwedischen Heere diese Schreckenspost, und der Tod hat für dasselbe keine Schrecken mehr. Mit Löwengrimm werfen sich die Schweden auf den Feind, werfen ihn zurück, schlagen ihn und entscheiden das Schicksal des Tages. Da erscheint noch spät am Abend Pappenheim mit acht Regimentern Cavallerie, sieht die Flucht des kaiserlichen Heeres, sammelt die zerstreuten Haufen und führt sie, von wildem Muthe beseelt, auf's neue gegen den ermatteten Feind. Der Herzog von Friedland selbst nimmt an dieser letzten Anstrengung Theil; um und neben ihm stürzen seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchbohrt; aber auf dem Bette der Ehre, wo Gustav Adolph erblaßte, sollte Wallenstein den

schuldbefleckten Geist nicht verhauchen. Zwei Musketenkugeln durchbohren Pappenheims narbenvolle Brust. Die Sonne neigt sich zum Untergange; heftiger erhitzt sich der Streit an seinem Ende, und nur die Nacht setzt dem Gefecht eine Gränze. Herzog von Friedland nahm ohne Geschütz, ohne Fahnen, beinahe ohne alle Waffen seinen Rückzug nach Leipzig. Seine Kroaten umschwärmten zwar noch das Schlachtfeld, aber der Anblick des in Schlachtordnung dastehenden schwedischen Heeres verscheuchte bald diese flüchtigen Schaaren. — Aber welch ein theurer Sieg! welch ein trauriger Triumph! Dort liegt der König, von Blut und Wunden bis zum Unkenntlichen entstellt; von den Hufen der Pferde zertreten, und durch räuberische Hände seines Schmuckes und seiner Kleider beraubt, wird er unter einem Hügel von Todten hervorgezogen, nach Weißenfels gebracht und dort dem Wehklagen seiner Truppen, den letzten Umarmungen der Königin überliefert. Kaiser Ferdinand zeigte beim Anblick seines blutigen Kollers, den man nach Wien geschickt hatte, einige Rührung und sagte: „Gerne hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutschland Friede geworden wäre!"

131.

Der Schwedenstein.

Bei Lützen an der Straße, wo Deutschlands Banner stand,
Erlosch manch bied'res Auge, sank manche starke Hand;
Zweihundert Jahre blicken auf dieses Todtenfeld,
Da schlafen deutsche Brüder, da schläft des Nordens Held.

Bei Lützen an der Straße steht noch ein schlichter Stein,
Ein stolzer Bau von Eisen faßt jetzt das Kleinod ein.
Der Stein weiß viel zu künden von Streitern und von Muth,
Von Freiheit und von Glauben, von Leichen und von Blut.

Und ist er auch verwittert von Sturm und Sonnenschein,
Kein Wand'rer wallt vorüber, er tritt zum Schwedenstein.
Und bleibt er stumm bei Fragen, was Großes hier geschah,
Das Große lebt im Munde der Menschheit fern und nah.

Du, Adolph, warst ein König, der einer Krone werth,
Geschwungen hat mit Stärke dein Arm das Glaubensschwert,
Erlöst die Welt von Banden, die sie entehrt, entweiht;
Drum reicht die Welt dir jubelnd als Kranz: Unsterblichkeit!

132.

Pappenheims Tod.

Zu Lützen auf dem Felde
Da geht was Großes vor,
Da blickt die Sonn' so blutroth
Durch dichten Nebelflor.

Zu Lützen auf dem Felde
Da zieh'n die Heere ein
Mit Schwedens Gustav Adolph,
Mit Deutschlands Wallenstein.

Doch sag', was stellt dem Auge
Sich Pappenheim nicht dar? —
Der streift auf Halle's Feldern
Mit seiner Reiterschaar.

Die Schlacht beginnt zu donnern,
Daß weithin es erkracht;
Er hört's — „das ist die Botschaft",
Ruft er, „der Lützenschlacht!"

Und furchtbar, wie der Bergstrom
In's Thal hernieder saus't,
Nach Lützen auf das Feld hin
Der Pappenheimer braus't.

Und wie er fliegt und rennet,
Der Tag doch fast vergeht;
Blutroth, wie sie erwachte,
Die Sonn' im Westen steht.

Das Schlachtfeld, welch ein Anblick!
Verzweiflung hier und dort;
Ob auch schon spät, doch rieselt
Das Blut noch immerfort.

Gefallen ist der Schweden
Gekröntes Heldenhaupt;
Des Tages Ruhm dem Friedland
Sein blut'ger Schatten raubt.

Und rings wogt finstrer Nebel
Und hüllt, voll Grabgeruch,
Die blutgedrängte Erde
Wie in ein Leichentuch.

„Ist Alles denn verloren?"
So ruft der Wallenstein;
Da trifft mit seinen Reitern
Der Pappenheimer ein.

Es ist, als ob gewartet
Die Schlacht mit ihrem Schluß
Auf noch ein großes Opfer,
Das jetzt noch bluten muß.

Wie auch die Reih'n durchbrochen,
Wie auch das Heer geschwächt,
Der Pappenheim verzagt nicht,
Und kommt noch eben recht.

Schnell ordnet er die Glieder
Und sucht im vollen Lauf
Mit seinen Regimentern
Den Schwedenkönig auf.

Mit dem ist's ihm vor allen
An diesem Tag zu thun;
So lange der noch athmet,
Kann Pappenheim nicht ruh'n.

Nun saust's — welch wilder Regen! —
Nun pfeift's — welch scharfer Wind! —
Ich wette, dies die Kugeln
Der Schwedenflinten sind.

Und wie gerade mitten
In dickster Kugelsaat
So recht gepackt die Feinde
Der Pappenheimer hat,

Und was die Brust ihm dränget,
Der Arm vollführet frei —
Da trifft den Unerschrocknen
Der Kugel tödtlich Blei.

Er steht, — an seine Wunde
Die eine Hand gepreßt,
Indeß er mit der andern
Noch hält den Degen fest.

Die Stirne zornentflammet,
Die Augen wild gerollt,
Sucht er nur jenen Einen,
Dem all' sein Inn'res grollt.

Erst als er hört die Kunde,
Daß Gustav Adolph todt,
Läßt frei sein Blut er fließen
In Strömen purpurroth.

Er rufet laut: „Willkommen
Mir jetzt der Tod erscheint,
Da Er zugleich gefallen,
Der meines Glaubens Feind."

Und wie er stets gestanden,
Ein wackrer Kriegesheld,
So stirbt er hoch berühmt auch
Den schönen Tod im Feld.

Dies ist das Lied von Gottfried
Dem Grafen Pappenheim;
Dort hängt sein Reiterdegen,
Sein Leib, der ruht daheim.

Sendtner.

133.

Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege.

Das Friedensfest nach einem so langen und verheerenden Kriege war nicht überall und nicht für Alle ein Freudenfest. Da tönt wohl die Glocke hinab in die Straßen der Stadt, um einzuladen zum Dankgebete im Tempel des Herrn; aber nicht zahlreiche, fröhliche Schaaren sieht man herbeieilen, nicht im Gedränge ziehet das Volk die Straße hinab zum Gotteshaus; einzelne kummervolle Gestalten schleichen an den Häusern dahin. Dort wankt ein Greis, einsam auf seinen Stab gestützt; an der Ecke bleibt er stehen, er sieht sich um; dort unten muß ja der Sohn heraufkommen und die Schwiegertochter und die fröhliche Enkelschaar! Ach nein! sie kommen nicht! Das Schwert hat den Sohn, der Gram die Tochter, der Hunger die Enkel dahingerafft. Hier die eingeschlagene Thüre, der herabgestürzte Erker, die ausgebrannten Wände, die fensterlosen Höhlen, welche wie ausgeweinte Augen in die menschenleeren Straßen hinabstarren; dort der mit Gras überwachsene öde Platz, das aufgerissene Pflaster, die

verschütteten Brunnen, die verfallenen Thore: das Alles erzählt von dem jahrelangen Jammer, von den wilden Grausamkeiten, von den unbeschreiblichen Drangsalen. So sah es in vielen Städten aus. Auf dem platten Lande war es noch schlimmer. Hunderte von Dörfern waren von der Erde verschwunden; hie und da sah man Heerden von Kindern auf den Wiesen das Gras weiden, wie die Thiere des Feldes. Stand das Dorf, so war die Kirche oder der Thurm niedergebrannt; stand der Thurm, so hatten räuberische Hände die friedekündenden Glocken herabgerissen, um aus ihrem Metall todtbringende Feuerschlünde zu gießen. Hatte aber unter tausend Dörfern eines noch dies Alles im Besitz, schlich sich der Rest der Bevölkerung aus den Wäldern herbei, um die verlassenen Wohnungen zu beziehen, um in ihrem Tempel das Friedensfest zu feiern, dann wurden sie aufgeschreckt von wilden Raubhorden, welche noch nach Beendigung des Krieges beutelustig umherstreiften und das gewohnte Leben der Rohheit und Zügellosigkeit fortsetzten. Wüsten lagen da, wo sonst tausend frohe und fleißige Menschen wimmelten, wo die Natur sonst ihren herrlichsten Segen ergossen und Wohlleben und Ueberfluß geherrscht hatte. Die Felder, von der fleißigen Hand des Pflügers verlassen, lagen ungebaut und verwildert. Wo eine junge Saat aufschoß oder eine lachende Ernte winkte, da kamen die Mordbrennerbanden und nahmen die letzte Hoffnung des verschmachtenden Volkes. Kein Schutz gegen Unterdrückung, keine Hülfe gegen Zügellosigkeit, keine Achtung für Menschenrechte, keine Furcht vor Gesetzen! Alle Bande der Ordnung hatten sich in dieser langen Zerrüttung aufgelöst. Die Reinheit der Sitten war dahin, Treue und Glauben todte Namen, die Menschen waren verwildert mit den Ländern.

Das war ein Bruderkrieg, wie dergleichen wohl kein anderes Land der Erde gesehen. Gebe Gott, daß die christliche Religion, die Religion der Duldung und der Bruderliebe, nie mehr Veranlassung werde zu einem solchen Vertilgungskampfe.

134.

August Hermann Franke.

Franke war ein geborner Lübecker und erhielt auf dem Gymnasium zu Gotha seine erste Bildung. Schon in seinem 14. Jahre wurde er reif zur Universität erklärt und studirte zu Erfurt, Kiel und

Leipzig. Hierauf nahm er eine Predigerstelle in Erfurt an, wo seine Kanzelvorträge, die sich durch Herzlichkeit und warmen Eifer auszeichneten, selbst von Katholiken so zahlreich besucht wurden, daß man Gefahr für die Religion fürchtete. Seine Gegner brachten es wirklich so weit, daß Franke Befehl erhielt, binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen. Die Bürger, namentlich aber die Kinder, deren er sich väterlich angenommen hatte, weinten heiße Thränen, als er Erfurt verließ. Er zog nach Halle, wo eben die neue Universität errichtet ward, und lehrte Anfangs orientalische Sprachen, später Theologie. Zugleich wurde ihm das Pastorat in der Vorstadt Glaucha übertragen, wo er durch Rede und Unterricht, durch Almosen und thätige Menschenliebe Großes wirkte. Bald bemerkte er, wie die Unwissenheit und Verwilderung der Armen, welche Hülfe bei ihm suchten, sehr groß war. Er zahlte für Mehrere das Schulgeld, Andere unterrichtete er selbst; und damit er noch mehr für sie thun könne, brachte er in seiner Stube eine Armenbüchse an. Nach einem Vierteljahre legte ein Unbekannter 4 Rthl. 16 Groschen hinein und Franke hob diese Spende freudig bewegt in die Höhe und sagte: „Das soll reichliche Zinsen tragen; damit will ich eine Armenschule stiften. Er kaufte neue Schulbücher und bestellte einen armen Studenten zum Unterricht; die Kinder waren bald gefunden, und da andere, wohlhabendere Bürger sahen, welche Fortschritte diese Kinder machten, so ließen sie auch ihre Kinder gegen Entrichtung eines wöchentlichen Schulgeldes Antheil nehmen. Bald wuchs die Zahl der Kinder auf 60, und Franke mußte im Hause des Nachbars zwei Zimmer miethen, weil seine eigene Wohnung zu klein wurde. So manchen Kindern war aber mit der Schule allein nicht geholfen, das merkte Franke wohl; nur eine Armen-Erziehungsanstalt konnte für diese ein Vaterhaus werden, das sie dem Elend und Verderben entriß. Der Gedanke ward bald zur That. Franke wollte sich aus 4 Geschwistern ein Kind aussuchen, um einen Anfang zu machen; aber sein menschenfreundliches Herz konnte es nicht über sich gewinnen, die andern drei wieder in's Elend hinauszustoßen, und er behielt sie alle vier. Nach einiger Zeit vermehrte sich die Zahl seiner Waisen auf 12. Wenn man den Umfang seiner Schöpfungen betrachtet, so staunt man, wie ein Mann, ohne alle eigene Mittel ohne irgend einen Fond, ohne Unterstützung von der Regierung so Großes leisten konnte. Von nun an wuchsen seine Anstalten für Erziehung und Unterricht mit jedem Jahre. 1698 wurde der erste Grundstein zu den Gebäu-

den gelegt, die eine über 800 Fuß lange Straße bilden. Oefters traf es sich, daß er keinen Groschen in der Tasche hatte, und doch den wartenden Arbeitern Hunderte von Thalern auszahlen sollte; aber jedesmal fügte es sich so, daß von seinen Freunden oder auch ganz unbekannten Personen Summen eingingen, größer, als man bedurfte. Dies bestärkte ihn in seinem unerschütterlichen Gottvertrauen und in dem Glauben, daß er von der Vorsehung zum Werkzeug bestimmt sei, Vieles und Großes zu vollenden. So hat man denn mit Recht seine Stiftungen ein Werk des Glaubens und der Liebe genannt, und über einen der Haupteingänge die Inschrift gesetzt: „Fremdling, was du erblickst, hat Glaub' und Liebe vollendet; ehre des Stiftenden Geist, glaubend und liebend wie Er.“ Außer der Waisenanstalt, die zuweilen 200 Zöglinge zählte, findet man hier ein Pädagogium, eine lateinische Schule, mehrere Bürgerschulen, eine Bibelanstalt, die bereits über 3 Millionen Bibeln für geringen Preis abgesetzt hat, eine große Bibliothek, eine Naturalien- und Kunstsammlung, eine Apotheke, eine Buchhandlung.

Franke war ein heiterer, offener, liebevoller Mann, edel in seinen Sitten, einsichtsvoll, fest und mild als Erzieher. Da er ein Feind weltlicher Vergnügungen war, weil er sie als gefahrvoll für die Sittlichkeit hielt, so hat man seine Denkungsart als Andächtelei und Frömmelei oft zu verdächtigen oder verächtlich zu machen gesucht. Daß es unter seinen Schülern viele gab, die mehr in Worten und Geberden, als dem Geiste nach fromm waren, kann nicht bestritten werden, ihn selbst aber kann nie der Vorwurf treffen, als habe er mit leerem Schein blenden wollen. Er starb am 8. Juni 1727 in seinem 64. Jahre.

Im innersten Hofe des Waisenhauses hat man ihm ein Denkmal gesetzt. Franke, stehend, im Predigergewande, ist von zwei Kindern umgeben, die ihre Hände dankend zu ihm erheben. Franke lehnt diesen Dank ab, indem seine Hand nach Oben zeigt, woher die Hülfe gekommen ist; die andere ruht segnend auf dem Haupte des einen Kindes. Die Vorderseite trägt die Inschrift: „August Hermann Franke. Er vertraute Gott.“ Die Rückseite enthält die Worte: „Dem Gründer dieser Anstalten die dankbare Nachwelt. 1829.“

135.

Wiens Belagerung durch die Türken.

Den Ungarn erging es, wie einst den Schweizern, sie wurden von kaiserlichen Statthaltern hart bedrückt, und öfters versuchten sie, sich vom Hause Oestreich unabhängig zu machen. Dem Grafen Emmerich von Tökely gelang es auch wirklich mit Hülfe der Türken, die Oestreicher aus dem Lande zu schlagen, und sich zum Könige von Ungarn krönen zu lassen. Die siegestrunkenen türkischen Schaaren begnügten sich nicht damit, das Land ihrer Verbündeten, Ungarn, zu überschwemmen, sie rückten nach Oestreich vor und standen bald nach einer siegreichen Schlacht gegen den tapfern Herzog Karl von Lothringen vor den Thoren der Residenzstadt Wien. Das war ein Schrecken! Weder Oestreich, noch das übrige Deutschland war gegen einen solchen Feind, der mit 300,000 Mann ihre Gränzen überschritten hatte, genügend vorbereitet. Kirchengeläute, Gebete und Prozessionen, das waren die Mittel, die man ergriff, dieses Unheil abzuwenden. So war auch Wien schlecht befestiget und schwach verproviantirt, und die Besatzung nichts weniger als hinreichend. Der Kaiser Leopold war der erste, welcher Wien verließ, und ihm folgten bald alle Vornehmen und Reichen mit ihrer beßten Habe. Kein Pferd, kein Wagen war mehr zu finden, viele Häuser standen leer, ein panischer Schrecken hatte das unglückliche Wien ergriffen. Zum Glück hatte der schwache Kaiser einem trefflichen Krieger das Commando anvertraut. Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg, streng und unerbittlich im Dienst, kaltblütig, klug und tapfer, war ein Mann, der solcher Gefahr gewachsen war. Er traf die umfassendsten Anstalten zur hartnäckigsten Gegenwehr, und die Bürger, ermuthiget durch das vorleuchtende Beispiel ihres Bürgermeisters und ihres Bischofes, wetteiferten mit den Soldaten an Entbehrungen, Anstrengungen und Opfern aller Art, um die Vaterstadt zu retten. Das türkische Heer rückte heran und bezeichnete seine Bahn durch Mord und Brand. Die reizenden Sommerwohnungen der Wiener wurden mit toller Wuth verwüstet; es leuchtete allabendlich ein schauerlicher Kranz von Feuern um die geängstigte Stadt. Sobald aber die ersten Türken in die Vorstädte drangen und zu plündern begannen, und die Einwohner fürchten mußten, die Häuser der Vorstädte als Verschanzungen benützt zu sehen gegen die eigentliche Stadt, da zündete man 10 der schönsten Vorstädte, welche die eigentliche

Stadt an Größe und Pracht übertrafen, an allen Ecken an und trieb den Feind in sein Lager zurück. Aus den Zelten der Türken war eine neue Stadt um das alte Wien herum entstanden, und es strahlte rings der Halbmond und flatterten die Roßschweife zum Schrecken der Christen. Vom 14. Juli bis zum 11. September, während 8 langer Wochen, schwieg zu keiner Stunde, weder bei Tag noch bei Nacht, der Donner des Geschützes, das Geheul der Stürmenden, das Krachen und Prasseln der auffliegenden Pulverminen, das Stöhnen der Sterbenden. Es wurde mit einer Wuth und Erbitterung angegriffen, mit einer Tapferkeit und Ausdauer der Sturm abgeschlagen, wie die Geschichte wohl kein zweites Beispiel aufzuweisen hat. Der Großvezier Mustapha wußte wohl, daß Wien der Schlüssel zu Deutschland war; die Wiener wußten, daß ein Schicksal sie erwarte, gegen das Magdeburgs Zerstörung nichts gewesen wäre.

Täglich wuchs die Noth; doch der Muth stieg mit der Gefahr. Wenn auch eine ansteckende Ruhr täglich mehr denn 40 Menschen dahin raffte, wenn auch die Lebensmittel immer seltener und theurer wurden, wenn auch schon Hunde und Katzen als Leckerbissen galten, wenn die Bomben auch in den von Andächtigen überfüllten Kirchen niederfielen, ja die barbarischen Feinde Knaben und Mädchen, Jungfrauen und Mütter, die in ihre Hände fielen, unmenschlich hinschlachteten oder als Sclaven forttrieben, Nichts konnte den Muth der Wiener erschüttern, Nichts ihre Standhaftigkeit brechen. Ihr treuer Commandant Starhemberg achtete nicht seiner schmerzhaften Wunde; er stand auf dem Stephansthurme und blickte sehnsüchtig hinaus in die Ferne, ob sich nirgends ein Zeichen der Rettung, des Entsatzes erblicken ließe. Aber der Herzog von Lothringen, an den mancher Bote abgeschickt wurde, und mit dem man Feuerzeichen durch aufsteigende Raketen verabredet hatte, fühlte sich zu schwach; er mußte auf die Unterstützung des Polenkönigs warten. Und so stieg Starhemberg immer wieder die Stufen des Stephansthurmes herab, ohne um eine Hoffnung reicher zu sein. Und doch war die Noth auf's höchste gestiegen. Bei jedem blutigen Ausfall, bei jedem glücklich abgeschlagenen Sturm, bei jeder Feuersbrunst, die im Innern der Stadt wüthete, glaubte man die letzte Scene des Schreckens überstanden zu haben. Vom 27. August an stiegen allnächtlich 40 Raketen vom Stephansthurme, wie heiße Angstgebete der Bedrängten, zum Himmel, um mit ihrer feurigen Sprache die zögernde Rettung herbeizurufen. Da stiegen — o goldne Schrift der Erhörung! — in der Nacht vom

6. auf den 7. September von den Höhen des Kahlenberges 5 Raketen zur Erwiederung auf und verkündeten die nahende Hülfe.

Der feurige König Sobieskr von Polen fuhr wie ein Schrecken Gottes unter die Türken. Sie versuchten kaum einen Widerstand; in wilder Flucht ließen sie ihr Lager mit allen Kostbarkeiten im Stiche und suchten nur ihr Leben zu retten. Die Freude, das Entzücken der Belagerten war unbeschreiblich, die Beute der Sieger unermeßlich. Sie wurde auf 20 Millionen angeschlagen. Das Zelt des Mustapha allein soll mit dem, was es enthielt, 400,000 Thaler werth gewesen sein; in der Kriegskasse waren 2 Millionen. Dieser glorreiche Tag war der 12. September 1683.

136.

Die Weiber von Schorndorf.

Als die beutegierigen Franzosen auf ihrem Raubzuge in die Pfalz auch (1688) nach Württemberg kamen, und leider die Festung Asperg durch die Drohungen des Mordbrenners Melac an die Franzosen sich ergeben hatte, gelüstete sie auch nach der Festung Schorndorf. Es war ein wichtiger Punkt, und aus der umliegenden Gegend waren viele Habseligkeiten vor den räuberischen Feinden hieher geflüchtet worden. Die Franzosen hatten auch wirklich schon in Stuttgart den Befehl zur Uebergabe Schorndorfs erzwungen und einige Commissarien mit dem unterzeichneten Vertrage nach der Festung abgeschickt.

Der Commandant der Festung — Krumhaar ist der Name dieses edlen deutschen Mannes — achtete nicht auf diesen erzwungenen Vertrag und wies die Forderung der Uebergabe mit Entschiedenheit zurück, selbst dann, als ihm von den Franzosen 2000 Dublonen geboten wurden. Der Magistrat der Stadt ehrte das Beispiel des wackern Mannes, indem er nichts von schleuniger Uebergabe hören wollte. Allein die Sorge, es möchte ihnen gehen, wie so vielen Orten der Pfalz und des lieben Württemberger Vaterlandes, die ganze Stadt möchte in einen Schutt- und Aschenhaufen verwandelt werden, machte einige Mitglieder des Magistrats schwanken.

Dies hörte die Bürgermeisterin, eine entschlossene, thatkräftige Frau — sie hieß Barbara Künkelin, — theilte ihre Besorgniß sogleich

einer edlen, gleichgesinnten Freundin mit und faßte den Entschluß, ihre Vaterstadt zu retten, es gelte, was es wolle.

Das Erste war, daß sie auf das Rathhaus eilte und sich in den Ofen der Rathsstube versteckte, in welcher die Sitzungen des Magistrats gehalten wurden. Sie hörte mit Schrecken, daß von der Uebergabe der Stadt die Rede sei, ließ ihren Mann herauskommen und beschwor ihn bei Allem, was ihm hoch und theuer war, mit aller Macht der Beredsamkeit gegen einen solchen Beschluß zu kämpfen, und da sie in Folge der Berathungen immer mehr Glieder des Rathes zu diesem unseligen Antrage sich hinüberneigen sah, da verließ sie ihr Versteck, theilte das Gehörte ihrer Freundin mit, und in wenigen Minuten waren die Weiber von ganz Schorndorf, ihre muthige Bürgermeisterin an der Spitze, mit Ofengabeln, Hackmessern, Bratspießen &c. auf dem Wege nach dem Rathhause, ihre Männer mit Gewalt abzuhalten, dem Feinde die Stadt zu übergeben. „Tod dem, der von Uebergabe spricht!" riefen die begeisterten Frauen, und Staunen und Scham ergriff die Räthe ob solchem Muthe und solcher Todesverachtung „Tod dem, der von Uebergabe spricht!" riefen auch sie, und bald erscholl dieser Ruf durch die ganze Stadt. Alle Männer eilten gerüstet auf ihre Allarmplätze, Wachtfeuer leuchteten durch die ganze Stadt, die Thore wurden besetzt, das Rathhaus bewacht, die Garnison in ihrem harten Dienste treulich unterstützt, und die Weiber waren nicht die Letzten, wo es galt, Erfrischungen zu reichen, Trost zuzusprechen, den Muth aufzustacheln. Zwei Tage und drei Nächte erwartete man also den fürchterlichen Melac. Er erschien und war erstaunt, die Thore verschlossen, die Mauern besetzt zu finden. Er zog seinen Vertrag aus der Tasche, man lächelte; er drohte, man wies ihn zurück; er knirschte mit den Zähnen und rüstete zum Sturm; man erwartete ihn mit Ruhe. Endlich am 22. Dezember kamen die schwäbischen Hülfsvölker, verjagten den Feind und erlösten die Stadt. Größeren Jubel sah wohl nie eine Stadt, als Schorndorf, da die Freunde zu den geöffneten Thoren einzogen; größere Ehre genoß wohl nie eine Frau von den Vertheidigern des Vaterlandes, als die Bürgermeisterin. Da glänzten die Thränen der Freude in den Augen der hochgesinnten Weiber, durch ihren Muth die Vaterstadt gerettet zu haben; da glänzten auch die Thränen der Freude in den Augen der **Männer**, solche Frauen zu besitzen, und der Ruf dieser That blieb nicht in den Gränzen des engeren Vaterlandes; ganz Deutschland freute sich, daß auch die Frauen der Neuzeit, wie jene des Al-

terthums, Freiheit für das höchste, edelste Gut des Menschen achten.

Barbara Künkelin lebte nach diesem Vorfalle noch 40 Jahre und erreichte ein Alter von 90 Jahren. 20jährige Blindheit konnte sie nicht beugen, und mit Jugendfrische erglühte sie, wenn man von den verhängnißvollen Tagen ihrer Vaterstadt sprach.

137.

Friedrich des Großen Jugendgeschichte.

Dieser Fürst, groß im Getümmel des Krieges, wie in der Ruhe des Friedens, verlebte eine Jugend, wie wohl wenige Prinzen.

Sein Vater, Friedrich Wilhelm I., der beßte Haus- und Staatswirth Europas, aber auch ein rauher, harter, wilder Soldat, wußte die Anlagen seines Sohnes nicht zu schätzen; er begnügte sich, vorerst einen guten Korporal aus ihm bilden zu lassen. Alle Künste und wissenschaftlichen Beschäftigungen waren verbannt. Die Bücher, wozu sich der junge Prinz leidenschaftlich hingezogen fühlte, ließ er in's Feuer werfen, seine Flöte, auf der er später Meisterschaft erlangte, zertrümmerte er; öfter ließ er ihm zur Strafe seine beiden Haarlocken abschneiden und wegen kleiner Schulden oft tagelang auf die Wache setzen. Bei einer solchen Erziehung wären wohl die schönsten Anlagen Friedrichs unausgebildet geblieben, wenn er nicht hinter dem Rücken des strengen Vaters sich mit der ganzen Wärme seines Herzens dem Studium der Wissenschaften und der Künste hingegeben hätte. Seine französischen Lehrer und Erzieher brachten ihm in der frühesten Jugend Liebe zur französischen Literatur in einem Grade bei, daß er deutsche Schriftsteller, wie deutsche Wissenschaft nicht zu schätzen verstand.

Das ganze Thun und Treiben des Prinzen mißfiel dem strengen Vater so sehr, daß die Spannung zwischen ihnen mit jedem Tage wuchs, und Letzterer wirklich mit dem Gedanken sich trug, ihn, der einst der Stolz seiner Nation und der Ruhm aller Deutschen werden sollte, von der Thronfolge auszuschließen. Als endlich Friedrich gegen seine Neigung vermählt werden sollte, faßte er den Entschluß, sich mit zwei Freunden, den Lieutenants Keith und Katt durch die Flucht nach England der väterlichen Gewalt zu entziehen. Allein durch einen Brief des Prinzen an Katt, der unglückseliger Weise in die Hände

des Königs kam, wurde der ganze Plan verrathen. Keith hatte noch zu rechter Zeit vom Prinzen einen Zettel erhalten mit den Worten: „Retten Sie sich, es ist Alles entdeckt!“ und war glücklich nach England entkommen; Katt aber und Friedrich wurden gefangen genommen und als Deserteure behandelt. Gegen Alle, die um den Fluchtversuch wußten, wüthete der König schrecklich. Ein Minister erhielt seinen Abschied, viele angesehene Männer wurden vom Hofe verwiesen, die unschuldigen Diener des Prinzen kamen in's Zuchthaus, und die Prinzessin Friederike Sophie, nachherige Markgräfin von Bayreuth, bekam Ohrfeigen und Faustschläge in's Gesicht, und nur durch eine beherzte Kammerfrau wurde sie noch ärgeren Mißhandlungen entrissen. Als die Wache den Kronprinzen vor den König brachte, gerieth dieser so in Zorn, daß er mit dem Degen auf ihn zustürzte und ihn durchbohrt hätte, wenn nicht der General von der Mosel dazwischen gesprungen wäre und beherzt gerufen hätte: „Sire, durchbohren sie mich, aber schonen sie ihres Sohnes.“ Bald darauf saß Friedrich im engen Gefängniß zu Küstrin; ein hölzerner Schemel war sein Sitz, der Fußboden sein Bett, ganz magere Kost seine Nahrung. An einem trüben Novembertage wurde Katt, den das Kriegsgericht zum Tode verurtheilt hatte, vor den Fenstern seines Kerkers vorüber auf das Schaffot geführt. „Lieber Katt, vergeben Sie mir! Ich habe Sie in großes Unglück gestürzt!“ rief Friedrich ihm zu. „Und wenn ich zehn Leben hätte, erwiederte dieser, ich würde sie für meinen Prinzen geben!“ Mit Gelassenheit erwartete er den tödtlichen Streich, während Friedrich mit einem Schrei des Entsetzens ohnmächtig zu Boden stürzte. — Auch der Kronprinz sollte zum Tode verurtheilt werden, so wollte es der erzürnte Vater. Da riß der alte, würdige General von Budenbrock, der mit in dem Kriegsgerichte saß, voll edlen Unwillens die Uniform auf und rief: „Wenn Euere Majestät Blut wollen, so nehmen Sie meines; jenes bekommen sie nicht, so lange ich lebe!“ Der König wollte darauf seinen Sohn in Königsberg verurtheilen lassen; „denn dort, sprach er, steht Niemand über mir.“ „Niemand, sagte der Probst Reinbeck darauf, Niemand als Gott, und dem werden Sie von dem Blute ihres Sohnes Rechenschaft geben müssen.“ Diese Worte machten den König nachdenklich, und es war seitdem nicht mehr von der Todesstrafe die Rede.

Friedrich wurde lange in Küstrin so strenge gehalten, daß nicht einmal Licht in seinem Kerker brennen durfte. Der Feldprediger Müller, der Katt zum Tode begleitet hatte und dem

Prinzen dessen letzte Worte hinterbrachte, wußte sich bald sein ganzes Vertrauen zu erwerben, so daß er den Prinzen bald dahin brachte, in einem Briefe an seinen Vater sein Unrecht zu bekennen und in den demüthigsten Ausdrücken um Verzeihung zu bitten. Jetzt versprach ihm der König Begnadigung, wenn er eidlich geloben wolle, sich wegen des Vorgefallnen an Niemanden zu rächen und künftig in allen Stücken seinem Vater gehorsam zu sein. Nachdem Friedrich diesen Eid in Gegenwart mehrerer Generale und Minister abgelegt hatte, erhielt er Orden und Degen zurück, mußte aber noch mehrere Jahre in Küstrin als Kriegsrath arbeiten. Am Hochzeitfeste seiner Schwester mit dem Markgrafen Friedrich von Bayreuth, seufzten die Mutter und das Brautpaar vergeblich nach dem heißgeliebten Prinzen, den sie schmerzlich vermißten, als der König, der an diesem Tage von ungewöhnlich guter Laune war, unvermuthet mit dem Prinzen an der Hand in den Saal trat. „Seht ihr, da ist nun euer Fritz wieder!" sagte der König, und Mutter, Schwester und Bräutigam lagen an dem Halse des Prinzen und bedeckten ihn mit ihren Thränen und Küssen. So wurde dieses Vermählungsfest ein Versöhnungsfest, über das der Hof und das ganze Land laut jubelten.

Ein neues, schönes Leben begann für den lebhaften Prinzen, als ihm sein Vater im Jahre 1734 das Lustschloß Rheinsberg kaufte. Hier lebte er ungestört den Wissenschaften, hier las er mit Bewunderung die Thaten der Helden und übte sich auf der Flöte, die er später mit Meisterschaft zu behandeln verstand. Er versammelte viele geistreiche und gebildete Männer an seinem kleinen Hofe, und Witz und Scherz wechselten mit den ernsten Studien und mit den Uebungen in der Kriegskunst. — Mit seinem königlichen Vater suchte er durch hunderterlei Beweise der kindlichen Liebe das gute Einverständniß zu erhalten. Er begleitete ihn auf seinen Musterungsreisen, er erfreute ihn mit Blumen und Früchten aus seinem Garten, mit allerlei Geflügel aus seinem Hühnerhofe. Der Vater empfing seine Besuche mit der herzlichsten Freude, nannte ihn seinen lieben Fritz, und auf seinem Sterbebette sprach er unter Thränen: „O mein Gott! ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn zum Nachfolger habe!" -

Der 31. Mai des Jahres 1740, der Todestag Friedrich Wilhelm I., rief den vielgeprüften Prinzen in seinem 28. Lebensjahre auf den Thron. Freudig jubelte ihm das Volk entgegen, als er die Huldigung empfing, noch freudiger begrüßte es die Verbesserungen, die er mit Umsicht und Thätigkeit in allen Zweigen der Staatsverfassung

einführte, und es nannte ihn bald den Großen, ja den Einzigen, als er auf dem Schlachtfelde gegen alle Feinde, die ihn rings bedrohten, ein siegreicher Kämpfer war.

138.

Der Reichstag zu Preßburg.

Durch den Tod ihres Vaters Karl VI. wurde Maria Theresia Erzherzogin von Oestreich, Königin von Ungarn und Böhmen. Sie war damals 23 Jahre alt und mit Franz, Großherzog von Toskana, vermählt. Der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern glaubte gerechte Ansprüche auf die Länder Karl VI. zu haben und rückte, mit Frankreich, Spanien und Sachsen im Bunde, die alle bei der Zerstückelung Oestreichs zu gewinnen hofften, auf Wien los. Die bedrängte Maria Theresia besaß kein Heer, das sie den Feinden hätte entgegen stellen können, die Schatzkammer war leer, und so kam es, daß Böhmen und ein Theil von Oestreich ohne Schwertstreich gar bald in den Händen der Feinde waren. In dieser Noth wandte sich Maria Theresia nach dem einzigen Lande, das ihr noch offen stand, nach Ungarn. Sie berief einen großen Reichstag nach Preßburg, und hier erschien sie in ungarischer Nationaltracht, mit dem Königsschwerte umgürtet, die Krone des heiligen Stephans auf dem Haupte und ihr halbjähriges Söhnchen den nachmaligen Joseph II., auf dem Arm tragend. Sie hielt in lateinischer Sprache eine eindringliche Rede, in der sie mit den rührendsten Ausdrücken um Hülfe und Schutz gegen ihre mächtigen Feinde bat. „Eurer Tapferkeit und Heldentreue, sagte sie am Schlusse, übergeben wir uns und unsre Kinder, auf euch setzen wir unser ganzes Vertrauen!“ Die Jugend, die Schönheit, das Unglück der Königin und die Thränen, welche in ihrem feurigen Auge glänzten, machten einen solchen Eindruck auf die Ungarn, daß sie mit hoher Begeisterung ihre Schwerter zogen, über ihren Häuptern schwangen und einmüthig riefen: „Laßt uns sterben für unsern König Maria Theresia!“ Diese Worte hallten durch ganz Ungarn wieder. Mit Liebe und freudigem Muthe griff man zu den Waffen, und schon nach sechs Tagen war Oberöstreich, und nach wenigen Wochen Böhmen befreit, und das siegreiche Heer überschwemmte Bayern und hielt gerade an dem Tage (den 23. Januar 1742), wo der Kurfürst unter dem Namen Karl VII. in Frankfurt zum Kaiser

gekrönt wurde, seinen Einzug in München. Erst drei Jahre später erhielt Karl seine Länder zurück, und nach seinem Tode wurde Maria Theresia's Gemahl unter dem Namen Franz I. zum deutschen Kaiser gewählt und gekrönt.

139.

Die Schlacht bei Roßbach.

Der große König von Preußen hatte den herrlichen Sieg bei Prag mit dem Leben seines verdienten Feldmarschalls Schwerin erkauft, und trotz dieses Sieges nahm dieser böhmische Feldzug für ihn die unglücklichste Wendung. Nach der Schlacht bei Collin, wo die Tapferkeit der erbitterten Sachsen Wunder wirkte, mußte sich Friedrich zurückziehen, um seine eigenen Provinzen zu decken. Doch verlor er den Muth nicht. „Kinder!" rief er dem übriggebliebenen Häuflein seiner Garde zu, „ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt; aber habt nur Geduld, ich werde Alles wieder gut machen." Und er hielt Wort.

Die Franzosen waren unter Soubise, 60,000 Mann stark, herangezogen, um mit den 22,000 Mann starken Preußen sich zu messen. In Gotha hatte sich Soubise mit seinem ganzen Generalstabe in das herzogliche Schloß einquartirt; 6000 Franzosen lagen in der Stadt. Es war eben Mittagszeit, die Tafeln im Schlosse waren gedeckt, da schmetterten die Trompeten, und im vollen Galopp jagte der preußische General Seidlitz mit 1500 Reitern durch die Straßen der Stadt. Die 6000 Franzosen dachten an keinen Widerstand; sie sprangen von ihren rauchenden Schüsseln hinweg, warfen sich auf ihre Pferde und flohen, ohne sich umzusehen. Seidlitz schickte den Fliehenden einige hundert Reiter nach; er selbst aber setzte sich mit seinen Offizieren lachend an die noch besetzte Tafel. Nur wenige Soldaten wurden von den Preußen zu Gefangenen gemacht, desto mehr Kammerdiener, Lakeien, Köche, Friseurs, Schauspieler und Marketender; ganze Kisten voll wohlriechenden Wassers und Pomaden, eine Menge Pudermäntel, Haarbeutel, Sonnenschirme, Schlafröcke, Papageien 2c. fielen den Preußen in die Hände.

Dieser kleine Unfall entflammte in den Franzosen das Verlangen, sich Genugthuung zu verschaffen. Sie sahen sich durch das Reichsheer noch verstärkt und beinahe dreimal den Preußen überlegen.

Da konnte der Sieg nicht fehlen. Mit stolzen Siegeshoffnungen standen sie auf den Feldern bei Roßbach, einem Dorfe bei Lützen, und ihr übermüthiger Marschall hatte den Plan gefaßt, den großen Friedrich hier einzuschließen, mit seinem ganzen Heere gefangen zu nehmen, und so dem Kriege mit einem Schlag ein Ende zu machen. Seine einzige Besorgniß war, der König möchte ihm entrinnen. Dieser blieb mit seinen Truppen unbeweglich im Lager und sah mit Ruhe und Gleichmuth, wie die Franzosen mit klingendem Spiel herbeizogen, um sein Lager von allen Seiten einzuschließen. Da es eben Mittag war, setzten sich die Preußen ganz ruhig unter ihre Zelte und verzehrten ihr frugales Mittagsbrod. Die Franzosen trauten kaum ihren Augen; sie hielten es für dumpfe Verzweiflung, die auf jede Vertheidigung Verzicht leistet. Nachmittags 2 Uhr winkte der König; die Zelte wurden in einem Nu abgebrochen, jedes Regiment stand augenblicklich auf dem ihm bestimmten Platze; das Heer dehnte sich zu einer musterhaft entworfenen Schlachtordnung aus, und ehe die Franzosen an einen Angriff dachten, stürzte General Seidlitz mit der preußischen Reiterei hinter einem Hügel hervor und fiel wie ein Donnerwetter in die rechte Seite des Feindes. Zugleich rückte das Fußvolk im Sturmschritt vor, und kaum hatte es regelmäßig dreimal gefeuert, so warf sich der rechte Flügel der Franzosen flüchtend auf den linken, riß auch diesen mit zur Flucht fort und brachte Alles in Verwirrung. Franzosen und Reichsvölker warfen ihre Gewehre weg, um nur schneller fliehen zu können, die Reiter warfen ihre Küraffe und großen Reiterstiefel von sich, und die leichten preußischen Husaren jagten die feindliche schwere Cavallerie. Nur die Kürze des Tages — es war der 5. November 1757 — rettete das Heer vom gänzlichen Untergange. 4000 der Feinde waren gefallen, 7000 zu Gefangenen gemacht, 72 Kanonen und 22 Fahnen wurden erobert und mehrere Kisten, mit Ludwigskreuzen gefüllt, erbeutet, womit sich die siegreichen Husaren schmückten. Dieser Triumph wurde als ein Nationalsieg angesehen; nicht nur die Preußen jubelten laut, auch die Oestreicher freuten sich, wenn auch nur im Stillen, über die Niederlage der Franzosen, und konnten dem großen Friedrich ihre Bewunderung und ihren Beifall nicht versagen. In ganz Deutschland sang man Lieder zu Ehren der Preußen und ihres tapfern Königs, und lustige Gesellen ließen auf allen Straßen das Lied ertönen: „Und wenn der große Friedrich kommt und klopft nur auf die Hosen, so läuft die ganze Reichsarmee, Panduren und Franzosen."

140.

Die Schlacht bei Leuthen.

Nachdem die Franzosen bei Roßbach geschlagen waren, wandte sich Friedrich wieder gegen die Oestreicher, welche in Schlesien weit vorgedrungen waren. In zwölf Tagen marschirte er von Leipzig bis an die Oder und war fest entschlossen, den dreimal überlegenen Feind, der bei dem Dorfe Leuthen, zwei Meilen von Breslau, stand, anzugreifen. Vor der Schlacht rief er seine Generale zusammen und hielt an sie eine kurze aber kraftvolle Rede. Nachdem er seine Lage geschildert hatte, schloß er: „Der Feind ist dreimal stärker, ich weiß es; er hat einen guten Posten inne, auch das weiß ich; aber die Herzhaftigkeit meiner Truppen wird das Alles zu überwinden wissen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen, oder uns vor seinen Batterien begraben lassen. Bedenken Sie, daß Sie Preußen sind und beweisen Sie sich dieses Namens würdig. Ist aber Einer unter Ihnen, der sich fürchtet, die letzte Gefahr mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied haben. Nun leben Sie wohl, meine Herren; in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder!“

Diese Rede that Wunder. Einigen alten Generalen traten die Thränen in die Augen; Alle waren tief gerührt, Alle von feuriger Kampfbegier erfüllt, und diese Begeisterung der Offiziere theilte sich bald dem ganzen Heere mit. Friedrich ging selbst von Regiment zu Regiment, sprach freundlich mit seinen Kriegern, feuerte ihren Muth an und entflammte ihre Streitbegier. Sie konnten kaum den Augenblick erwarten, wo sie losschlagen durften. Um ein Uhr (am 5. Dezember 1757) begann die Schlacht, und um fünf Uhr war der vollkommenste Sieg errungen. Ganze feindliche Infanterieregimenter mit Offizieren, Fahnen und Kanonen wurden gefangen. Einem preußischen Grenadier wurde ein Bein abgeschossen; er raffte sich auf, stützte sich auf sein Gewehr und rief seinen Kameraden, die vorüber marschirten, freudig zu: „Brüder, fechtet wie brave Preußen! Siegt oder sterbt für euren König!“ Einem andern wurden beide Beine abgeschossen. Er nahm sein Pfeifchen, stopfte es und rauchte, in seinem Blute schwimmend, ganz ruhig die letzte Pfeife. Ein General rief ihm zu: „Kriegskamerad! wie ist das möglich? Ihr seid ja dem Tode nahe!“ „Was ist daran gelegen, sagte der Grenadier kaltblütig, sterbe

ich doch für meinen König!" Friedrich ritt an demselben Abend nach dem Marktflecken Lissa, der etwa eine Stunde seitwärts von Leuthen liegt. Ziethen und zwölf Husaren begleiteten ihn. Er vermuthete keine Oestreicher mehr hier und ritt nach dem Schlosse. Aber hier war alles von östreichischen Offizieren besetzt, die sich zum Abmarsche eben anschickten. Der König trat ganz allein unter sie und sprach: „Meine Herren, kann man noch ein Unterkommen hier finden?" Er wurde sogleich erkannt, und ein allgemeines: „Ach!" war das Einzige, was sie im ersten Augenblicke vorbringen konnten. Der Schreck, den sein durchbohrender Blick ihnen einjagte, war so groß, daß sie in demüthiger Stellung ihm in sämmtlichen Zimmern umherleuchteten und sich ihm zu Gefangenen ergaben. Die nachrückenden Preußen nahmen das Dorf ein und besetzten es, sonst hätte dieser kühne Schritt doch schlimm für den König ablaufen können.

Als die Nacht angebrochen war, und die ermüdeten Preußen sich mit dem unaussprechlich süßen Gefühle, gesiegt zu haben, auf die harte, kalte Erde zur Ruhe niederließen, stimmte ein Soldat das schöne Lied an: Nun danket Alle Gott! und alsobald stimmte die nächste Feldmusik mit ein, und in weniger als einer Minute sang das ganze Heer andächtig mit. 20,000 Männer, die am Tage dem Tod oft in das blasse Angesicht gesehen hatten, sangen in der schauerlichen Stille der Nacht mit Empfindungen der Rührung und des Dankes: „Nun danket Alle Gott mit Herzen, Mund und Händen, der große Dinge thut hier und an allen Enden!" Es muß eine feierliche, rührende Scene gewesen sein.

141.

Der Ueberfall bei Hochkirch.

Nach der Schlacht bei Zorndorf, wo Friedrich die Russen schlug, machte sich der König nach Sachsen auf und kam bis hinter Bautzen und lagerte sich bei dem Dorfe Hochkirch. Ihm gegenüber stand Feldmarschall Daun mit den Oestreichern. Die Stellung der Preußen war so gefährlich, daß der Feldmarschall Keith gegen den König äußerte: „Wenn uns die Oestreicher in diesem Lager ruhig lassen, so verdienen sie gehenkt zu werden." „Wir müssen hoffen, antwortete Friedrich, daß sie sich mehr vor uns, als vor dem Galgen

fürchten.“ Dennoch beschloß er, in der Nacht vom 14. zum 15. Oct. das Lager zu verändern.

So lange wartete Daun nicht. In der Nacht vom 13. zum 14. Oktober setzte sich sein ganzes Heer in Bewegung und näherte sich von allen Seiten dem preußischen Lager, wo tiefe Ruhe herrschte; denn Friedrich hatte seinen Soldaten befohlen, sich schlafen zu legen, um sich zu dem bevorstehenden Aufbruche zu stärken. Dennoch hatten einige preußische Husaren die Bewegung der Feinde bemerkt, und benachrichtigten den König davon; aber dieser war so weit entfernt, einen Ueberfall zu ahnen, daß er nur auf die dringenden Bitten der Generale Seidlitz und Ziethen einigen Regimentern Befehl gab, die Pferde zu satteln. Da aber alles ruhig blieb, so wurde der Befehl wieder aufgehoben, und die Soldaten überließen sich unbesorgt dem Schlafe.

Jetzt schlug es auf dem Kirchthurme von Hochkirch 2 Uhr. Noch war es dunkel. Da erschienen die ersten Feinde vor dem preußischen Lager. Es waren einzelne Haufen Oestreicher, die sich bei den preußischen Vorposten für Ueberläufer ausgaben. Aber bald kamen ihrer so Viele, daß sie sich der Vorposten bemächtigen konnten. Das ganze östreichische Heer folgte und rückte nun von allen Seiten in das preußische Lager ein. Schnell wurden die Kanonen weggenommen und gegen die Zelte gerichtet, in denen die schlaftrunkenen Preußen in wildem Schrecken auffuhren. Mehrere Hunderte wurden in ihren Zelten getödtet, noch ehe sie die Augen öffnen konnten. Die übrigen sprangen halbangekleidet auf und griffen nach ihren Gewehren; aber die wenigsten konnten in dem allgemeinen Wirrwarr die ihrigen finden und nahmen die, welche ihnen zuerst in die Hände fielen. Die Verwirrung war gränzenlos. Das ganze Heer wäre verloren gewesen, hätte nicht die treffliche Kriegszucht die meisten gerettet. Sobald der Schreckensruf: Der Feind ist da! ertönte, stürzte Alles aus den Zelten, und in wenigen Augenblicken standen mehrere Regimenter in Reih' und Glied da. Sie warfen sich dem Feinde entgegen und trieben ihn mit gewohntem Muthe zurück. Bald stand das Dorf Hochkirch in hellen Flammen und erleuchtete das blutige Schlachtfeld. Die wenigen Preußen, die es vertheidigten, wurden bald überwältiget, und so oft auch neue Regimenter anrückten, die Kaiserlichen blieben im Besitz. In allen Gassen des Dorfes lagen Haufen von Todten und Sterbenden. Feldmarschall Keith bekam einen Schuß in die Brust, stürzte nieder und starb, ohne einen Laut

von sich zu geben. Fünf Stunden dauerte das Gefecht, da gab Friedrich den Befehl zum Rückzug, der auch von den ermatteten Oestreichern nicht gestört wurde.

Aber in welcher Verfassung befand sich das preußische Heer! Fast alle Kanonen, alles Gepäck war verloren, die meisten Generale verwundet, so manche getödtet; dem Könige selbst, der im stärksten Feuer gewesen war, wurde ein Pferd unter dem Leibe erschossen. Er war einmal schon ganz von den Feinden umringt; aber seine tapfern Husaren hieben ihn heraus und brachten ihn zu den Seinen. Die niedergeschlagenen Soldaten blickten jetzt auf dem Rückzuge nur nach ihm, und da sie merkten, daß er ein freundliches Gesicht machte, schöpften sie Muth und sagten: „Fritze wird den Schaden schon wieder gut machen.“ Dem König mochte es wohl ein wenig beklommen um das Herz sein; aber er bezwang sich und stellte sich heiter, denn er wußte, daß das Vertrauen zu seinem Könige das preußische Heer stark mache.

Nach einigen Stunden scherzte er über den Unfall und sagte zu einem seiner Generale: „Mein lieber Golz, man hat uns nicht gut geweckt!“ Der General antwortete: „Man pflegt diejenigen im Schlafe zu stören, die man am Tage nicht sprechen kann.“ „Er h Recht, sagte Friedrich, aber ich werde den Herren, die uns geweckt haben, am hellen Tage ihre Unhöflichkeit verweisen!“

142.

Der Tod des Dichters Kleist.

Unter den Preußen, die in der Schlacht bei Kunnersdorf als Opfer fielen, ist besonders der Major Kleist zu nennen, ein edler Deutscher, verehrungswürdig durch seinen vortrefflichen Charakter, unsterblich durch seine Gesänge und beklagenswerth durch seinen Tod. Was er ahnend gesungen: „Vielleicht sterb' einst auch ich den Tod für's Vaterland!“ traf an dem mordvollen Tage der Schlacht bei Kunnersdorf ein. Kleist eroberte mit seinem Bataillon drei Batterien; die rechte Hand wird ihm durch eine Kugel zerschmettert; er nimmt den Degen in die Linke und rückt auf die vierte Batterie los. Ein Kartätschenschuß streckt ihn zu Boden. Er wird aus dem Schlachtgetümmel getragen; aber da die Feinde schnell nachrücken, müssen ihn die Seinigen in einen Graben legen und seinem Schicksal überlassen.

Die Kosacken, den Menschen nur an Gestalt ähnlich, im Uebrigen den Raubthieren aus Lybiens Wüsten gleich, fallen über den im Blute schwimmenden Kleist her, reißen ihm die bluttriefenden Kleider ab und berauben ihn selbst der letzten Hülle. Da liegt der unsterbliche Sänger des Frühlings wie ein Wurm im Moraste. Russische Husaren, die vorbeifliegen, werfen ihm aus Mitleid einen Mantel, etwas Brod und einen halben Gulden zu; aber andere Kosacken kommen nach und nehmen ihm diese Spenden wieder hinweg. So liegt er die ganze Nacht ohne Kleider, ohne Verband, ohne einen Labetrunk bis zur Mitte des andern Tages. In seine Wunden dringt das Wasser des Morastes und macht sie tödlich. Endlich ließ ihn ein russischer Offizier, der bei dem Unglücklichen vorüberging, nach Frankfurt a/O bringen, und 11 Tage nach der Schlacht trennten sich die zerschmetterten Knochen und zerrissen eine Pulsader, worauf er am 24. August an einer Verblutung starb. Die Russen, welche die Stadt inne hatten, gaben ihm ein ehrenvolles Leichenbegängniß. Als der Trauerzug sich in Bewegung setzte, gewahrte man, daß der Sarg ohne Degen war. Ein russischer Offizier nahm den seinigen von der Seite und legte ihn mit Thränen im Auge auf den Sarg. An seinem Grabe weinten nicht nur Freunde und Feinde, Preußen und Russen, sondern auch die deutschen Musen, welche in ihm einen ihrer würdigsten Jünger verloren hatten.

143.

Einige Züge aus dem Leben Friedrich II.

Von der Herablassung und Freundlichkeit des großen Königs erzählt man sich viele Geschichten. Einmal, als auf der Reise die Pferde gewechselt wurden, drängte sich ein armes, altes Mütterchen dicht an den Wagen des Königs. „Was wollt ihr?“ fragte der König sehr gnädig. „Nur ihr Gesicht sehen, sonst weiter nichts!“ erwiederte die Alte. Der König reichte ihr darauf einige Friedrichsd'or hin und sagte: „Seht, liebe Frau, auf diesen Dingen da ist mein Bildniß; es ist gut getroffen. Nehmt! da könnt ihr mich ansehen, so lange ihr wollt.“

Wenn er in Berlin vom Schlosse aus die breite Straße hinunter ritt, sammelten sich meist Schaaren von Knaben um sein Pferd. Er litt es nicht, daß man die Jungen auseinandertrieb, sondern hatte

oft seinen Scherz mit ihnen. Als sie es aber einmal — es war an einem Sonnabend Nachmittag — zu arg trieben, hob der König drohend den Stock in die Höhe mit den Worten: „Werdet ihr in eure Schule gehen, ihr Jungen!" Da schrie ein kecker Bube: „Seht nur, der will König sein und weiß nicht, daß Sonnabend Nachmittag keine Schule ist!" Der König lachte herzlich und ritt weiter.

Als der König das Lustschloß Sanssouci in der Nähe von Berlin baute, hätte er gern ein Stück Landes gekauft, das zu einer naheliegenden Mühle gehörte. Auch die Mühle mit ihrem ewigen Geklapper war ihm gerade keine angenehme Nachbarin. Er ließ daher einst den Müller rufen und sprach zu ihm: „Ihr begreift wohl, lieber Freund, daß wir Zwei nicht gut nebeneinander bestehen können; Einer von uns muß weichen. Was gebt ihr mir für mein Schlößlein?" „Wie hoch haltet ihr es, königlicher Herr Nachbar?" sagte der Müller. „Wunderlicher Mensch, entgegnete der König, so viel Geld habt ihr nicht, daß ihr mir mein Schloß abkaufen könnet. Wie hoch haltet ihr eure Mühle?" Der Müller erwiederte: „Gnädigster Herr, so habt ihr auch nicht so viel Geld, daß ihr mir meine Mühle abkaufen könnt." Der König bot dem starrsinnigen Alten für sein Besitzthum weit mehr an, als es werth war, aber dieser sagte: „So habe ich diese Mühle von meinem Vater geerbt, so sollen sie von mir meine Kinder erben." Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an und sagte: „Wißt ihr, guter Mann, daß ich gar nicht so viele Worte brauchte? Ich lasse eure Mühle taxiren und abbrechen." Der Müller lächelte: „Gut gesagt, allergnädigster Herr, wenn nur das Kammergericht in Berlin nicht wäre!" Der König mußte auch lächeln, gab ihm die Hand und unterhielt fortwährend mit ihm die friedlichste Nachbarschaft.

Friedrich sah eines Tages zu einem offenen Fenster hinaus und bemerkte dabei, wie hinter ihm einer seiner Pagen sich die Freiheit nahm, und aus der goldnen Dose, die auf dem Tische stand, schnupfte. Der König ließ sich nichts merken, bis er später vom Fenster wegging und zu seinem Arbeitstisch zurückkehrte. Jetzt fragte er den Pagen, ob diese Dose ihm gefalle. Der junge Mensch sah seine Unart entdeckt und wollte nicht mit der Sprache heraus. Der König fragte ihn sehr freundlich zum zweitenmal und erhielt nun die Antwort: „O ja, Sire!" „So nimm sie, sagte Friedrich, sie ist doch zu klein für uns Beide."

144.

Joseph II.

Ein Weiser, der stets das Gute wollte, und es doch nicht ausführen konnte; ein Regent, der seine Staaten zu beglücken suchte, und sie unglücklich machte; ein Vater, der sich für seine Kinder aufopferte, und dem sie es nicht dankten; ein Mensch, der alle Menschen liebte, und von ihnen nicht wieder geliebt wurde: das war Joseph II. Er war ein schöner Mann, gesund und voll Feuer, lebhaft und mild zugleich. Sein Gang und seine Bewegungen waren rasch und sicher; sein blaues Auge strahlte von Geist, und von seiner hohen Stirne leuchtete die Herzensgüte, die ihn trotz seiner Seelenleiden nicht verließ bis zum letzten Athemzuge.

Erzogen in Pracht und Ueberfluß, hatte er doch höchst einfache Sitten angenommen; er stand im Sommer um fünf Uhr auf, im Winter nur wenig später, und ging ohne Zögern an die Arbeit, die er bis neun Uhr fortsetzte. Dann frühstückte er, arbeitete wieder, hörte die Leute an, nahm eigenhändig ihre Gesuche ab, las Depeschen, ertheilte Bescheid, unterschrieb; um Mittag ging oder ritt er spazieren, meist nur von einem einzigen Bedienten begleitet, öfters auch ganz allein; seine Mittagstafel war die einfachste von der Welt; eine einzige Köchin bereitete seine Speisen; Wasser war sein einziger Trank. Eine Stunde nach Tisch widmete er der Musik, ging dann abermals an die Arbeit, und um sieben Uhr besuchte er das Theater oder eine Gesellschaft, in der er sich stets als der liebenswürdigste Privatmann zeigte. Wenn er von dieser Erholung zurückkehrte, arbeitete er abermals bis gegen elf Uhr, ja zuweilen bis in die Nacht hinein, so daß seine Diener ihn oft erinnern mußten, seine Gesundheit nicht ganz und gar zu vergessen.

Die Handlungsweise seiner Mutter trug Vieles zur Bestimmung seines Charakters bei. Der Sohn bemerkte, wie die fromme Denkungsart seiner Mutter so oft mißbraucht wurde, und faßte eine Abneigung gegen die Geistlichkeit; er sah, wie sie so hohen Werth auf Rang und Geburt legte, und faßte einen Widerwillen gegen unverdiente Vorzüge, die damals dem Adel eingeräumt waren. Adel und Geistlichkeit, diese mächtigen Stützen des Thrones, die ihre Macht und ihren Einfluß nicht immer zum Beßten des Volkes verwendeten, waren seine entschiedensten Gegner; sie fürchteten, sie haßten ihn. Er zog alle Nonnenklöster ein; denn er hielt sie für Stätten des

Müssiggangs; er hob viele Mönchsklöster auf, denn von daher glaubte er am meisten der Aufklärung des Volkes, die er so sehr zu fördern suchte, entgegengearbeitet zu sehen; er hob die Verbindung zwischen den Ordensleuten und Rom auf; er verminderte die früher für hohe Geistliche ausgesetzten Gehalte und Pensionen; er verbesserte, von christlicher Duldung getrieben, die unglückliche Lage der gedrückten Juden; er führte ein neues Gesetzbuch ein, durch welches alle Todesstrafen aufgehoben wurden; er gestattete größere Preßfreiheit: und durch diese und hundert andere, gewiß beifallswürdige Verfügungen und Einrichtungen erregte er Widerspruch und Tadel; Vorurtheil und Eigennutz stellten ihm tausend Schwierigkeiten entgegen, suchten ihn zu verläumden und seine großen Absichten zu verdächtigen. Um in Joseph bessere Gesinnungen gegen die Geistlichkeit zu wecken, kam Papst Pius VI. selbst nach Wien, erhielt hier Beweise hoher Verehrung vom östreichischen Volke, wie von seinem Herrscher; allein Joseph fuhr fort, Klöster einzuziehen und freiere Gesetze zu geben, wie vordem. Am meisten haßte ihn der Adel. Joseph bedachte nicht genug, daß eine lange Gewohnheit, ein durch das Alter geheiligter Gebrauch, wenn er auch ein Mißbrauch wäre, sich nicht mit einem Male verändern lasse. Die beßten Stellen sollten nicht mehr dem Vornehmsten, sondern dem Würdigsten gehören; die Leibeigenschaft der Bauern sollte aufgehoben sein, wodurch dem Adel eine Quelle seiner Einkünfte entzogen wurde; adelige Verbrecher sollten, gleich den gemeinen, gestraft und mit eben denselben entehrenden Strafen belegt werden. Er ließ den bisher geschlossenen Augarten öffnen und über den Eingang die Worte setzen: „Allen Menschen geweiht von ihrem Schätzer." Als man ihn einst bat, den Prater, einen angenehmen Lustwald auf einer Donauinsel, an gewissen Tagen der Woche nur den vornehmen Ständen zu öffnen, damit man sich doch mit seines Gleichen vergnügen könne, schlug er es ab und setzte hinzu: „Wenn ich auch nur mit meines Gleichen leben wollte, so müßte ich in die kaiserliche Gruft zu den Capuzinern hinunter steigen und dort meine Tage zubringen."

Eine Hauptursache aller Leiden, die ihn trafen, war das neue Steuergesetz, gegen das sich Edelleute wie Bauern aus den unlautersten Quellen unzufrieden zeigten. In Ungarn entstand Unzufriedenheit und in der Wallachei ein gefährlicher Aufruhr; die Niederlande empörten sich und erklärten sich für frei; die Losung zur allgemeinen Unordnung, auch in seinen Erbstaaten, war gegeben. Da erklärte Joseph, zum Erstaunen von ganz Europa, im Januar 1790 alle wäh-

rend seiner Regierung erlassenen Verordnungen für aufgehoben. Welchen Eindruck dieser demüthigende Schritt auf Josephs Geist und Körper machte, beweist, daß er schon einen Monat darauf seine edle Seele aushauchte. Achtung, Ehrfurcht und Mitleid diesem Helden, dem erst die Nachwelt zu würdigen verstand! „Sein Jahrhundert war seinem großen Ideale nicht reif."

145.

Einige Charakterzüge aus dem Leben Josephs II.

Die erste That als Mitregent von Oestreich zeigte dem ganzen Volke, daß Joseph ein edler, großer Fürst sei. — 22 Millionen Staatspapiere, die er aus der Erbschaft seines Vaters erhalten hatte, ließ er verbrennen und schenkte also dies ungeheure Kapital sammt den Interessen seinem Volke. Ein Jubel über diese Handlung der Großmuth durchdrang die ganze Monarchie.

Wie hoch Joseph den Ackerbau stellte, beweist, daß er auf einer Reise in Mähren, wo er einen Bauersmann auf seinen Feldern antraf, nach einem freundlichen und scherzhaften Gespräche den Pflug nahm und mit eigener Hand einige Furchen zog. „Was der Kaiser thut, dessen sollte sich der Bauer nicht schämen. Von allen Gewerben ist der Ackerbau der ehrenwertheste." Auf diesem Acker steht nun ein marmornes Denkmal als ehrende Anerkennung Josephs und seiner edlen Gesinnung, und die Stände Mährens heben als Andenken den Pflug auf, den Josephs Hände regiert hatten.

Auf seiner Reise nach Paris langte der Kaiser einst auf einer Poststation früher an, als man erwartet hatte, und fand keine Pferde Der Postmeister, der ihn nicht kannte, weil er unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein reiste, bat ihn, er möge ein wenig Geduld haben, weil er alle seine Pferde fortgeschickt habe, um seine Freunde abzuholen, die der Taufe seines Söhnleins beiwohnen sollten. Joseph bot sich zum Taufzeugen an, und der Postmeister nahm das Anerbieten dankend an. Die heilige Handlung ging vor sich. Der Pfarrer fragte den fremden Gevatter um seinen Namen. „Joseph," antwortete dieser. „Und der Familienname?" „Wie? Joseph,

dächte ich, wäre genug. „Doch nicht," meinte der Pfarrer. „Nun denn: „Joseph der Zweite." Der Pfarrer sah ihn staunend an: „Und darf ich um den Stand bitten." „Kaiser von Oestreich." Der Pfarrer erbleichte, die Umstehenden traten staunend zurück, und der Postmeister fiel dem Kaiser zu Füßen. Dieser hob ihn sogleich auf, beschenkte die Familie und seinen kleinen Pathen reichlich und nahm sich auch später desselben treulich an.

Das Gesuch einer vornehmen Frau, ihren untauglichen Sohn als Hauptmann anzustellen, beantwortete Joseph durch ein längeres Handschreiben, in welchem folgende merkwürdige Stellen vorkamen: „Man kann der Sohn eines Generals sein, ohne die geringste Anlage zum Offizier zu haben, ein Cavalier von guter Familie sein, ohne andere Verdienste zu haben, als die, ein Edelmann zu sein. Danken Sie es Ihrem günstigen Schicksale, das Ihrem Sohne, indem es ihm Talent versagte, doch in den Besitz ansehnlicher Güter versetzt hat, die ihn dafür entschädigen mögen, und die ihm zugleich meine Gnade entbehrlich machen. Ich hoffe, daß Sie unpartheiisch genug sind, die Gründe einzusehen, die mich zu einer solchen Entschließung genöthiget haben."

Joseph durchreiste 1771 mit einem kleinen Gefolge unerkannt das Königreich Böhmen und traf nahe bei Budweis einen Bauern an, welcher in Ketten arbeitete. Auf die Frage nach dem Grunde dieser Strafe, erwiederte derselbe, er habe einen Hasen, welcher ihm lange Zeit auf seinem Felde großen Schaden gethan, todt geschlagen. Der Kaiser befahl dem Bauern, ihm in die Stadt zu folgen. Dort im Gasthofe angekommen, ließ Joseph den grausamen Amtmann rufen, der den Bauern verurtheilt hatte. Dieser ließ dem fremden Herrn die stolze Antwort sagen, es habe Einer so weit zu dem Andern, wie der Andere zu Jenem. Nun ging der Kaiser mit dem Bauer selbst zum Amtmann und ermahnte ihn, sein Amt nicht zur Unterdrückung seiner Untergebenen zu mißbrauchen, und den Bauern doch loszulassen. Trotzig erwiderte der Beamte, es habe ihm kein Offizier etwas zu befehlen; er könne thun, was er wolle. Nun gab sich Joseph zu erkennen, ließ sogleich dem Bauern die Fesseln abnehmen, sie dagegen dem Beamten anlegen, und ihn so nach Prag bringen.

Als Joseph durch seinen Arzt über sein nahes Ende Gewißheit erhalten hatte, verbot er ausdrücklich, öffentliche Gebete für ihn anzuordnen, indem er sagte: „Wer mich liebt, der wird unaufgefordert für mich beten; die mich aber nicht lieben, die will ich nicht zum Beten für mich nöthigen.“

146.

Napoleon.

Napoleon Bonaparte war auf keinem Throne geboren; er stammte aus einer armen adeligen Familie in Ajaccio, der bedeutendsten Stadt der Insel Corsika. Sein Vater war Rechtsgelehrter, und Napoleon der zweite von acht Geschwistern. Schon dem Knaben gab ein Lehrer das Zeugniß: „Ein Corse von Geburt und Charakter; er wird weit gehen, wenn ihn die Umstände begünstigen.“ In der That trat in ihm der leidenschaftliche Haß, der unruhige, kriegerische Geist, die trotzige, unbeugsame Hartnäckigkeit des Corsen bis an's Ende seines Lebens in außerordentlicher Weise hervor. In den Kriegsschulen zu Brienne und Paris gebildet, trat er im 17. Jahre seines Lebens als Lieutenant in ein Artillerie-Regiment ein. Die Stürme der Revolution vertrieben ihn mit seinen Eltern aus Corsika, und Napoleon war einige Zeit außer Dienst. Da gelang es ihm bei der Belagerung von Toulon durch die Engländer sich so auszuzeichnen, daß er zum General ernannt wurde. Ein Regierungswechsel in Frankreich beraubte ihn aber dieser Stelle wieder, und er wurde so unzufrieden mit seiner Lage, daß er dem türkischen Sultan seinen Degen anzubieten beschloß. Zu dieser Zeit empörten sich die Pariser gegen die Regierung; man erinnerte sich in dieser Noth an den entschlossenen und kühnen Bonaparte, machte ihn zum Divisionsgeneral, und erbarmungslos schmetterte er durch einen Kartätschenhagel die andringenden Volkshaufen nieder. Nun stieg er an Macht und Ansehen. Staunend richteten sich die Augen der Menge auf den erst 26 Jahre alten General mit dem blassen Gesichte, von dunkeln Haaren umwallt, mit diesem Feuerblick, der tiefen Ernst und eiserne Beharrlichkeit verrieth.

Eines Tages erscheint ein Knabe von 12—13 Jahren bei dem General. Er vergießt Thränen und kann lange keine Worte finden. Endlich erfährt Bonaparte, daß er der Sohn des auf dem Blutgerüste

umgekommenen Generals Beauharnais ist und jetzt den Degen seines Vaters sich zurück erbitten will. Bonaparte, gefesselt von der Liebenswürdigkeit des kleinen Bittstellers, gewährt ihm seinen Wunsch, und am andern Tage kommt die trauernde Mutter, ihm dafür zu danken. Der Anblick dieser sanften, gemüthvollen Frau macht einen tiefen Eindruck auf ihn; ihr Reichthum und ihre Verbindungen schmeicheln seinem Ehrgeiz, und er trägt ihr seine Hand an. Die edle Josephine wurde sein Weib. Oft hat ihre Sanftmuth seine Heftigkeit gemildert, oft wußte sie ihn zu edelmüthigen Entschlüssen zu begeistern. Die Franzosen nannten sie später „den guten Stern Napoleons." Hätte er ihm doch bis an seinen Lebensabend geleuchtet!

Bonaparte wurde nun zum Oberbefehlshaber des Heeres in Italien ernannt, eines Heeres von 30,000 Franzosen, das seit Monaten keinen Sold empfangen hatte, ohne Kleidung, ohne Schuhe, ohne Lebensmittel, fast ohne Waffen dastand. „Soldaten, ruft ihnen Napoleon zu, ihr seid hungrig und nackt. Die Regierung verdankt euch viel, aber sie kann euch nichts geben. Ich will euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen; reiche Provinzen, große Städte sollen in eure Gewalt fallen; Ehre, Ruhm und Reichthümer sollt ihr dort finden. Soldaten! sollte es euch an Muth und Ausdauer fehlen?" Die glühenden Funken, die seine Feuerseele in die Herzen dieser jungen Republikaner warf, wurden zur Flamme, die Oestreich mit Vernichtung bedrohte. Bei Montenotte erfochten die Franzosen den ersten Sieg über die dreimal stärkern Oestreicher; bei Lodi wurde mit noch glänzenderem Erfolge gefochten, und der Kampf bei Arcola setzte seinem Feldherrntalente in diesem Feldzuge die Krone auf. Eine Brücke sollte genommen werden. Das Feuer des Feindes war schrecklich. Fast alle Generale waren schon verwundet. Die Soldaten ziehen sich zurück. Da sprengt Bonaparte vor und ruft: „Grenadiere, seid ihr nicht mehr die Tapfern von Lodi? Folgt eurem General!" Mit diesen Worten springt er vom Pferde, ergreift die nächste Fahne und stürzt auf die Brücke. Die Soldaten ihm nach. Aber ein neuer Kugelregen bringt sie zum Stehen, zum Weichen. Bonaparte stürzt über die Brücke in den Sumpf. Das sehen seine Grenadiere und mit dem verzweiflungsvollen Rufe: „Rettet den General!" stürzen sie auf die Brücke zurück, und ihrem wüthenden Angriffe kann der Feind nicht länger widerstehen — und Bonaparte ist gerettet.

Der Friede von Campo Formio machte diesem Kriege ein Ende, und Oestreich mußte das reiche Belgien an Frankreich abtreten. Un-

beschreiblich war der Jubel, als der Sieger, der Retter Frankreichs in Paris seinen Einzug hielt.

Nun faßte er den Plan, die Engländer in Ostindien anzugreifen und zu diesem Zwecke zuerst Egypten wegzunehmen. Er schiffte sich ein, und im Angesichte der ungeheuren Pyramiden kam es zur ersten und entscheidenden Schlacht. „Franzosen! rief Bonaparte, vergeßt nicht, daß von den Höhen dieser Denkmäler vier Jahrtausende auf euch herabschauen!“ Siegreich durchzog er fast ganz Egypten; aber die Schreckensnachricht, daß der englische Admiral Nelson fast seine ganze Flotte vernichtet habe, so wie Hunger und Pest zwangen ihn zur Rückkehr. In Paris angekommen, marschirt er mit seinen Grenadieren in den Saal der Regierung, treibt sie mit gefälltem Bajonett auseinander, stürzt das schwache Direktorium und macht sich selbst zum ersten Consul. Als solcher stieg er über den Gotthardt, faßte die Oestreicher unvermuthet im Rücken und erfocht bei Marengo einen glänzenden Sieg, dem der Friede zu Lüneville folgte. Frankreich feierte in einem wahren Freudenrausche das große Friedensfest. Bonaparte wurde zum lebenslänglichen Consul und schon zwei Jahre darauf zum Kaiser gewählt. Er legte die nützlichsten und prachtvollsten Straßen und Kanäle an, beförderte den Handel, Künste und Wissenschaften, ließ ein Gesetzbuch entwerfen, und zeigte, daß er auch im Frieden groß war. Wer Napoleon nur bis hieher kennt, der kann die Anhänglichkeit, die Bewunderung, den Enthusiasmus seiner Nation, womit sie ihm überall entgegen kam, begreifen. Wie schön, wenn er sich durch Weisheit und Mäßigung zu behaupten gewußt hätte! Aber maßloser Ehrgeiz und gränzenlose Herrschsucht stürzten ihn wieder von dem Gipfel seiner Macht.

147.

Deutschlands Schmach.

Napoleon verstand die Kunst, den Samen der Zwietracht in die Herzen der deutschen Fürsten zu streuen. Während er die kleineren derselben schlau an sich zu ziehen und mit sich zu verbinden wußte, während er Bayern, Württemberg und später auch Sachsen für Königreiche erklärte, gelang es ihm, die beiden größten deutschen Mächte, Oestreich und Preußen, von einander fern zu halten, um sie einzeln zu besiegen und zu zerstückeln. Zuerst zog er gegen Oestreich,

schlug den General Mack bei Ulm gänzlich, die vereinigten Oestreicher und Russen bei Austerlitz in Mähren nach einer blutigen Schlacht, die man die Dreikaiserschlacht nennt, und schloß 1805 den für Oestreich so harten Frieden von Preßburg. Nun wurde das deutsche Reich nach einem mehr als tausendjährigen Bestehen aufgelöst, und an seine Stelle der Rheinbund gesetzt, der zum Protektor Napoleon hatte. Preußen wollte diesem schmachvollen Bunde einen andern, den nordischen entgegensetzen, da kam Napoleon mit 150,000 Kriegern und 800 Kanonen und schlug die Preußen bei Jena am 8. Oktober 1806 so auf das Haupt, daß die ganze Monarchie in seine Hände fiel. Die Trümmer des geschlagenen preußischen Heeres vereinigten sich mit den Russen und schlugen zuerst bei Eylau eine unentschiedene, später bei Friedland in Ostpreußen eine sehr unglückliche Schlacht, die den Tilsiter Frieden zur Folge hatte, in dem Friedrich Wilhelm III. sein halbes Königreich verlor. Deutschland erhielt eine ganz andere Gestalt; unglaubliche Veränderungen wurden in der kürzesten Zeit von dem Sieger vorgenommen. Alte, ehrwürdige Throne stürzten ein, neue wurden errichtet; Verfassungen, deren Ursprung auf ein Jahrtausend zurückging, wurden gegen neue gewechselt; Länder und Völker wurden verschenkt, ohne daß diese nur im mindesten darum gefragt worden wären. Freilich geschah dies Alles nicht ohne die blutigsten Kämpfe, und der Kanonendonner rollte bald an den Gestaden der Ostsee, bald in den hohen Regionen der schneeigen Alpen, bald jenseits der steilen Pyrenäenabhänge. Welches Gedächtniß könnte die Namen der Schlachten und Helden alle fassen, die in jenen blutigen Tagen vor dem Ohre des staunenden und zagenden Europas vorüberrauschten? Nur in einigen Umrissen können die mächtigen Veränderungen euch vorgeführt werden. Im Jahre 1809 war Napoleon in Spanien beschäftiget, und dem Kaiser Franz von Oestreich schien der Zeitpunkt günstig, das schmachvolle französische Joch abzuwerfen; aber Napoleon eilte nach Frankreich zurück, stellte sich an die Spitze der deutschen Truppen des Rheinbundes und schlug, Deutsche gegen Deutsche zum blutigen Treffen führend, in vier auf einander folgenden Tagen, den 20., 21., 22. und 23. April 1809 vier siegreiche Schlachten, bei Tann, Abensberg, Eggmühl, und Regensburg. Zwar wurde er durch den heldenmüthigen Erzherzog Karl bei Aspern geschlagen; aber durch ein Haupttreffen bei Wagram erzwang er den Frieden von Wien, wodurch für Oestreich wieder eine Menge seiner noch übrigen Provinzen verloren gingen. Der übermüthige Sieger, auf dem Gi=

pfel seiner Macht angelangt, verstieß seine treue Josephine, den guten Stern Napoleons, und verband sich mit einer Tochter des östreichischen Kaisers Franz, Maria Luise, um sich mit Oestreich fester zu verbinden, vor Allem aber, um sich den übrigen europäischen Fürsten gleich zu stellen. Maria Luise gebar ihm einen Sohn, den er schon in der Wiege zum König von Rom erhob.

Schwer lastete der Druck des Eroberers auf unserm deutschen Vaterlande. Seine Heere lagen mit ihren übermüthigen Forderungen in unsern Provinzen und verpraßten das Mark des Landes. Tiefe Trauer erfüllte die Herzen unserer Väter; seufzend beugten sie sich unter die fremde Herrschaft. Solche Schmach war über uns gekommen, weil wir nicht einig waren, weil der Deutsche in dem Deutschen nicht den Bruder erkannte und zu seiner Rettung herbeieilte, da es galt in den Zeiten der Noth. Vielen war dieser Zustand unerträglich, und sie unternahmen auf eigene Hand einen verzweifelten Kampf. So hatten die Tyroler unter ihrem Anführer Andreas Hofer die Feinde auf kurze Zeit vertrieben, erlagen aber der Uebermacht. So erhob sich der kühne Schill und führte seine Husaren dem Feinde entgegen, fand aber in Stralsund mit vielen seiner Tapfern den Heldentod. So bahnte sich der heldenmüthige Welfe, Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, dem Napoleon seine Länder geraubt hatte, mit einer Schaar von 1200 seiner schwarzen Husaren einen Weg von 70 Meilen mitten durch die feindlichen Haufen und entkam glücklich nach England, wo man ihn mit freudigem Staunen empfing. Solche Beispiele des Muthes zeigten, daß Deutschland noch nicht verloren sei, und daß ein schöner Morgen der langen, schmachvollen Nacht folgen werde.

148.

Andreas Hofer.

Dieser kühne Anführer der treuen Tyroler, als diese, von alter Liebe und Anhänglichkeit zum Hause Oestreich getrieben, sich gegen die unrechtmäßige Herrschaft Napoleons auflehnten, wurde am 22. Oktober 1767 im romantischen Passeyrthale geboren und ererbte von seinem Vater ein wenigbesuchtes Wirthshaus am sogenannten „Sand,“ wie man das steinige Ufer des Passeyrflüßchens nennt, das dem Thale den Namen gegeben hat. Da ihm sein Wirthshaus we-

nig einbrachte, so mußte sich Hofer mit dem Nebengeschäfte eines Saumers befassen, der Güter und Menschen über die steilen Berge zu befördern hat; nebenbei handelte er mit Wein und Pferden nach Italien. Er war ein schlichter, höchst anspruchsloser Mann, der sich weniger durch Verstand und Klugheit, als durch eine hohe, ehrfurchtgebietende, männlichkräftige Gestalt auszeichnete, die er durch einen langen, schönen Bart und eine einfache aber malerische Tracht noch hervorzuheben wußte.

Die Tyroler waren im Jahre 1809, als sie dem Kaiserreiche Napoleons unterthänig geworden, sehr unzufrieden mit der aufgedrungenen Herrschaft; sie wollten von dem neuen Kaiser nichts wissen, weil sie den alten nicht vergessen konnten. Sie faßten daher den Entschluß, das französische Joch abzuschütteln, und schickten deßhalb zu Hofer, dem Sandwirth, der schon früher als Hauptmann eine Schützenkompagnie gegen die Franzosen geführt hatte, und ließen ihn fragen, ob er ihr Hauptmann sein wolle, wenn sie auszögen gegen den Tyrannen. Ein schlichtes Ja war die Antwort, und der arme Saumer zog nach der Kaiserstadt Wien, wo er zum Landeskommandanten von Tyrol ernannt wurde. Der Kampf wurde gegen die Feinde mit der äußersten Erbitterung geführt und auf allen Seiten die Franzosen und die mit ihnen verbündeten Bayern zurückgetrieben. Von den ihnen wohlbekannten Felsen und Gebirgen herab schleuderten sie Steine, Baumstämme, Klippen und Vorsprünge auf ihre Feinde herab, so daß oft im Thale dem Schrei des Entsetzens ob dieser wandernden Berge eine grausenhafte Todtenstille folgte, denn Hunderte waren zerschmettert, Hunderte in die wilden, tosenden Waldbäche geschleudert, und die Wenigen, welche dem gräßlichen Tode entfliehen wollten, traf das sichere Blei des siegesjubelnden Tyrolers. Ein achtzigjähriger Greis, der bei einem solchen Kampfe von den Feinden umgangen worden war und von vorn und hinten sich angegriffen sah, warf seine Büchse weit von sich, packte einen der nahenden Soldaten mit den noch kräftigen Armen und stürzte sich mit ihm in den Abgrund hinab. — So waren die treuen, tapfern Tyroler ein Schrecken der Franzosen, und vor Allem war es Hofer, dieser Abgott seines Volkes.

Da wurde die Schlacht bei Wagram geschlagen; der Waffenstillstand von Znaim folgte, kraft dessen Tyrol von den Oestreichern geräumt und der Rache seiner erbitterten Feinde Preis gegeben wurde. Hierüber entstanden unter dem verlassenen Volke die wüthendsten Bewegungen; Speckbacher und mehrere andere Anführer im offenen Gefechte,

das bewaffnete Volk auf den Bergen widersetzten sich den von allen Seiten eindringenden Franzosen. Vergebens! die Uebermacht siegte über den Muth, der Verrath über die Treue, die Tyrannei über das Recht. Wie blutete Hofers Herz!

Zwei Monate lang hielt er sich unter Schnee und Eis in einer Alpenhütte verborgen, und die goldenen Versprechungen der französischen Offiziere fanden keinen Verräther, bis endlich der Priester Donay — Schande seinem Namen auf ewig! — den Vertrauten Hofers verrieth, der von Zeit zu Zeit Speise in dessen abgelegene Schneewelt hinaufbrachte. Von der Todesangst getrieben, diente dieser Mann den ausgesendeten Truppen als Wegweiser, und am 20. Jan. 1810 schleppten sie Hofer aus seinen heimathlichen Bergen fort nach der Festung Mantua, wo ein Kriegsgericht über ihn niedergesetzt wurde. Dieses schwankte in seinem Urtheil; da kam ein unmittelbarer Befehl des Kaisers, der den Tod binnen 24 Stunden über den Helden aussprach. Er ging dem Tod mit Standhaftigkeit entgegen, ließ sich die Augen nicht verbinden und kommandirte selbst mit fester Stimme: Feuer! Der zwölfte Schuß seiner Henker hatte ihn noch nicht getödtet, so daß der mitleidige Corporal den Gewehrlauf dicht an seinen Kopf setzen mußte, um seinem Leben ein Ende zu machen.

Der Name dieses für sein Vaterland so begeisterten Mannes wird stets als das Symbol von Tyrols Treue in der Geschichte glänzen.

149.

Deutschlands Freiheitskampf.

Auf dem Festlande Europas hatte Napoleon nur noch einen Feind, der ihm gewachsen war, und den seine Herrschsucht nicht länger neben sich leiden konnte, der war das gewaltige Rußland. Aus allen Ländern Europas sammelte Napoleon seine Schaaren; Deutsche aller Stämme, Franzosen, Polen, Italiener, selbst Spanier, eine halbe Million auserlesene Krieger mit 1200 Feuerschlünden wälzten sich dem Norden zu. Siegreich zog er ein in die alte Hauptstadt des Landes, in Moskau. Aber in der ganzen Stadt, in ihren Marmorpalästen, wie in ihren Hütten, auf allen Straßen und Plätzen herrschte das Schweigen der Wüste; man hörte nichts, als die Hufschläge der Rosse, nichts, als die Fußtritte der Soldaten. Alles hatte die Stadt verlassen. Rostopschin,

der Befehlshaber von Moskau hatte den ungeheuern Plan gefaßt, die Franzosen dadurch zu verderben, daß er die herrliche Czarenstadt mit allen ihren Reichthümern und Kostbarkeiten den Flammen Preis gab. Von allen Einwohnern waren auf seinen Befehl nur 2000 Sträflinge aus den Zuchthäusern zurückgeblieben, die mit teuflischer Freude den schauerlichen Auftrag erfüllten. Nach sechs Tagen war das schöne, reiche Moskau ein großer, rauchender Schutthaufen. Der Untergang Moskaus war auch das Grab für die Pläne und das Glück Napoleons. Er mußte seinen Rückzug antreten. Aber welch einen Rückzug! Die Hungersnoth wüthete bald in den ermatteten Reihen. Wie gierige Raubthiere sah man die Armen über jedes gefallene Pferd herstürzen und das Fleisch mit ihren Nägeln und Zähnen herunterreißen. Zu diesem Schrecken gesellte sich ein früher und strenger Winter. In dumpfer Verzweiflung lagerten sich die Unglücklichen des Abends auf die hartgefrorne Erde um die Feuer und schlossen die müden Augen, um nimmer zu erwachen. Und wen der Hunger und die Kälte mitleidig verschonte, den trafen sicher die nacheilenden Kosacken. Von dem großen, stolzen Heere erreichten kaum 30,000 Waffenfähige die preußischen Gränzen. Der Urheber all dieses Jammers aber hatte sich auf einem Schlitten davon gemacht, um in Paris ein neues Heer auszurüsten.

Das so lang unterdrückte und schwer beleidigte deutsche Nationalgefühl loderte in Flammen reiner Begeisterung auf, und Preußens Volk und König sagten sich zuerst in feierlicher Erklärung von dem unersättlichen Eroberer los. Schweden und sogar Oestreich traten den Verbündeten bei, und bald erhob sich das ganze deutsche Volk. Friedrich Wilhelm III. rief seinen Preußen zu: „Wir erlagen der Uebermacht Frankreichs. Jetzt ist der Augenblick gekommen, uns zu erheben. Preußen, ihr wißt, was euer trauriges Loos sein wird, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll endigen! Große Opfer werden von Allen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl unserer Feinde. Aber welche auch gefordert werden, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für welche wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Mit Zuversicht dürfen wir vertrauen, Gott und ein fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen und mit ihm die Wiederkehr einer glücklichen Zeit."

Diese königlichen Worte wirkten wie ein Zauberschlag durch die

gesammten preußischen Lande und fanden den freudigsten Wiederhall durch ganz Deutschland. Krieg! schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, von dem Niemen bis zur Elbe. Krieg! rief der verarmte Edelmann; Krieg! der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspann und Fuhren todt trieb; Krieg! der Bürger, den die Einquartierungen und Kriegssteuern erschöpften; Krieg! die Wittwe, die ihren einzigen Sohn in's Feld schickte. Jünglinge, die kaum wehrhaft waren, Männer mit grauen Haaren und wankenden Knieen, Väter zahlreicher Familien, Verwalter weitläufiger Geschäfte, Offiziere, die wegen Wunden und Verstümmelungen schon lange ehrenvoll entlassen waren, ja selbst Jungfrauen in Männertracht, Alle drängten sich zu den Waffen, Alle wollten sich üben und rüsten und für das Vaterland streiten und sterben. Frauen brachten ihren Schmuck, Kinder ihre kleinen Ersparnisse, manche edle Jungfrau, die sonst nichts zu geben hatte, ihr langes, schönes Haar; stille Gebete, fromme Arbeiten, geschäftige Sorgen und aufopfernde Mühen für die Ausziehenden, für die Kranken und Verwundeten, das waren die Opfer und Gaben des zarteren Geschlechtes. — Zwar schien bei Großgörschen — nahe bei Lützen — und bei Bautzen in Sachsen der Glücksstern Napoleons auf's neue aufgegangen zu sein; aber auf dem alten Schlachtfelde bei Wahlstadt, wo vor 600 Jahren Herzog Heinrich gegen die Mongolen fiel, an dem kleinen Flüßchen Katzbach erkämpfte der alte Blücher einen herrlichen Sieg, bis endlich auf den Feldern von Leipzig die Sonne den großen Tag der völligen Entscheidung heraufführte.

150.

Die Schlacht bei Leipzig am 16. 18. u. 19. Okt. 1813.

Der größte Theil des französischen Heeres, das noch aus 200,000 Mann bestand, lagerte bei Wachau, anderthalb Stunden südöstlich von Leipzig. Es war noch ein starkes, ausgesuchtes Heer; die Feigsten waren schon nach Frankreich vorausgegangen, die Schwächlichen hatten die Mühseligkeiten, die Kälte, der Hunger und die Krankheiten hinweggerafft; nur der Kern war übrig geblieben, der sich noch unter der Anführung Napoleons für unüberwindlich hielt. Und in der That, wer diese Schaaren in unabsehbaren Reihen in diesen Tagen durch Leipzig ziehen sah, der mochte wohl für Deutschlands Befreiung zittern.

Fürst Schwarzenberg, Oberfeldherr der verbündeten Heere, war von Süden her angerückt und ließ in der Nacht vom 15. bis 16. October drei große weiße Raketen gegen den dunkeln Himmel aufsteigen, um dem verbündeten Heere an der andern Seite von Leipzig seine Ankunft zu melden; und siehe, bald darauf leuchteten von Norden her vier rothe Raketen als Antwort empor, und die Herzen freuten sich der brüderlichen Zeichen. Am Morgen des 16. redete Fürst Schwarzenberg seine Krieger also an: „Der wichtige Augenblick des heiligen Kampfes ist erschienen, wackere Krieger! Die entscheidende Stunde schlägt; bereitet euch zum Streite! Das Band, das mächtige Nationen zu einem großen Zwecke vereiniget, wird auf dem Schlachtfelde enger und fester geknüpft. Russen! Preußen! Oestreicher! Ihr kämpft für Eine Sache, kämpft für die Freiheit Europa's, für die Unabhängigkeit eurer Staaten, für die Unsterblichkeit eurer Namen! Alle für Einen! Jeder für Alle! Mit diesem erhabenen, männlichen Rufe eröffnet den heiligen Kampf! Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist euer!"

Es war ein düsterer, nebliger Morgen; aber bald nach 9 Uhr, als der Donner der Geschütze sich erhob, da theilten sich die Wolken, der Himmel wurde heiter, und die Sonne beschien den ganzen Tag hindurch das blutige Schlachtfeld. 600 Kanonen führten die Franzosen, und wohl 800 bis 1000 die Verbündeten in das Treffen. So schrecklich war das Feuer der Geschütze, daß die Erde erbebte, und daß die ältesten Krieger versicherten, ein solch entsetzliches Getöse und Krachen noch nie gehört zu haben.

Die ganze französische Schlachtreihe wich zurück; Napoleon, im Mittelpunkte mit dem Kerne des Fußvolkes, der Reiterei und des Geschützes, drang stürmisch vor und warf die Verbündeten wieder zurück, eroberte wieder die Dörfer, die man ihm vorher genommen, besetzte die sogenannte Schwedenschanze, eine Anhöhe, welche die Gegend weit umher beherrscht, und träumte sich schon den Sieg gesichert. Er sendete Nachmittags 3 Uhr eine Siegesbotschaft an den König von Sachsen und ließ in Leipzig alle Glocken läuten; aber es war zu früh. Allerdings sind die Franzosen, den stürmischen Murat an der Spitze, schon bis zum Dorfe Güldengossa gekommen und suchen mit Gewalt dieses wichtigen Dorfes Meister zu werden; schon sind sie bis in die Mitte des Dorfes vorgerückt, schon haben die französischen Küraßiere eine Batterie von 26 Stücken überwältiget und die Bedeckung niedergehauen, schon stehen sie etwa noch 200 Schritte

von dem Hügel entfernt, auf welchem die Monarchen von Rußland und Preußen die Schlacht überblicken, — nur ein sumpfiger Teich liegt noch dazwischen, — da gibt Kaiser Alexander seinen donischen Leibgarde-Kosacken den Befehl zum Angriffe. Mit lautem, freudigem Hurrah sprengen sie mit eingelegten Lanzen gegen die geharnischten Reiter daher, brechen ihre Haufen, werfen sie zurück, erobern die verlornen Geschütze wieder, und obgleich der eifrige Murat noch einmal seine Tapfern zum Sturme führt, die Russen bleiben Sieger, die Preußen schlagen jeden Angriff heldenmüthig zurück, und die Oestreicher rücken in ihre vorige Stellung wieder ein. Nach 10stündiger, blutiger Arbeit standen die Heere fast wie beim Anbruch des Tages, ja auf der Seite, wo die todesmuthigen Polen unter Poniatowsky fochten, hatte das französische Heer Vortheile errungen.

Aber im Norden von Leipzig, bei dem Dorfe Möckern, ging es anders. Gerade als Napoleon seinen Sieg über Schwarzenberg voreilig in Leipzig verkünden ließ, als das Herz der Seinigen sich an dem trügerischen Klange der Glocken weidete, da fuhr der Preußenheld Blücher mit seinem guten Schwerte durch seine voreilige Rechnung. Große Erinnerungen bezeichnen diese Felder; es waren dieselben, auf denen Gustav Adolph einst den harten Tilly, den Zerstörer Magdeburgs, schlug. Dreimal wurde Möckern im Sturme genommen, dreimal wieder verloren, viele Anführer hatten die Erde schon mit ihrem Heldenblute getränkt; aber immer von neuem drangen die Preußen gegen das brennende Dorf, und als Abends die Russen zur Hülfe herbeieilten, hatte die tapfere Preußenschaar den schweren Sieg schon errungen und die Franzosen zurückgeworfen.

Jetzt ruhte der Donner der Schlacht, und tausend große und kleine Feuer loderten im weiten Kreise um Leipzig durch die schwarze Nacht empor. Acht Dörfer schlugen in Flammen zum Himmel auf, und viele Tausende schliefen nun auf diesen Feldern den festen Todesschlaf, und viele Tausende kämpften mit den herbsten Schmerzen und erflehten sich den Tod als Gnade.

Der 17. Oktober wurde mit vergeblichen Unterhandlungen hingebracht, und am Morgen des 18. stand Europa wieder zum Kampfe einander gegenüber. Der große Tag brach an, da dem Eroberer der angemaßte Siegeskranz, der bis dahin schon manches Blatt verloren hatte, von seinem Haupte gerissen werden sollte. Von drei Seiten wurde Napoleon angegriffen; von Süden her geschah der Hauptangriff gegen den französischen Mittelpunkt, wo der Kaiser auf einem

Hügel bei einer halbzerstörten Windmühle, einem treuen Abbilde seines sinkenden Glückes, seinen Standort hatte. Punkt acht Uhr Morgens begann der Kampf. Die Polen unter Poniatowsky wehrten sich wie Verzweifelte, aber die Oestreicher schlugen sie zurück und besetzten das Dorf Dölitz. Napoleons Mittelpunkt Probstheyda sah den härtesten Streit; die Gartenmauern waren Schanzen, jedes Haus eine Festung, und die heldenmüthigste Tapferkeit der Preußen und Russen vermochte nicht des Dorfes Meister zu werden. Die Kartätschen schmetterten von allen Seiten so in ihre Reihen, daß die Kämpfenden zuletzt nicht mehr über die Haufen der Todten hinwegsteigen konnten. Da liegt mancher tapfere Jüngling erschlagen und hat mit seinem jungen, frischen Leben unsere Freiheit bezahlt.

Der linke Flügel der Franzosen unter Ney litt an diesem Tage die härteste Niederlage. Der Kronprinz von Schweden erbat sich von dem alten Blücher 30,000 Mann Preußen zur Unterstützung. „Wohl! sagte der alte Held, aber ich will sie selbst führen.“ Und bis der Kronprinz von Schweden auf weiten Umwegen über eine Brücke der Partha setzte, ging Blücher mit den unverzagten Russen viel näher bei Leipzig gleich durch's Wasser, obwohl das Fußvolk bis an den Gürtel hineinsank. Dann ließ er dem Kronprinzen sagen, er sei schon hinüber und warte seiner weitern Befehle. Nun zog sich's immer enger und blutiger um die Franzosen zusammen; Sachsen und Württemberger gingen mit freudigem Zuruf zu den Deutschen über, denn sie wollten ihr Blut nicht länger für Den vergießen, der durch unsinnigen Trotz sein eigener Verderber wurde. Dorf um Dorf ging für Napoleon verloren, und als sich der blutige Tag zu seinem Ende neigte, eilten von allen Seiten Siegesboten zu dem Hügel, auf welchem die drei Herrscher von Oestreich, Rußland und Preußen auf die Kniee gesunken waren, um dem Lenker der Schlachten für diesen Sieg zu danken. Hunderttausend der Verbündeten standen noch im Rückhalt, die noch nicht gekämpft hatten, und die da wünschten, die Sonne möge verweilen, damit auch sie einen Theil am Ruhme dieses Tages gewinnen möchten. Napoleon dagegen erwartete mit Sehnsucht die Nacht, die seine noch übrigen hartbedrängten Haufen aus der Hand der ungestümen Feinde erretten sollte. Nach Mitternacht begann der Rückzug des französischen Heeres durch Leipzig. Voran zogen die Garden, und in unabsehbaren Zügen kamen die gelichteten Regimenter; ein zahlloser Troß von Wagen, Pferden und Gepäck folgte, und als der Tag anbrach, und von allen Seiten die Verbündeten zum An-

griffe herbeieilten, da strömten die Fliehenden in solchem Getümmel nach dem Einen Ausgange hin, daß Napoleon nur auf einem Umweg das Freie gewinnen konnte, wo er sich zwischen Fußvolk und Reiterei, Geschütz und Pulverwagen, Gesunden und Verwundeten, Frauen und Kindern im ordnungslosen Strome mit fortreißen lassen mußte. Die Verwirrung wäre gränzenlos geworden, wenn die Verbündeten Leipzig beschossen hätten; aber ein so grausames Mittel, welches Tausende von unschuldigen Einwohnern mit verdorben hätte, war ihrem menschenfreundlichen Herzen fremd; die Polen und Franzosen, welche heldenmüthig — dieser Ruhm soll ihnen nicht geschmälert werden — den Rückzug deckten, vertheidigten jeden Schritt; jedes Gartenhaus und jede Hecke mußte erobert werden, und es floß noch viel Blut. Um halb zwölf Uhr drangen die ersten Preußen in die Stadt ein, und der Hörnerklang der pommerischen Schützen war den ängstlich harrenden Einwohnern ein Freudensignal, in das sich ihr tausendstimmiger Vivatruf mischte.

Um diese Zeit wurde die einzige Brücke über die Elster — man weiß nicht, ob aus Voreiligkeit eines Feuerwerkers oder auf Befehl Napoleons — in die Luft gesprengt. Einen Schrei des Entsetzens stießen Alle aus, die sich zu dieser Rettungsbrücke hingedrängt hatten, und zerstreuten sich schnell nach allen Seiten, um einen andern Ausweg zu finden. Viele stürzten sich in die Elster, um hindurch zu schwimmen; allein sie kamen fast alle in dem tiefen Flusse um. Auch der polnische Fürst Poniatowsky fand in seinen Fluthen den Tod.

Nach ein Uhr zogen Alexander und Friedrich Wilhelm unter dem lauten Siegesgruße ihrer tapfern Schaaren und dem Freudengeschrei der Einwohner in die gerettete Stadt. Bald folgte Kaiser Franz, und es war ein erhabener Augenblick, als sich diese Drei die Rechte reichten zum ferneren Bunde gegen fremde Tyrannei und Willkürherrschaft, und als eine dankbare Freudenthräne in ihrem Auge glänzte, dem Gotte dargebracht, der dem Rechte einen herrlichen Sieg verliehen hatte.

151.

Am 18 Oktober.

Hör', liebe deutsche Jugend, an,
Was heute Gott, der Herr, gethan!
Nimm's wohl zu Ohr und Herzen;

Das Land, da ihr geboren seid,
Das Land der Treu' und Redlichkeit,
War einst ein Land der Schmerzen.

Ein fürchterlicher Zwingherr kam,
Der uns die liebe Freiheit nahm,
Und schlug mit eisern'n Ruthen.
Der Vater mußte frohnen geh'n,
Der Sohn weit weg zu Felde steh'n,
Für unsern Dränger bluten.

Da sah der Herr vom Himmel d'rein,
Erbarmt sich unsrer Noth und Pein
Und fuhr herab im Wetter.
Held Blücher und Held Schwarzenberg,
Von Gott erseh'n zum großen Werk,
Die wurden Deutschlands Retter.

Bei Leipzig in der Völkerschlacht,
Da ward dem Feind Garaus gemacht,
Wir schlugen ihn zu Boden;
Und Fürst und Volk fiel auf die Kniee:
„Gott hat's gethan!" so riefen sie,
Und schöpften wieder Odem.

D'rum wer ein Deutscher heißen mag,
Halt' im Gedächtniß diesen Tag
Auf ew'ge, ew'ge Zeiten;
Und kommt ein Feind, gebt euch die Hand,
Laßt uns für's liebe Vaterland,
Wie die bei Leipzig streiten!

F. G. Wetzel.

152.

Marschall Blücher in der Schlacht bei Waterloo oder Belle Alliance.

Nach der Schlacht von Leipzig und der Flucht Napoleons über den Rhein, rückten die Verbündeten rasch vor Paris. Nichts half, daß ein kleiner Haufe Franzosen sich ihnen mit verzweifeltem Muthe entgegenwarf, die Verbündeten siegten und zogen am 31. März 1814 in Paris ein unter lautem Jubelruf der Bevölkerung. Napoleon mußte dem Throne entsagen und sich auf die Insel Elba im Mittelmeere zurückziehen. Die Bourbonen regierten wieder in Frankreich; allein sie thaten dies mit so wenig Geschick, daß die Blicke der ganzen Nation sich sehnsüchtig nach Elba hinwandten. Darauf hatte Napoleon geharrt; plötzlich erschien er an der Spitze seiner alten Garde an Frankreichs Küsten, und sein Zug nach Paris war ein Triumphzug.

Kaum hatte der alte Blücher gehört, daß sich Napoleon von dem Eisenfelsen der Insel Elba losgerissen hatte, und nun wieder sein altes Kriegsglück versuchen wollte, als er in aller Frühe vor das Bett des englischen Gesandten trat und den Hochverwunderten ganz lakonisch fragte: „Haben die Engländer eine Flotte im mittelländischen Meere? Jetzt müssen wir von vorn anfangen, und daran seid ihr schuld." Blücher wurde, wie man nicht anders erwartete, zum Oberfeldherrn des preußischen Heeres ernannt, und schon am 16. Juni wurde er von den kampflustigen Franzosen bei Ligny angegriffen. Blüchers leichte Reiterei wird geworfen; sein Schimmel von mehreren

Kugeln durchbohrt, stürzt nieder, und der Held darunter. Niemand bemerkt ihn; nur sein treuer Adjutant, Graf von Nostiz, bleibt ihm zur Seite; die feindlichen Kürassiere jagen in wilder Eile vorüber, ohne den Feldmarschall zu bemerken; sie jagen, von den Preußen zurückgeworfen, abermals vorbei, und jetzt erst brachte man Blücher unter dem todten Pferde hervor, worauf er ein Dragonerpferd bestieg. Am Abend sagte er zu seinem Freunde Gneisenau: „Wir haben Schläge gekriegt; wir müssen die Scharte wieder auswetzen."

Napoleon setzte sich nun gegen Wellington in Bewegung, und dieser schrieb an Blücher, er möchte ihn mit zwei Armeekorps unterstützen. Der Feldmarschall antwortete: „Mit dem ganzen Heere, mit allen meinen Truppen werde ich kommen." Und er brach, obgleich noch wund und lahm, sogleich auf, um sein Wort zu lösen. Als ihn sein Wundarzt noch einreiben wollte, rief er im heiligen Jünglingseifer: „Ach, was noch schmieren! Laßt sein! Ob ich heute balsamirt oder unbalsamirt in die andere Welt gehe, das wird auf Eins heraus kommen." Und damit schwang er sich zu Pferde, obgleich ihn bei jeder kleinen Bewegung die gequetschten Glieder schmerzten. Er that Alles, um den Zug zu beschleunigen; aber ein starker Regen hatte den Boden durchweicht, die Bäche geschwellt, die Gräben gefüllt. Da kamen von Wellington Boten auf Boten und berichteten von Napoleons übermächtigem Andrange, und wie sehr die Ankunft der Preußen ersehnt werde. „Vorwärts, Kinder, vorwärts!" rief Blücher, seine Truppen anfeuernd; überall fördernd flogen seine Blicke und Worte umher; wo ein Hinderniß entstand, wo eine Stockung sich zeigte, war er sogleich gegenwärtig; allein es ging nicht; die Truppen erlagen fast den Mühseligkeiten. „Kinder, rief Blücher, es muß gehen! Vorwärts! Ich habe es ja meinem Bruder Wellington versprochen, hört Ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?" Um fünf Uhr Nachmittags kam er an; der Augenblick der Entscheidung war gekommen und keine Zeit zu verlieren. Die Preußen fielen den Franzosen sogleich in den Rücken; diese wandten sich, ohne die Besonnenheit zu verlieren, und eine mörderische Schlacht begann. Immer frische Truppen führte Blücher in den Kampf, immer weiter drängte er vor, immer zuversichtlicher zeigte er dem Feinde seine nachrückenden Kolonnen. Von drei Seiten war des Feindes rechte Flanke umzingelt; sie wich, und mit Sturmschritt und unter Trommelschlag gings von allen Seiten auf die Franzosen los. Sie zogen sich allenthalben zurück und Blücher rastlos hinter ihnen drein; der Rück-

zug wurde bald zur wilden Flucht; eine völlige Auflösung des Heeres trat ein.

An derselben Stelle, von wo aus Napoleon während dieses Tages seine Befehle gegeben hatte, bei der Meierei Belle Alliance, trafen sich im Mondscheine die siegreichen Feldherrn, Blücher und Wellington, und drückten sich glückwünschend die Hand. Mit unbeschreiblichem Jubel zog das preußische Heer vor seinem Marschall vorüber. „Nicht wir, ruft er den Frohlockenden zu, nicht wir, sondern unser Herrgott hat das gethan.“ Dann befiehlt er die schnellste und unablässige Verfolgung des Feindes: „Wenn wir — sprach er — diese Schelme nicht die ganze Nacht hindurch jagen, so haben mir sie morgen wieder auf dem Halse.“ Bei Gemappe fand man Napoleons Wagen mit Hut und Degen, Mantel und Orden; so eben hatte er sich auf ein Pferd geworfen, um der Gefangenschaft zu entgehen. Bis zum Anbruch des Tages dauerte die Verfolgung. Der Feind floh bis weit hinter seine Festungen zurück, und selten ist ein so vollkommener Sieg erfochten, selten eine so gräßliche Niederlage gesehen worden.

153.

Joseph von Frauenhofer.

Daß auch unter dem größten Drucke der Armuth, unter den ungünstigsten äußeren Verhältnissen ein reger Geist sich eine Bahn brechen kann, die zu Ehre und Ruhm führt, zu einem Ruhm, wie hohe Geburt und die Schätze dieser Erde ihn nimmer geben können: das beweist die Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Mannes.

Joseph Frauenhofer wurde den 6. März 1787 zu Straubing an der Donau von armen Eltern geboren. Schon in frühester Jugend hielt ihn sein Vater, der ein Glaser war, zu seinem Geschäfte an, und die Schule sah Joseph daher selten oder nie. Mit seinem Kasten auf dem Rücken mußte er, zuerst in Gesellschaft seines Vaters, dann später allein, von Dorf zu Dorf in der Umgegend wandern, und um das Maß seines Unglücks voll zu machen, starben seine Eltern, als er erst elf Jahre zählte. Sein Vormund gab ihn zu einem Drechsler in die Lehre; aber es zeigte sich bald, daß sein schwacher Körper solcher Arbeit nicht gewachsen war, und daß er unterliegen würde. Man brachte ihn daher als Lehrling zu dem Hofspiegelmacher und Glasschleifer Weichselberger in München, wo er, da er kein Lehrgeld bezahlen konnte, sechs Jahre ohne

Lohn arbeiten mußte. Was den regsamen und lernbegierigen Joseph zu dieser Zeit am meisten schmerzte, war, daß ihm sein Lehrmeister nicht erlaubte, die Feiertagsschule zu besuchen, und er so des Lesens und Schreibens fast völlig unkundig blieb. Im zweiten Jahre seiner Lehrzeit ereignete sich ein Unglück, das der Grundstein zu Josephs Glück und der Anfang einer besseren Zeit für den armen Knaben wurde. Im Thiereckgäßchen stürzten nämlich am 21. Juli 1801 zwei Häuser plötzlich zusammen und begruben mehrere Personen unter ihrem Schutte. Eines der Häuser war das des Lehrherrn unseres Frauenhofers, und unter den Lebendigbegrabenen war auch Joseph. Sein Kopf war durch Kisten, die sich gegenseitig stützten, so weit frei geblieben, daß er um Hülfe rufen konnte, und mit unsäglicher Mühe grub man von den anstoßenden Häusern aus eine Art Schacht, machte in den sich kreuzenden Balken und Brettern mit kurzen Lochsägen die nöthigen Oeffnungen und räumte den immer nachstürzenden Schutt hinweg. Der menschenfreundliche König Maximilian Joseph, damals noch Kurfürst, kam selbst an den Ort des Unglücks, besah und untersuchte selbst die Oeffnungen, welche zu dem verschütteten Knaben führen sollten, hörte mit Grauen dessen Hülferuf, ermunterte, bat, beschwor die Arbeiter, die höchst gefährlichen Nachgrabungen fortzusetzen, und nach vierstündiger Arbeit der mühevollsten und gefährlichsten Art hatte man die unbeschreibliche Freude, den armen Joseph noch lebend und ohne gefährliche Wunden und Quetschungen hervorzuziehen. Die Frau seines Lehrherrn, die nur fünf Fuß tiefer lag, zog man todt aus dem Schutte. Das war ein großes Glück, aus so augenscheinlicher Gefahr gerettet worden zu sein, und ein noch größeres sollte folgen. Maximilian Joseph nahm sich nun des Knaben an; er sorgte für seine Heilung, er beschenkte ihn reichlich, er erweckte ihm noch so manchen Freund und Beschützer, wozu namentlich der Geheimerath von Utzschneider gehörte, der den lernbegierigen Knaben mit Büchern unterstützte. Frauenhofers Zimmer war aber ohne Fenster, und des Nachts durfte er kein Licht brennen; sein Lehrmeister untersagte ihm das Studium dieser Bücher, und so konnte Joseph nur an Feiertagen außer dem Hause einige Stunden studiren. Alle diese Hindernisse überwand er mit seltenem Muthe; ihn hob und begeisterte der Gedanke, das erwünschte Ziel doch noch erreichen zu können. Die Unterstützungen des Königs verwandte er dazu, seinem Lehrmeister das letzte halbe Jahr seiner Lehrzeit abzukaufen, verschaffte sich dann eine Schleifmaschine, fing an zu graviren und war schon auf dem Wege,

sich ehrlich und redlich nähren und dabei seinen Studien leben zu können, als der Krieg die Stadt München stark heimsuchte, jeden Erwerb störte und Frauenhofer mehr als je in eine bedrängte und gedrückte Lage versetzte. Zu dem Könige zu gehen und ihn um neue Unterstützung anzuflehen, die ihm mit Freuden gewährt worden wäre, das verbot ihm seine Bescheidenheit und sein Ehrgefühl. Da nahm sich Utzschneider wieder seiner an, brachte ihn in das mathematisch-mechanische Institut zu Reichenbach, wo er bald in die erledigte Stelle eines Optikers eintrat, und war ihm durch sein ganzes Leben hindurch väterlicher Freund und Rathgeber. Nun machte Frauenhofer seine vielen nützlichen Entdeckungen und Erfindungen, die ihn unsterblich gemacht haben. Seine Schleif- und Polir-Maschinen, sein nach genauen Berechnungen geschliffenes Flint- und Kronenglas, das seine Fernrohre zu den beßten in der Welt erhob, seine Forschungen über die Gesetze des Lichts und die Brechung der Lichtstrahlen sind für Wissenschaft und Kunst große, nie ganz zu würdigende Verdienste, die ihm einen ewigen Ruhm sichern werden.

Bald kam das optische Institut ganz unter seine Leitung, er wurde Conservator des königlichen physikalischen Kabinets, der König ertheilte ihm das Ritterkreuz des Civil-Verdienstordens, die Universität Erlangen ernannte ihn zum Doktor der Philosophie, und als er im Jahre 1826 starb, da trauerte nicht blos München, da war Europa betrübt, einen Mann von solchen Verdiensten verloren zu haben. Er ruht an der Seite des wenige Tage vor ihm dahingeschiedenen großen Mechanikers Georg von Reichenbach, und seine Grabstätte ziert die Inschrift: „Approximavit sidera.“ (Er hat die Gestirne uns näher gebracht.)

In Straubing wurde seinem Geburtshause gegenüber seine Büste aufgestellt und die Straße nach seinem Namen genannt.

154.

Zwei Särge.

In dunkler Gruft zu Weimar
Steh'n sich zwei Särge nah,
D'rin schlafen zwei deutsche Sänger,
Wie nimmer die Welt sie sah.

Als wie zwei Meteore
Erschien das Sängerpaar,
Der Eine mit Blitzesflammen,
Der And're wie Mondlicht klar.

Der Eine im Adlerfluge
Wildbrechend sich die Bahn,
Der And're klug und besonnen
Durch Wogen lenkend den Kahn.

Dahin durch alle Weiten
Erscholl ihrer Lyra Klang,
Das Echo der fernsten Berge
Nachhallte von ihrem Gesang.

Nun Beide siegreich durchzogen
Des Lebens Fluthgebraus,
Nun schlafen die beiden Sänger
In den beiden Särgen aus.

Der Eine mit blonden Locken,
Der And're mit weißem Haar,
Wer forschte, wie Jener geheißen?
Und früge, wer Dieser war?

J. N. Vogl.

Inhalt.

Die mit Sternchen bezeichneten Stücke sind Poesien.

Fuch